Princeton University Library
32101 065279190

Heidler.

C. 5. a.

902
454

[redacted]

Library of

Dei Sub Numine Viget

Princeton University.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Hermes.

Siebenundzwanzigster Band.

Digitized by Google

Gedruckt
bei
Friedrich Brockhaus
in Leipzig.

Digitized by Google

Hermes,

oder

Kritisches Jahrbuch der Literatur.

Siebenundzwanzigster Band.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung

von

D. Karl Ernst Schmid,

herzogl. sächs. Geheimenrathe, der Rechte ordentlichem öffentlichem Lehrer, der Juristenfacultät und des Schöppenstuhls Ordinarius und Rathe des Gesammt-Oberappellationsgerichts zu Jena.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1826.

Digitized by Google

Hermes.

Siebenundzwanzigster Band.

I.

Revision der philosophischen Moral seit Kant und Jacobi.

1. Principien der Ethik in historischer Entwickelung, von Leopold von Henning. (Berlin, Herbig. 1824. 8.)

Eine kritische Darstellung der Geschichte der philosophischen Sittenlehre kann bei den bedeutenden Bewegungen, die in neuerer Zeit die Philosophie überhaupt erschütterten, nicht ohne Interesse seyn. Unsere Zeit ist überhaupt für alle Wissenschaften eine Zeit der Krisis und des Schwankens; der Kampf der Extreme, welcher nichts in seiner hergebrachten Sicherheit stehen läßt, droht alle Gewißheit der Erkenntniß zu zerstören und völlige Anarchie in die Wissenschaft einzuführen, und durch das Streben nach Vermittelung der Parteien und nach Verdeckung und Umgehung der Streitpuncte wird die Schwierigkeit eher vermehrt als vermindert. In einer solchen Lage ist es immer von großem Nutzen, einen Blick rückwärts zu wenden auf den Stand der Wissenschaft und auf die Art, wie sie geworden ist was sie ist, die einzelnen Bestrebungen, Bewegungen und Veränderungen im Zusammenhange zu betrachten und aus ihnen wieder mit mehr Ruhe auf den jetzigen Zustand zu schauen und den Punct zu finden, auf den es eigentlich ankommt, der aber von Leidenschaftlichkeit und Kurzsichtigkeit so oft verfehlt wird. Ein Rückblick auf die Moralphilosophie möchte aber noch ganz besonders an der Zeit seyn, da der geschilderte Zustand der Wissenschaft vorzüglich die Moral trifft, und von der einen Seite her geradezu auf Vernichtung derselben in ihrer tiefsten Wurzel durch verkehrte Speculationen hingearbeitet, von einer andern wenigstens alles Mögliche gethan wird, um sie allem klaren Verständniß gänzlich zu entziehen; von einer dritten aber, um sie dem Leben möglichst zu entfremden oder

(RECAP) 0902 .454 v.27 672047

Digitized by Google

das Leben in todte Formen zu zwängen; da ferner hier Gleichgültigkeit und Vernachlässigung der Wissenschaft die Folge zu seyn scheint, und da sich endlich selbst im Leben, in einer höchst nachtheiligen Unklarheit, Willkürlichkeit und einem Leichtsinn in Hinsicht moralischer Grundsätze, gefährliche Wirkungen dieser Verwirrung und Vernachlässigung der Wissenschaft der Moral zu zeigen anfangen. Wenn daher im Rückblick auf die bisherige Geschichte der Moralphilosophie, Ruhe, Festigkeit und Ansicht in die Behandlung derselben zurückführen und die Bahn für strenge, tiefe Wissenschaftlichkeit, von welcher Leichtsinn und Parteigeist sie abgezogen haben, wieder ebnen kann, so ist ein solches Unternehmen sehr verdienstlich. Um dieses Verdienst hat sich Hr. v. Henning beworben, der in der angeführten Schrift die als zufällig erscheinende Mannigfaltigkeit der Erscheinungen der Geschichte als eine nothwendige Einheit darzustellen sucht. Ob er aber diesen Zweck durch die Art der historischen Entwickelung der ethischen Grundsätze, wie sie hier gegeben ist, wirklich erreicht habe, dies muß bei näherer Betrachtung des Werkes sehr bezweifelt werden; ob ihm gleich Scharfsinn, Klarheit, Leichtigkeit der Darstellung nicht abzusprechen sind. Dem Verf. fehlt gerade diejenige Eigenschaft, welche für eine freie beurtheilende Darstellung unumgänglich nothwendig ist, nämlich diejenige Unabhängigkeit des Urtheils von einer gewissen Partei oder einem besondern System, welche der Natur der Sache nach möglich ist. Zwar ist es allerdings ein Vorurtheil, von dem Historiker gänzliche Parteilosigkeit zu fordern, und namentlich von dem Bearbeiter der Geschichte der Philosophie, daß er außerhalb jedes Systems stehe. In einem gewissen Sinne muß selbst der Historiker einer Partei angehören. Wer für gar keine Angelegenheit Partei ergriffe, der müßte entweder allen menschlichen Interessen abgestorben und zu einem gänzlichen Indifferentismus gelangt seyn, oder er müßte die Schranken der menschlichen Natur überschritten haben und überall unmittelbar die absolute Wahrheit schauen, die von keinem Zweifel und Irrthum mehr getrübt werden kann. Jener Indifferentismus aber würde für die Geschichtschreibung ganz untauglich seyn; vielmehr muß man von jedem Historiker verlangen, daß er von seinem Gegenstand eine feste, entschiedene Ansicht habe, und diese wird sich vorzüglich in philosophischen Gegenständen mehr oder weniger immer zu einem bestimmten Systeme gestalten müssen. So ist es also auch an dem Verf. keineswegs zu tadeln, wenn er (Vorr. S. XII u. XIII) offen bekennt, daß er bei seiner Arbeit von einem bestimmten System ausgegangen sey. Auf der andern Seite aber kann und muß man allerdings von einem Historiker verlangen, daß er nicht so blind für seine Partei eingenommen

Digitized by Google

sey, um sie für die allein seligmachende zu halten und nur in ihrem System die absolute Wahrheit zu finden. Er muß die Freiheit seines Urtheils insoweit bewahren, daß er einsieht, es gebe für den Menschen überhaupt keine absolute Wahrheit, kein abgeschlossenes System derselben; sondern sie sey mit Irrthum überall vermischt, fehle aber auch nirgends ganz. Er muß daher fähig seyn, die Wahrheit überall, wo sie sich finde, auch bei der Gegenpartei, anzuerkennen; er muß sich die Wahrheit unter den verschiedensten Gestaltungen und Verhüllungen denken können, wie sie die Geschichte zeigt, ohne einseitig nur die Form seiner Partei oder seines Systems gelten zu lassen. Dies ist aber Hr. v. Henning nicht fähig, wenn er, nach seiner eigenen Erklärung (Vorr. S. XV) sich so ganz und gar in den Schooß des Hegel'schen Systems wirft, daß er auf ein eigenes freies Urtheil geradezu verzichtet, wenn er dies System so sehr für das allein wahre hält, daß er sogar das Daseyn aller andern philosophischen Systeme (deren Geschichte er doch selbst von Seiten der Sittenlehre hier beschreiben will) rein ableugnet, weil es, so wie es nur eine Vernunft, so auch nur ein System derselben und eine Philosophie gebe (Vorr. S. XIII); und wenn er endlich (ebend.) erklärt, die Geschichte der Sittenlehre nur vom Standpunct dieser Einen Philosophie darstellen zu wollen. Nach diesen Grundsätzen konnte er die Pflichten eines Historikers nicht erfüllen, denn ihm fehlt gänzlich die Unparteilichkeit und Freiheit des Urtheils. Ein Hauptnutzen der Geschichte der Moral für die wissenschaftliche Behandlung derselben, die Erhebung des Urtheils über die Ansichten und Streitpuncte der Gegenwart, wird vernichtet, da auch in die Geschichte der Parteisinn der Gegenwart hineingetragen, auch sie als Parteisache behandelt wird. Der Verf. geht geradezu darauf aus, sein Hegel'sches System durch die Geschichte zu bestätigen, und diese Eine (?) Philosophie von Seiten der Sittenlehre als Endpunct aller Veränderungen und Bestrebungen für dieselbe darzustellen. Damit fällt also aller allgemeine historische und wissenschaftliche Werth dieser Arbeit weg, und ihr bleibt nur ihr Interesse für ihre Partei. Ist nun aber Einseitigkeit des Standpunctes von Seiten einer gewissen Partei und Beschränkung des Gesichtspuncts auf eine besondere Schule schon an sich für einen Historiker ein großer Fehler, so ist gerade diese hegelisch-naturphilosophische Schule der Behandlung der Geschichten am ungünstigsten. Die Geringschätzung gegen alle Erfahrungserkenntniß, die in dieser Schule herrscht, macht sie auch gegen das historische Studium ungünstig und benimmt ihr den echten historischen Sinn. Sie will alle Erkenntniß aus sich selbst, aus dem eigenen Denken herausspinnen, und so will sie auch in der Geschichte nicht das

Digitized by Google

Gegebene als solches annehmen, sondern sie trägt ihr Gedankengespinnst in jene hinüber, und will auch die Geschichte a priori aus ihren Principien ableiten. Hier aber zeigt sich eben die Armuth dieser Schule an Ideen und realen Erkenntnissen. Ihr ganzer Reichthum ist auf einige leere logische Formeln und dialektische Künste beschränkt. Mit diesen sucht sie die unendliche Fülle der Geschichte zu erklären, oder vielmehr aus ihnen macht sie sich selbst eine eigene Geschichte. Ihre ganze Weisheit besteht in nichts weiter als in der einen wiederkehrenden dialektischen Spielerei, daß zuerst der Gegensatz einer subjectiven und objectiven Seite gesucht, dann aber durch eine dialektische Wendung in der Identität aufgehoben wird. Dieses ewige Schwanken zwischen Subjectivität und Objectivität ist bei der naturphilosophischen Schule der Hauptgedanke, um den sich die ganze Geschichte drehen soll. Wie unfruchtbar also für die Geschichte gerade dieser Standpunct sey, ist deutlich. Aber noch unpassender, ja völlig untauglich ist er gerade für die Geschichte der Moralphilosophie, und es muß wirklich mit Verwunderung erfüllen, aus dieser Schule eine geschichtliche Entwicklung der ethischen Principien hervorgehen zu sehen, da eben sie, in ihrem wahren Sinn und mit Consequenz durchgeführt, geradezu auf die Vernichtung aller Moral hinleitet. Es wird sich in der Folge dieser Abhandlung Gelegenheit finden, diese Behauptung genauer zu erweisen, und ich mache hier nur im voraus darauf aufmerksam, ob eine Moral bestehen könne, wo Geist und Natur, Freiheit und Nothwendigkeit Eins sind, wo also auch das Sittengesetz, als Gesetz der Freiheit, von dem Naturgesetz nicht mehr unterschieden ist. Da jedoch der Verf. sich in dieser Schrift nicht eigentlich die Geschichte zum Zweck gesetzt hat, sondern nur die Darstellung derselben von einem gewissen Standpunct aus und ihre Behandlung für diesen Standpunct, so darf man nicht eigne Forschungen über den Gehalt der Geschichte darin suchen; man darf weniger nach der historischen Richtigkeit der einzelnen Thatsachen und Meinungen fragen, als nach der Art, wie diese betrachtet und zusammengestellt werden, und nach der Gestalt, in der sie unter diesem Gesichtspunct erscheinen. Der Verf. unterscheidet ein dreifaches Erkennen, und dem gemäß auch ein dreifaches Bewußtseyn des Sittlichen, nämlich das unmittelbare, das reflectirende und das philosophische oder speculative. Das unmittelbare Erkennen ist das Auffassen der Gegenstände in ihrer concreten Einzelnheit, und dieses begreift das Sittliche als ein Seyendes, das allgemein geschieht, als Sitte. Das reflectirende Erkennen sucht auch die Gründe der vorliegenden Erscheinungen auf und zerlegt daher den unmittelbar als individuelle Totalität sich darstellenden Gegenstand in abstracte Stoffe, Kräfte,

Digitized by Google

Gründe u. s. w.; es sucht also auch bei dem Sittlichen die Gründe auf, und so erscheint ihm das Sittliche als ein erst Hervorzubringendes, Sollendes. Das philosophische Erkennen vereinigt das unmittelbare und reflectirende Erkennen in sich, indem es die Gegenstände als Concretes und als Allgemeines zugleich auffaßt; bei ihm erscheint so auch das Sittliche als Seyendes und Sollendes zugleich, als ein sich aus sich selbst nothwendig Bestimmendes und Seyendes. — Die beiden ersten Erkenntnißarten gehören somit nicht zu der philosophischen Erkenntniß, und eine Geschichte der Moralphilosophie hätte es also nur mit der letztern zu thun. Nach diesen Bestimmungen aber würde fast die ganze Geschichte der Sittenlehre unter die beiden ersten Erkenntnißweisen fallen, und der letzteren würde nur das Identitätssystem übrig bleiben. Alle empirischen Systeme der Sittenlehre, so wie alle auf Gefühl gegründeten gehören nach diesem Sinn zu der unmittelbaren Erkenntniß; alle dogmatischen, mehr auf Verstand gebauten und formalen Sittenlehren dagegen gehören der reflectirenden Erkenntniß an. Wenn übrigens nach dieser letztern Erkenntnißweise das Sittliche als ein Sollen aufgefaßt wird, so ist dies eben diejenige Ansicht, nach welcher allein eine Sittlichkeit möglich ist, und es müßte also nach diesem Begriff alle Sittenlehre auf Reflexion beruhen, wenn nicht eben die Reflexion noch eine höhre unmittelbare Erkenntniß voraussetzte, die uns als Glaube zu Theil wird. So enthält also die echt philosophische Erkenntniß allerdings eine gewisse Vereinigung der unmittelbaren und der reflectirenden Erkenntniß, aber in einem andern Sinn als wie der Verf. meint, wenn nach ihm das Sittliche als Seyendes und Sollendes zugleich erscheinen soll. Denn das Sittliche muß immer als ein Sollendes dem Seyenden, wie ein Jenseitiges dem Wirklichen entgegengesetzt werden, und die Aufhebung dieses Unterschieds ist eben nichts anders als die des Unterschieds zwischen Geist und Natur, Freiheit und Nothwendigkeit, womit die Moral vernichtet wird. Da nun die Aufhebung dieses Unterschieds eigentlich nirgends anders als in dem Identitätssystem statt findet, so würde nach des Vfs. Begriff von philosophischer Erkenntniß die Geschichte der philosophischen Sittenlehre erst mit diesem System anfangen, und man sieht daher nicht ein, wie er doch von einer Geschichte der philosophischen Sittenlehre reden, und wie er namentlich bei den Griechen und dann im Christenthum eine philosophische Sittenlehre finden könne. Nach dem bekannten und schon oben erwähnten Kunststück der Identitätsphilosophie, jede Idee zuerst aus der Unmittelbarkeit hervorgehen, dann in der Reflexion sich zerspalten, demnächst aber diesen Gegensatz überwinden und die Einheit wiedergewinnen zu lassen, wird auch hier die ganze Weltge-

Digitized by Google

ſchichte in vier Hauptperioden eingetheilt, denen eben ſo viel Geſtaltungen des ſittlichen Bewußtſeyns entſprechen. Sie ſind 1. das orientaliſche Zeitalter, welches der Unmittelbarkeit der Erkenntniß gehört; 2. das claſſiſche Alterthum, in doppelter Geſtalt, a. als griechiſche (2 Per.), b. als römiſche Welt (3 Per.), die erſtere in philoſophiſcher, die andere in reflectirender Erkenntniß; 3. (4 Per.), die moderne oder chriſtlich germaniſche Welt, die Rückkehr der Ideen zur Einheit, in noch vollſtändigerer philoſophiſcher Erkenntniß. Die beiden Extreme, der Orient als bloße Unmittelbarkeit und die römiſche Welt als bloße Reflexion, müſſen alſo aus dem Gebiet der philoſophiſchen Sittenlehre geſtrichen werden, und es bleiben nur die griechiſche und moderne übrig. Sieht man aber ſchon nicht ein, wie die griechiſche Philoſophie, die doch größtentheils Empirismus und Verſtandesreflexion iſt, und auch die chriſtliche faſt ganz bis auf die neueſte Zeit in dem oben angegebenen Sinn philoſophiſche Erkenntniß enthalten, ſo weiß man auch nicht, da es der Verf. doch mit der philoſophiſchen Sittenlehre allein zu thun haben will, warum er dennoch auch die orientaliſche und die römiſche Sittenlehre in ſeine Betrachtung hereinzieht. Erfreulich iſt es, hierbei zwar den Verf. nicht in jener Anſicht über die Geſchichte befangen zu ſehen, die bei einem großen Theil der Schellingianer gilt, nach welcher dieſelbe ein fortgehender Abfall von der Uridee der Menſchheit, ein beſtändiges Herabſinken von der Vollkommenheit iſt; ſo wie namentlich nach Schelling ſelbſt (Meth. d. akad. Stud. S. 165 fg.) die Geſchichte ein Zerſpalten des Abſoluten in ſeine reale und ideale Seite iſt, wobei das Alterthum die reale, das Chriſtenthum die ideale Seite iſt; der erſte Zuſtand der Menſchheit iſt nach ihm die Bildung und alle Geſchichte beginnt mit der Zerſtörung dieſes Glanzes und dieſer Vollkommenheit der Urwelt. Dem Verf. dagegen iſt die Geſchichte eine Entwickelung der abſoluten Idee der Menſchheit aus dem Zuſtand der Natürlichkeit und Unbewußtheit zu dem Selbſtbewußtſeyn und zur Freiheit bis zur bewußten Verſöhnung der Ideen mit der Natur. Daraus ergibt ſich nun zunächſt eine wichtigere und nüchternere Anſicht des Vfs. in Beziehung auf den Orient, in welchen viele Schellingianer allen Glanz und Herrlichkeit, die ihre Phantaſie zu erdenken weiß, zuſammentragen, und welcher von Schelling ſelbſt für das Größte und Herrlichſte, für die edelſte Menſchheit, die je geblüht hat, erklärt wird, und deren Wiederkehr auf die Erde nur ein ewiger Wunſch ſey (Tranſcendent. Idealismus). Nach §. 9, S. 23 fg. umfaßt der Orient das Kindes- und Knabenalter der Menſchheit, und iſt alſo der Geiſt in der Weiſe der Natürlichkeit. Der Begriff des Geiſtes aber verlangt Aufhebung dieſer Natürlichkeit und Unmittelbarkeit, und muß ſeine eigene That

Digitized by Google

seyn. Der orientalische Geist ist deswegen noch nicht frei, sondern gebunden durch die Natur. Darum sind in ihm die verschiedenen Sphären des geistigen Universums, Religion, Sittlichkeit, Poesie, Recht ꝛc. noch ungetrennt und nur auf Autorität gegründet. Hieraus ergibt sich für den Begriff des Sittlichen, im Orient, 1. daß das Sittliche noch ungetrennt von dem Religiösen erscheint (dies ist aber keineswegs, wie der Verf. S. 26 meint, einerlei mit der Einheit von Staat und Kirche); 2. daß es keine wissenschaftliche, philosophische Sittenlehre gibt, denn der unmittelbaren Geistigkeit des Orients ist alle begriffsmäßige Erkenntniß fremd, namentlich vom Sittlichen; denn dies verlangt, daß der Geist aus sich heraus, sich selbst in seiner Freiheit und Unendlichkeit erfasse. — Der Widerspruch zwischen Natur und Geist, der hiernach im Orientalismus stehen bleibt, wird im Griechenthum (§. 11 fg. S. 28 fg.) aufgehoben in die substantielle Einheit der Schönheit geistiger Individualität. Der Orient ist das Land der Erhabenheit, Griechenland das der Schönheit. Da aber diese Versöhnung zwischen Geist und Natur im Griechenthum noch nicht vollkommen ist, welche den Gegensatz als überwunden in sich enthält, sondern nur die unmittelbare Einheit in der Schönheit ist, so sieht man nicht ein, wie sich dies mit der obigen Behauptung, nach welcher im Griechenthum das philosophische Erkennen gelten soll, vereinigen lasse. Der Verf. sagt auch (S. 37, §. 14) selbst, das Wissen des Sittlichen bei den Griechen sey zunächst nur ein Autoritätswissen (also ein unmittelbares, nicht philosophisches); was von Philosophen der Griechen für eine selbständige Sittenlehre gethan worden sey, das sey über dieses eigentliche Wesen des Griechenthums hinausgeschritten. Er vernichtet also selbst seine obige Behauptung. Aber auch selbst unter den Philosophen Griechenlands findet man diejenige philosophische Erkenntniß nicht, die er darunter versteht, nämlich die Identitätslehre. Die Geschichte der philosophischen Sittenlehre bei den Griechen beginnt der Verf. sogleich mit den Sophisten, obgleich die Sittenlehre des Pythagoras und selbst einiger Jonier, Eleaten und Atomistiker, vorzüglich des Archelaus aus Milet und des Demokritus, gar nicht ohne Bedeutung, besonders wegen ihrer Folgen für die Zukunft, waren. Der Mangel an Vollständigkeit dürfte zwar dem Verf. nach seinem Zwecke nicht zum Vorwurf gemacht werden, wenn sich nicht hiernach der Ursprung der Sophistik besser erklärte, als bei dem Verf. Dieser leitet sie ganz allgemein aus dem Bedürfniß, das Bewußtseyn durch das Denken zu rechtfertigen, ab, woraus freilich alle Philosophie entsteht, aber unerklärt läßt, warum sie gerade diesen negativen Charakter angenommen habe. Auch nicht das subjective

Digitized by Google

Denken überhaupt, ſondern nur der von der Vernunft losgeriſſene, leere, abſtracte Verſtand nimmt dieſe negative Form an, und dies macht nicht den Anfang des Philoſophirens in der Geſchichte, ſondern es entſteht erſt durch Oppoſition des negativen Verſtandes gegen eine ſchon beſtehende, poſitive Lehre der Vernunft (in der Sittenlehre, gegen die materiale Seite derſelben), ſo wie wir auch bei den Griechen immer erſt am Ende einer Periode die Megariker und die Skeptiker als Oppoſition gegen ein ſchon Beſtehendes auftreten ſehen. Vermöge dieſes weiten Begriffs von der Sophiſtik, wo alles ſubjective Denken dazu gerechnet wird, fällt freilich auch Sokrates mit in den Begriff der Sophiſtik, und der Verf. gibt demnach S. 41 dem Ariſtophanes Recht, wenn er ihn in den Wolken als Haupt aller Sophiſten darſtellt. Nach dieſem Begriff aber würde alle Philoſophie Sophiſtik ſeyn, die nicht nach der Identitätslehre über alles Subjective und Objective, damit aber auch über alle Grenzen menſchlicher Erkenntniß emporſteigt. Subjectiv bleibt immer jede menſchliche Erkenntniß, inſofern ſie zuletzt auf einem Glauben beruht, der nur ſubjective Gewißheit hat. Die Subjectivität der Sophiſten aber iſt ein blos individuelles Meinen, ein bloßes Verſtandesraiſonnement; und über dieſes hat ſich Sokrates allerdings weſentlich erhoben, indem er gewiſſe, vorzüglich praktiſche Wahrheiten als Thatſachen der geſunden Vernunft vorausſetzte, auf die er durch ſein γνῶθι σεαυτόν hinwies, und nur in der Polemik gegen die Sophiſten ſich auf ihren Verſtandesſtandpunct herabließ, um von da aus eben die Nichtigkeit deſſelben nachzuweiſen. Aber gerade die ſubjective Richtung ſeiner Philoſophie auf das Innere des Menſchen, im Gegenſatz gegen die vorhergehende objective Richtung der Naturphiloſophie auf das Aeußere, machte ihn zum Schöpfer der Moral. Aus dieſem Grunde und weil er etwas allgemein Gültiges in der Erkenntniß des Menſchen vorausſetzte, kann er mit Recht als Urheber der philoſophiſchen Moral bezeichnet werden. Der Verf. aber unterſcheidet S. 45 u. 46 zwiſchen Moral als dem Sollenden und Ethik als dem zugleich Seyenden des Sittlichen, und ſchreibt dem Sokrates nur die Moral, nicht die Ethik zu. Ohne über das Rechtmäßige dieſer Ausdrücke rechten zu wollen, liegt denſelben der wahre Unterſchied zwiſchen formaler und materialer Sittenlehre zu Grunde, und Sokrates hat allerdings einſeitig nur die formale Seite derſelben aufgefaßt, indem er das Sittliche nur als ein Wiſſen, einen Begriff darſtellt, ohne auf den ſittlichen Trieb, als das Seyende, Rückſicht zu nehmen. (Wobei aber wohl zu bedenken, daß in dem ſittlichen Triebe nicht das Sittliche an ſich, ſondern nur in ſeiner Erſcheinung iſt, daß alſo das Sittliche an ſich immer über dem Seyn, der Wirklichkeit, ein Sollen, ein Ideales

Digitized by Google

bleiben muß.) Seine Schüler suchten diesem Mangel zum Theil nur einseitig abzuhelfen. So nahmen die Cyrenaiker als Materie des Sittlichen das Aeußere, den Genuß, die Cyniker das Innere oder das Entbehren, die Unabhängigkeit von dem Aeußeren an, die Megariker dagegen blieben blos bei dem Polemischen des Sokrates stehen und erhoben sich nicht über den Formalismus desselben. Der Verf. faßt dies Verhältniß nur dialektisch so auf, daß die Cyrenaiker die abstracte Einzelnheit des Willens, die Cyniker die abstracte Allgemeinheit des Willens als Principe aufgestellt, die Megariker aber das dialektische Moment des Sokrates einseitig für sich geltend gemacht hätten. Plato nun wird in der Darstellung des Vfs. fast ganz zu einem Hegelianer zugestutzt. In ihm nämlich erscheint nach dem Verf. die Idee des Sittlichen von jener Einseitigkeit befreit, und zwar dadurch, daß er, den Hegel'schen Grundsätzen gemäß, die Idee nicht blos als das Allgemeine, sondern auch als das concret-Allgemeine aufgefaßt hat, und daß er Erfinder der Dialektik ist, die bekanntlich auch bei Hegel (nach den Worten des Vfs. S. 55) „das belebende Princip und die Seele der gesammten Philosophie" ist; ja selbst der bekannte Hegel'sche Grundsatz: „was wirklich ist, ist vernünftig, und was vernünftig ist, ist wirklich," wird der platonischen Sittenlehre untergelegt, indem behauptet wird, die platonischen Darstellungen des Sittlichen, namentlich in der Republik, seyen nicht Ideal, sondern nur reiner Ausdruck der griechischen Sittlichkeit, und dies sey, setzt der Verf. S. 64 hinzu, keineswegs ein Mangel derselben, denn: „etwas anderes haben die Philosophen überhaupt nicht zu leisten, als das was da ist zu begreifen, es in der Weise des Gedankens aufzufassen." Aber näher zugesehen beruht der Hegelianismus Platos doch mehr in der Form und den Ausdrücken, als in der Sache. Denn jenes concret-Allgemeine ist doch im Grunde nichts anders als jene Identität zwischen Allgemeinem und Besonderm, Idealem und Realem, Subjectivem und Objectivem, von welcher Plato, dem man, bei seiner scharfen Entgegensetzung zwischen Geist und Materie, eher Dualismus vorwerfen könnte, und der auch das Sittliche als einen Kampf des Geistes gegen die Materie betrachtete, gewiß am weitesten entfernt ist. Was die Dialektik betrifft, so gebraucht allerdings Plato zuerst diesen Ausdruck, aber wohl schwerlich in dem Sinne, wie der Verf. und Hegel, der darunter eine Wissenschaft der reinen Ideen, vermittelst welcher die Idee auf ihren Begriff zurückgeführt wird, versteht. Die ganze Idee von einer Wissenschaft der reinen Idee, insofern sie die Idee selbst in Begriffe fassen soll, scheint auf einer Täuschung zu beruhen, und die Dialektik, als Begriffswissenschaft, wird immer nur subjective Reflexion

Digitized by Google

bleiben, die nur das Endliche erfassen kann, gegen das Unendliche aber nur negativ bleiben muß. Plato aber war gewiß weit entfernt seine Lehre vollständig in Begriffe zu fassen, vielmehr verschmähete er die strenge Form der Wissenschaft und zog die freie dialogische Form vor. Wenn endlich behauptet wird, Plato habe nicht sittliche Ideale, sondern nur das griechische Leben in seiner Reinheit dargestellt, so darf man daraus noch nicht schließen, daß er die Identität des Wirklichen und Vernünftigen anerkannt und nur Erklärung des Wirklichen mit seiner Philosophie überhaupt bezweckt habe; sondern die Erscheinung erklärt sich ganz einfach daraus, daß jeder Mensch, auch der größte, von seiner Zeit abhängt, und daß also auch die Gedanken und Ideale, die er frei aus dem eigenen Geiste gebildet zu haben glaubt, mehr oder weniger von den Farben seiner Zeit an sich tragen müssen. Es fragt sich also hier nur, welches die Absicht Platos bei seinen Darstellungen gewesen sey: sie als Ideale aufzustellen, oder nur als Abbilder seiner Zeit. Der Begriff des Sittlichen als eine Idee, als etwas über die Sinnenwelt Erhabenes, den wir bei Plato finden, läßt aber allerdings vermuthen, daß er das Sittliche nicht in der Welt der Erscheinung suchte, sondern in der Welt der Ideale. Uebrigens findet der Verf. an Plato den Mangel, daß die Idee des Sittlichen bei ihm blos ein Gedachtes, Mögliches (δύναμις) ist, und Aristoteles verbesserte diesen Fehler dadurch, daß er die Idee, die er ebenfalls als das Wesentliche auffaßt, auch als Wirklichkeit, wirkliche Kraft (ἐνέργεια) darstellt, und auch das πάθος, den Trieb, als nothwendig zur Tugend geltend macht. Die Tugendlehre wird so als geistige Naturgeschichte von Aristoteles behandelt. Mit Recht wird Aristoteles vom Verf. nicht als blos roher Empiriker dargestellt, da er sonst das Sittliche als bloße passive Genußlehre hätte betrachten müssen; seine Tugend besteht aber in einer Thätigkeit, und mit Recht sagt der Verf., daß seine ἐνέργεια die Energie der Seele in einem vollkommnen Leben sey. Die Idee setzt Aristoteles voraus, er betrachtet sie aber in ihrer Erscheinung empirisch. Auf dieselbe Art und Weise wie früher aus der sokratischen, so gehen jetzt auch aus der aristotelischen Philosophie einseitige Schulen hervor, indem theils das Einzelne von den Epikureern, theils das Allgemeine von den Stoikern einseitig als Bestimmung der Wahrheit genommen wurde, zu der dann auch hier, wie dort, eine beide verneinende, die skeptische hinzukömmt. Sie gehören der Periode der römischen Weltherrschaft an, und haben daher den Charakter des Gegensatzes und der Entzweiung. Allein ein falscher Begriff von Skepticismus scheint bei dem Verf. zu Grunde zu liegen, wenn er über seine Negativität hinaus demselben eine „absolute Festig-

Digitized by Google

keit und Autarkie des Geistes" zuschreibt, die aus der Gewißheit der Nichtigkeit alles Endlichen hervorgeht, S. 97, 98. Allerdings kann diese aus dieser Gewißheit hervorgehen, wenn sich der Geist noch eine Stufe höher, zum Glauben an das Ewige erhebt, aber dann geht er über jene Negativität hinaus, die der wesentliche Charakter des Skepticismus ist; und der Skepticismus ist eben dadurch Skepticismus, daß ihm jener Glaube, also auch die Ataraxie und Autarkie des Geistes mangelt, und daß er nur bei dem Verneinen des menschlichen Wissens stehen bleibt. Nachdem der Verf. hierauf noch der neuplatonischen oder alexandrinischen Schule Erwähnung gethan hat, in welcher, als der bewußten Vereinigung des orientalischen und occidentalischen Geistes, wodurch auch das Religiöse und Sittliche in der Reflexion zusammenfällt, am meisten vorbereitet wird auf das Christenthum, die sich aber doch immer noch durch die Spaltung zwischen innerer und äußerer, endlicher und unendlicher Welt, von dem Christenthum unterscheidet, geht er im zweiten Theil zu der modernen oder christlichen Welt über, welche dadurch charakterisirt wird, daß mit der Versöhnung und der wesentlichen Einheit der göttlichen und menschlichen Natur im Christenthum, der Geist zu seinem Ursprung zurückgekehrt ist. Dieses Spiel mit kirchlichen Dogmen, die weder dem reinen Christenthum selbst angehören, noch auch in der Kirche die philosophische Bedeutung haben, die ihnen hier untergelegt wird, ist uns schon als ein bekanntes Kunststück der Schule, der der Verf. angehört, bekannt, und macht auch hier seine Darstellung, soweit sie das positive Christenthum betrifft, fast ganz unbrauchbar. Wundern muß man sich, wie der Verf. sich berechtigt halten kann, mit dem Eifer eines strengen Orthodoxen über die neuere religiöse Denkart herzufallen, weil sie es wagt nicht alles zu glauben was die alte Kirche glaubte, da man nur zu wohl sieht, daß doch auch er weit entfernt ist von jener Rechtgläubigkeit, die er zu vertheidigen sich das Ansehn gibt, und daß sein Neuglaube nur den Vortheil (?) vor demjenigen haben mag, den er als „endlichen Verstand, platte Aufklärung und Seichtigkeit" heruntersetzt, daß er sich mehr als jener hinter die Worte des alten Glaubens zu verbergen sucht. Auch müßte nach dieser Ansicht vom Christenthum, nach welcher die göttliche Idee selbst, das Wort Fleisch geworden (S. 103), d. h. die reine Wahrheit selbst vollständig geoffenbart worden ist, schwer zu beantworten seyn, was denn noch der Philosophie übrig bleibe; und wenn er für diese die Aufgabe steckt, die im Christenthum unmittelbar auf Autorität beruhende Wahrheit, den Gedanken zu vindiciren, oder in Begriffe zu fassen, so setzt dies theils voraus, daß doch die Offenbarung im Christenthum nicht die vollendete Wahrheit

Digitized by Google

enthalte, wenn ihr die begreifliche Einsicht der Wahrheit abging, theils daß die Philosophie nicht selbständig sich aus sich selbst schaffe, sondern daß sie nur einem gegebenen Stoffe die Form gebe. — Für das Sittliche erzeugte jene Einheit des Göttlichen und Menschlichen im Christenthum die Einheit des Religiösen und des Sittlichen, die sich aber von der des Orients dadurch unterschied, daß sie bewußt, jene nur unbewußt war. Die eigenthümliche Gestaltung und tiefere Auffassung des Sittlichen im Christenthum ging aber aus seinem Princip der unendlichen Subjectivität hervor, durch welches dem Menschen ein unendlicher Werth beigelegt wird. Hieraus entsteht ein doppeltes Princip für die christlichen Sittenlehren, Liebe und Freiheit, die aber beide im Grunde Eins sind. Freiheit, die Anerkennung des Menschen als Selbstzweck ist Liebe, wenn das Wesen des Menschen in der Form der Empfindung aufgefaßt wird, oder jenes ist die subjective, dies die objective Form. (Der Verf. drückt sich, vorzüglich S. 116 so aus, als ob die Subjectivität des Menschen erst dadurch einen unendlichen Werth bekommen habe, daß Gott selbst als unendliche Subjectivität gewußt werde, als ob also der Mensch erst seit Christo und durch die Menschwerdung frei, Selbstzweck, überhaupt ein sittliches Wesen geworden sey — was doch gewiß nicht seine Meinung seyn kann.) Aber ungeachtet im Christenthum ursprünglich in der Einheit der Subjectivität und Objectivität die Bedingung einer vollkommenen philosophischen Ethik gegeben war, so blieb doch das ganze Mittelalter hindurch die unmittelbare Auffassung des Sittlichen als religiöser Glaube, Sitte, Gewohnheit, und nach der Reformation bis auf die neuesten Zeiten fast nur die reflectirende Behandlung herrschend; erst mit Schelling und Hegel scheint also die wahre christliche Lehre verstanden und enthüllt worden zu seyn; durch sie ist das absolute Wissen entdeckt und in ein System der Wissenschaft der reinen Idee gebracht: das Ziel der Wissenschaft ist also erreicht, und es fragt sich, was bleibt seitdem der Philosophie noch zu erstreben übrig? Muß nicht die Geschichte der Entwickelung des menschlichen Geistes damit aufhören? Als den ersten, der diese philosophische oder speculative Erkenntnißweise des Sittlichen gebrauchte, so wie überhaupt als das Fundament der gesammten modernen Philosophie (d. h. doch wohl nur der Identitätsphilosophie) betrachtet der Verf. den Spinoza. Wenn er aber sogleich hinzufügt, daß der Standpunct Spinoza's nur der der absoluten Substanz sey, nach welchem aller Unterschied in Gott aufgeht, die Subjectivität also nicht zu seinem Recht kommt und die Individuen als etwas Wesenloses erscheinen, so wird damit der letzte Grund der Sittlichkeit, Freiheit und Persönlichkeit geradezu aufgehoben (wie der Verf. S. 141 selbst

Digitized by Google

zugibt), und es iſt thöricht, hier philoſophiſche Auffaſſung des Sittlichen, ja den Grund der neuern Philoſophie zu ſuchen. Es iſt bei Spinoza nicht von einem Verhältniß der Menſchen zu einander die Rede, denn ein ſolches gibt es nicht, ſondern nur der Menſchen zu Gott. Das ſittliche Princip Spinoza's, das aber gar nichts Sittliches enthält, iſt daher die Erkenntniß Gottes. Wer wie Spinoza, und zwar nach ſeinem Syſtem völlig conſequent, geradezu ſagen kann: „ſoweit jemandes Macht geht, ſo weit geht ſein Recht" (S. 145), der ſagt doch wohl deutlich genug, daß er kein Sittliches anerkenne, und daß das, was er Ethik nennt, nichts gemein haben ſolle mit dem, was man ſonſt darunter verſteht; und keine dialektiſche Kunſt wird uns jemals überzeugen, daß Recht und Macht im Grunde dennoch Eins ſeyen, wenn wir auch zugeben mögen, daß es nach dem Grundſatz der Identität des Wirklichen und Vernünftigen allerdings ſo ſeyn möge. — Der Verf. geht hierauf zu der empiriſchen Behandlung der Sittenlehre, wie ſie im 17ten Jahrhunderte bei den Engländern und Franzoſen herrſchte, über, und ſtellt ſie mit Recht als ungenügend dar, und wir haben im Weſentlichen nichts gegen die Darſtellung des Vfs. zu erinnern. Dann aber kömmt er zu der neuern deutſchen philoſophiſchen Sittenlehre ſeit Kant, und hier weicht des Rec. Anſicht ſo ſehr von der des Vfs. ab, daß eine genaue Beurtheilung jeden Satz dieſes Abſchnittes anfechten müßte. Deutlicher und vollſtändiger kann daher Rec. ſeine Meinung über dieſen Theil der Darſtellung des Vfs. ausſprechen, wenn er, ſtatt dem Verf. Schritt vor Schritt ſtreitend zu folgen, lieber in einer eignen, zuſammenhängenden Darſtellung ſeine Anſicht über die neuere Moralphiloſophie zuſammenſtellt. Der am Eingang angegebene Zweck aber wird durch die Schrift des Vfs. nicht erreicht. Theils wegen der ſchon oben entwickelten Befangenheit des Vfs. in den Anſichten ſeiner Schule, theils aber auch ſchon darum, weil die Darſtellung des Vrfs. viel zu kurz iſt, um für einen ſo ſpeciellen Theil der Geſchichte der Sittenlehre etwas Vollſtändiges und Erſchöpfendes liefern zu können. Seine Darſtellung beſchränkt ſich blos auf Kant, Fichte, Schelling und Hegel (ohne ihn zu nennen), es fehlt alſo für die ältere Periode neben Kant gänzlich Jacobi und ſeine Schule, für die neuere alles was außer der Identitätsphiloſophie beſteht, wie Schulze, Bouterweck, Herbart, Fries, Beneke u. A. — Von der vermeintlichen Höhe ſeines Standpunctes aus überſieht er alle genauern Verſchiedenheiten, außer der *einen* zwiſchen Identitätsphiloſophie und allen andern; alles aber was nicht Identitätsphiloſophie iſt, wirft er unter die gemeinſchaftliche Kategorie der Reflexionsphiloſophie, ohne außerdem weiter zuzuſehen, wie ſich in dieſer wieder die mannich-

Digitized by Google

faltigsten Gestaltungen zeigen. So hat er dann auch den Hauptpunct, um den es eigentlich zu thun ist in der neuern Moral, den Kampf zwischen Materialismus und Formalismus, ganz übersehen. Vielleicht kann durch den Versuch des Rec., die philosophische Sittenlehre seit Kant und Jacobi kritisch zu beleuchten, zur Verminderung der Einseitigkeit, Kurzsichtigkeit und Leidenschaftlichkeit, die unsre Wissenschaft zum Theil beherrschen, und zu Weckung eines ruhigern, wissenschaftlichen Sinnes etwas beigetragen werden. Die Revision der neuern Moral beginnt am zweckmäßigsten von den Schöpfern derselben, Kant und Jacobi. Alles was seit ihrer Zeit für Moral gethan worden ist, ist von ihnen ausgegangen. Ehe wir jedoch diese beiden selbst betrachten, muß der Zustand der Moral vor ihnen, als der Grund worauf sie bauen, dargestellt werden.

2. Zustand der Moral vor Kant.

Es waren hauptsächlich zwei Abwege, welche die Philosophie vor Kant und Jacobi irre führten: auf der einen Seite nämlich der Empirismus, auf der andern der Dogmatismus. Während der Empirismus auf dem Wege der Erfahrung nie zu allgemeinen und nothwendigen Wahrheiten gelangen konnte, und der Dogmatismus immer von höchsten Principien ausgehen mußte, die er durch nichts begründen konnte, und sich vergeblich bemühte durch logische Schlußketten Wahrheit einzufangen, war dem Skepticismus vollkommen Freiheit gegeben, alle Realität unsrer Erkenntnisse und die Fähigkeit unsrer Vernunft, irgend eine Wahrheit mit Sicherheit zu erkennen, gänzlich zu leugnen. Aber weder der Empirismus noch der Dogmatismus konnte eine Moral wahrhaft begründen. Auf dem Wege der Erfahrung konnte man nie, weder das Daseyn eines nothwendigen, allgemein gültigen Sittengesetzes, noch die Möglichkeit ihm gemäß zu handeln, darthun, weil alle Erkenntnisse und Begriffe, deren man auf diesem Wege theilhaftig werden konnte, immer in das Reich der Natur fielen, und damit also von der Sphäre des Sittlichen, welches nur der Freiheit angehört, ganz getrennt blieben. Wollte man auf diesem Wege die Sittlichkeit wenigstens noch als etwas der Natur des Menschen Eigenthümliches festhalten und sie nicht als etwas durch Zufall, Geschichte oder Erziehung ihm Angebildetes betrachten, so konnte man sich doch nie höher als zum Sensualismus erheben, der alles Sittliche aus der empirischen Natur des Menschen ableitet. Wird dieser Sensualismus auf das, was der Erfahrung und Empfindung am nächsten liegt, die sinnliche Natur des Menschen allein gegründet,

Digitized by Google

so kann daraus nur gemeine Genußlehre, ein aristippischer Hedonismus hervorgehen, der sich höchstens zu feinerer Abwägung der Mittel zu einer Klugheitslehre erheben, und in allgemeinere Auffassung zur Glückseligkeitslehre oder zu epikureischem Eudämonismus ausbilden läßt. Doch auf dieser niedrigsten Stufe der Sittenlehre muß der Sensualismus nicht gerade immer stehen bleiben, sondern er sucht dadurch der Sittlichkeit eine höhere Würde zu geben, daß er sie wenigstens von der sinnlichen Natur des Menschen zu trennen und dagegen auf gewisse geistige Triebe zu bauen strebt. Allein insofern diese geistigen Triebe, als Liebe, Sympathie, Gewissen, moralisches Gefühl, moralischer Instinct, sittlicher Trieb, oder unter welchem Namen es sonst sey, doch nur durch Erfahrung wahrgenommen, und nicht als reine Vernunftwahrheit aufgefaßt wurden, konnte sich darauf allein nie eine wahre Sittenlehre gründen lassen, weil alle diese Begriffe nur empirische bleiben und daher nichts Allgemeines und Nothwendiges in sich enthalten. Der menschliche Geist, insofern er durch Erfahrung wahrgenommen wird, fällt in das Reich der Natur, und daher muß auch jede Kraft derselben aus diesem Gesichtspuncte als eine natürliche Kraft betrachtet werden. So würde also auch die Sittlichkeit, auf irgend eine solche Kraft gebaut, nur der Natur angehören, was dem Begriff einer Sittlichkeit in sich selbst widerstreitet. Jede Sittlichkeit auf diesem Grunde erbaut, könnte immer nur subjective Verpflichtung enthalten, weil es der Erfahrung eines jeden Einzelnen überlassen bliebe, ob er sie für sich für verbindlich halten wollte, und sie überdies in ihrem Begriff nichts enthielte, was ihr einen unbedingten und höchsten Werth gegeben hätte, weil alles Empirische als solches nie einen andern als relativen Werth haben kann. Somit würde also dennoch die Moral in das Reich der Glückseligkeits- und Klugheitslehre zurückfallen, welche auf geistige Triebe gebaut, nur etwas mehr verfeinert erscheint, als jene von der sinnlichen Natur des Menschen allein ausgehende. Eben so wenig konnten die Bestrebungen des Dogmatismus, die Moral zu begründen, gelingen, obgleich er es in entgegengesetzter Richtung als der Empirismus versuchte. Zwar schien die Moral dadurch auf einen höhern Standpunct gehoben zu seyn, daß sie als Wissenschaft der Vernunft wiedergegeben, die Sittlichkeit als ein Vernunftbegriff aufgestellt wurde und ihren Gesetzen dadurch Allgemeinheit und Nothwendigkeit gesichert zu seyn schien; aber eine Moral war damit noch keineswegs gewonnen. Der Dogmatismus, der nur das Bewiesene, d. h. das aus einem höhern als seinem Grunde Abgeleitete für wahr hält, kann daher immer nur ein mittelbares Wissen enthalten, und muß ewig ausgeschlossen bleiben von einem un-

Digitized by Google

mittelbaren und an sich wahren, von dem Glauben an das Ideale. Also auch diejenigen Sätze, die der Dogmatiker als Principien an die Spitze seines Wissens setzt, können, da ein unmittelbares Wissen ihm nicht gestattet ist, nur identische Sätze seyn, die ohne allen Gehalt der Erkenntniß, nur leere logische Formeln sind. Das ganze übrige Wissen des Dogmatikers, das aus seinem Princip abgeleitet werden soll, kann also durchaus nur leere logische Begriffe enthalten, in welche, ungeachtet aller Bemühungen, ohne Inconsequenz, niemals irgend ein Gehalt gebracht werden kann. Also auch der Gehalt der Moral kann nur durch Inconsequenz hineingebracht werden. Die Freiheit als die Sphäre der Sittlichkeit ist durchaus undenkbar im Dogmatismus, weil in ihm alles als nothwendig gedacht werden muß, insofern Determinismus von Fatalismus gar nicht getrennt werden kann. Als Princip der Sittenlehre stellt der Dogmatismus gewöhnlich das Princip der Vollkommenheit auf, das aber wiederum nur ein leerer logischer Begriff ist, der für sich gar nichts bestimmen kann, insofern immer dabei ein Zweck vorausgesetzt wird, durch den die Vollkommenheit bestimmt wird. Moralsysteme, die man auf diesem Grunde aufbauete, hatten immer das Ansehn logischer Einheit und mathematischer Sicherheit; allein ihr Grund wankte und darum mußte man zu allerlei fremdartigen Stützen seine Zuflucht nehmen. Die Künsteleien und Modificationen, durch welche man, im Gefühl der Schwäche dieses Princips, die logische Leerheit desselben zu verdecken suchte, liefen meistens darauf hinaus, daß man etwas Empirisches einmischte und so unvermerkt wieder zum Eudämonismus einlenkte. Ein solcher Zustand der Moral öffnete dem moralischen Skepticismus jeden Zugang, um den Grund der Moral gänzlich zu zerstören, die Realität aller moralischen Begriffe unbedingt zu leugnen, und offen den Egoismus als Princip des menschlichen Lebens aufzustellen. Ein Blick auf die Geschichte der Moral vor Kant wird uns den eben geschilderten Zustand derselben deutlich zeigen. Schon seit Baco von Verulam hatte sich in England eine empirische Schule gebildet, welche daher auch die Moral nicht rein aus der Vernunft, die von ihnen blos für ein logisches Vermögen zu schließen gehalten wurde, sondern von eignen moralischen Trieben, deren Existenz erfahrungsmäßig begründet werden müsse, ableiteten. Den moralischen Trieb faßten einige unreiner und niedriger als blos eigennützigen auf Glückseligkeit ausgehenden Trieb auf, wie Tom Hobbes, John Clarke u. A. Andere nahmen einen reinern uneigennützigen Trieb an und gründeten das Sittliche entweder auf diesen allein, oder auf eine Vermittelung zwischen dem uneigennützigen und eigennützigen Triebe, wie Richard Cumberland, Shafts-

Digitized by Google

bury, Francis Hutcheson, Adam Smith, John Locke u. a. Da aber bei allen das Ziel der Moralität nur darauf hinauskam, durch Befriedigung eines empirischen Triebes Glückseligkeit zu erreichen, so blieb Eudämonismus doch immer die einzige Form ihrer Moral. Allein dennoch zeigte sich hier die Moral in einer viel bessern Gestalt, als diejenige war, die sich aus dieser und dem Dogmatismus zugleich in Deutschland bildete. Sie war beseelt von einem ernsten wissenschaftlichen Sinn und einem wahrhaft sittlichen Streben. Die Richtung der Philosophie auf innere psychologische Beobachtungen erzeugte eine Menge der wahrsten und feinsten Bemerkungen über die sittliche Natur des Menschen, welche für einzelne Theile der Moral sehr schöne Darstellungen zuließen, und die nachherige Reform der Moral durch Kant und Jacobi sehr gut vorbereiteten. Diese gute Tendenz der Moral wurde in Deutschland zerstört durch die Vermischung mit dem dürren Dogmatismus, der durch Leibnitz geschaffen und durch Wolf vollständiger ausgebildet und weiter verbreitet worden war. Die ungemessene Oberherrschaft des leeren Begriffs, welche in dieser Schule galt, die Ideenlosigkeit und der trockne Formalismus mußte alles tiefere und frischere Leben in der Moral vernichten, nur starre Formen und leere Gebäude blieben stehen. Die Untauglichkeit des reinen Princips der Vollkommenheit, welches, als bloßer logischer Begriff, weder das höchste Gut, noch die sittliche Triebfeder in sich faßt und die Moral überhaupt ohne Inhalt läßt, nöthigte schon den Urheber desselben selbst zu manchen fremdartigen Nachhülfen, welche aus der Erfahrung entlehnt waren. Die moralischen Schriften von Canz, G. Fr. Meier, Sulzer und andere sind Belege für die Unbrauchbarkeit dieser Methode. Die Versuche mehrerer anderer seiner Schüler, wie Eberhard's, Garve's, Platner's und Mendelsohn's, das Princip ihres Meisters durch veränderte Darstellungen zu retten, trugen doch schon in ihrer Grundlage die Vernichtung desselben in sich, indem sie immer, um die Leerheit desselben auszufüllen, in das Reich der Erfahrung eingreifen mußten und damit dem Eudämonismus zufielen. Der Versuch von Crusius, dies Princip zu reformiren, zeugte mehr von einem richtigen Gefühl des wahren Mangels desselben, als von der Fähigkeit demselben abzuhelfen: denn indem er durch den Willen Gottes als Triebfeder, und die Vollkommenheit Gottes als Ziel der Sittlichkeit, die Leerheit desselben auszufüllen suchte, änderte er doch im Wesentlichen nichts durch diese Zusätze, da eben sie auch nur aus der Vernunft ihre Bestimmung erhalten müssen. Dafür aber wußte er auch keinen andern Ausweg als den Eudämonismus. So wie nun aber der

Dogmatismus in dem Empirismus seine Zuflucht suchen mußte, so schmückte sich der der Mannichfaltigkeit einzelner Erfahrungen überlassene Empirismus freudig mit den Formen des Dogmatismus, um das Einzelne unter einer Einheit zu ordnen und dem Ganzen die Gestalt eines Systems zu geben. Unter dem Schein gründlicher Beobachtung und systematischer Vollständigkeit hatte sich ein flacher Eklekticismus und Synkretismus, der der wahren Wissenschaftlichkeit nie heilsam ist, der Philosophie bemächtigt und hemmte jeden festen und entschiedenen Schritt. Die Wirkung davon auf die Moral zeigen die moralischen Schriften von Meiners, Darjes, Basedow (Philanthropismus), Gellert, Feder, Garve, Platner u. a. Den meisten Werth haben noch diejenigen unter diesen eklektischen Moralisten, die sich mehr an die ernstere englische Schule anschlossen und mit dieser auf der festen Basis der Erfahrung und psychologischen Forschung ruhten, wie ein Feder und Garve; denn noch viel unwissenschaftlicher war gewiß das flache Raisonnement eines sogenannten gemeinen Menschenverstandes, das sich von Frankeich aus vorzüglich verbreitet hatte. Noch zerstörender wirkte auf die Moral ein von Frankreich ausgehender moralischer Skepticismus. Der Empirismus hatte sich in Frankreich ganz als Materialismus ausgebildet und zeigte sich in den Lehren eines Condillac, de la Metthrie, Helvetius, Holbach (Système de la nature?), und die ganze Schule der Encyklopädisten, ganz entschieden als Atheismus und Determinismus. Nach diesem System war es ganz consequent, die Realität der Moral geradezu zu leugnen, das Princip des Menschenlebens in Egoismus und thierische Triebe zu setzen, und alle moralischen Begriffe aus Aberglauben, Vorurtheilen, Erziehung und positiven Gesetzen des Staates abzuleiten. Diese Lehren wurden mehr oder weniger offen ausgesprochen von Montaigne, Mandeville, Rochefoucauld, Helvetius u. a. und verbreiteten sich durch den schimmernden Witz eines Voltaire, vorzüglich unter Einfluß Friedrichs II., unterstützt durch die herrschende Sinnesart der höhern Stände, sehr schnell in Deutschland. Leichtfertiger Spott verdrängte alle höhern Ansichten des Lebens und setzte dafür einen kalten Egoismus auf den Thron, der mit vornehmem Hohne jede Regung des sittlichen Glaubens verlachte. Indessen hat dieser materialistische Antimoralismus doch unter den tiefer denkenden und fühlenden Deutschen wissenschaftlich nie recht feste Wurzel fassen können, und er zeigt seinen Einfluß bestimmter nur in wenigen Moralisten, wie einem J. H. Schulz und Bahrdt, die einen auf raffinirte Sinnlichkeit gebauten Eudämonismus mit dem Namen einer Moral belegten.

Digitized by Google

3. Kant.

Dies war der Zustand der Moralphilosophie, als die beiden Reformatoren der Philosophie, Kant und Jacobi zu gleicher Zeit, obgleich auf ganz verschiedenen Wegen, auch der Moral neues Leben einhauchten. Sie müssen als die Schöpfer der Moral der neuern Zeit betrachtet werden, denn alles was bis auf die letzte Zeit herab in der Moral geschehen ist, ist auf den Grund, den diese beiden Männer gelegt haben, gebaut. Die meisten sind ohne bedeutende Abweichung auf einer der beiden Bahnen, welche von diesen beiden vorgezeichnet worden, fortgeschritten, und haben nichts gethan als fortgebaut, wozu ihre Meister den Grund gelegt hatten, verarbeitet, wozu jene den Stoff gegeben hatten, Lücken ausgefüllt, Dunkelheiten aufgeklärt, Unvollkommenheiten verbessert, vervollständigt und in Systemen aufgestellt. Wenn aber auch viele die Grenzen dieser Bahnen durchbrochen und Eigenthümliches geliefert haben, so folgen doch auch diese alle mehr oder weniger einer dieser beiden Hauptrichtungen der Moral, und ihre Eigenthümlichkeiten erscheinen nur als Modificationen, in denen diese beiden Richtungen sich einander nähern oder entfernen, als Versuche, irgend eine Vermittelung oder Vereinigung zwischen beiden zu Stande zu bringen. Mag dieser Ansicht eine Gattung von Philosophen zu widersprechen scheinen, welche in diese angegebenen Grenzen der neuern Moral durchaus nicht zu passen und sich über beide Schulen zu erheben scheint, ich meine die s. g. naturphilosophische Schule, so muß man bedenken, einmal, daß diese Schule ursprünglich aus der kantischen hervorgegangen ist, und also in Beziehung auf die Moral nur als ein Auswuchs dieser Schule betrachtet werden müsse, dann aber, daß sie, insofern sie sich von diesem ihren Grunde entfernte und etwas Eigenthümliches hervorbrachte, die Moral vernichtete, und daher bei einer geschichtlichen Betrachtung der Moral unserer Zeit nur von Seiten dieser ihrer Verneinung der Moral in Rücksicht gezogen werden kann. Sehen wir also von diesem Kampfe der Moral gegen eine Nichtmoral ab, so kann wohl mit Recht die ganze neuere Moral als ein Kampf der kantischen und jacobischen Schule betrachtet werden, und die Unterordnung aller der mannichfaltigen Gestaltungen der Moral unter diesen Gesichtspunct wird uns am richtigsten leiten können. Obgleich Schöpfer einer neuern Gestalt der Moral, so fußten dennoch beide auf dem Grund der vorhergehenden Moral. Daher sehen wir die beiden Hauptrichtungen, die materielle und formelle, die bisher als Empirismus und Dogmatismus erschienen waren, in Kant und Jacobi sich in neuer Gestalt darstellen. Kant schloß sich an die Richtung des Dogma-

Digitized by Google

tismus, Jacobi an die des Empirismus an, nicht in dem Sinn, als seyen sie beide wissenschaftlich nur Empiristen und Dogmatisten gewesen, sondern nur insofern bei Kant wie im Dogmatismus, der Formalismus, bei Jacobi hingegen wie im Empirismus, der Materialismus der Sittenlehre vorherrschte. Nicht allein von viel größerm Einfluß, sondern auch wissenschaftlich bei weitem bedeutender als Jacobi ist ohne Zweifel Kant, mit dem wir deswegen auch hier den Anfang machen. Der Hauptzweck der kantischen Moralform war die Autonomie der Vernunft gegen jede Heteronomie geltend zu machen. Das Resultat der bisherigen Bestrebungen für die Sittenlehre war eine empirische Glückseligkeitslehre gewesen. Hier war das Grundübel, an dem die Moral erkrankt war, an dieser faulen Stelle mußte Hülfe geschafft werden. Man hatte immer von außen her, von der Erfahrung aus die Sittenlehre zu begründen gesucht, daher war sie theils ohne Grund, theils mit vielem Fremdartigen vermischt. Egoismus, Weichlichkeit, Schlaffheit hatten die Moral ihrer Würde beraubt. Kant faßte das Uebel an der Wurzel an, indem er die Moral wieder auf ihren eigenthümlichen Grund und Boden stellt, auf die reine, selbständige Vernunft. Vor allem richtet er seine ganze Kraft darauf, den Empirismus aus der Moral zu verbannen. Die Erfahrung konnte durchaus keine allgemein gültige und nothwendige Wahrheit liefern, diese fand Kant in der reinen Vernunft wieder. Mit ihr wurden alle unreinen Triebfedern, die sie nur zu einem modificirten Egoismus machten, aus der Moral verwiesen, sie wurde rein auf sich selbst gegründet. Aber diese antiempirische Tendenz führte Kant eben sowohl zu seinen Vorzügen als zu seinen Fehlern, denn das bloße formale Princip, der Mangel an sittlichen Triebfedern, die Ausschließung der Glückseligkeit gingen aus diesem Streben hervor, wie nachher gezeigt werden wird. — Um aber das reine Gebiet des Sittlichen wieder herzustellen, dazu bedurfte es bei der großen Verwirrung einer strengen Sichtung und Reinigung des gesammten Vorrathes von sittlichen Begriffen. So entstand der bekannte Kriticismus. Kant fing nämlich damit an, die im gemeinen Menschenverstand als gültig anerkannten Begriffe, Gefühle und Urtheile zu zergliedern, sie von allem Fremdartigen zu reinigen, ihr Wesentliches hervorzuheben, durch Abstraction von dem Besondern ihre allgemeinen Merkmale abzusondern, und gelangte so endlich zu den höchsten Grundsätzen der menschlichen Erkenntniß und zu der letzten Quelle alles menschlichen Wissens, der reinen Vernunft selbst. So mußte also Kant, auf regressivem Wege vom Besondern zum Allgemeinen aufsteigend, zu dem Puncte in unserm Wissen gelangen, wo sich genau alles erfahrungsmäßige

Digitized by Google

und abgeleitete Wissen von demjenigen scheiden läßt, was unmittelbar unserer reinen Vernunft angehört, wo die Gesetze sich bestimmen lassen, nach denen unsere Vernunft wirkt, und die Grenzen offenbar werden, welche sie nie überschreiten kann. Von diesem Standpunct der reinen Vernunft aus war es dann möglich eine Moral zu begründen, welche ganz unmittelbar auf der Vernunft beruhte, und aus reinen Vernunftbegriffen ohne alle empirische Beimischung zusammengesetzt war. Für eine solche Kritik der Vernunft fand Kant zwar schon reiche Vorarbeiten an den psychologischen Beobachtungen der englischen Empiriker, vorzüglich eines Locke u. a., er ward aber vorzüglich dazu veranlaßt durch den Skepticismus David Hume's, der ihm in Bekämpfung des Empirismus und des Dogmatismus kräftig den Weg zeigte, und ihm dadurch die Bahn frei machte, auf welcher er dem Ziele zu gelangen konnte. Die Resultate dieser Kritik stellen wir hier in Bezug auf die Moral kurz zusammen, und fügen dann die Beurtheilung bei. Um die Moral von allen empirischen Bestandtheilen zu befreien, mußte Kant überhaupt erst zeigen, wie die Vernunft in ihrer Erkenntniß überhaupt über die Erfahrung sich zu erheben im Stande sey; um eine Moral aus reinen Vernunfterkenntnissen zusammenzusetzen, mußte die Möglichkeit rationaler Erkenntnisse erst angezeigt werden; um endlich die Begriffe der Moral über eine blos logische Leerheit zu erheben, welche aller Materie entbehren, mußte gezeigt werden, wie unmittelbar aus reiner Vernunft allgemeine und nothwendige Wahrheiten geschöpft werden können. Dies mußte gegen Empirismus, Dogmatismus und Skepticismus durch die Kritik dargethan werden. Kant unterschied nun in allen drei Graden der Wahrnehmung, in Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft, die Materie der Erkenntnisse von der Form derselben. Aeußere Eindrücke der Gegenstände auf unsere Sinnlichkeit geben uns nur den Stoff unserer Erkenntnisse, den wir unter die Form von Zeit und Raum, als die Form oder die Gesetze unserer Sinnlichkeit ordnen. Diese Form also, die Kant Anschauungen *a priori* nannte, sind nicht, wie der Empirismus behauptet, Eigenschaften der Objecte, sondern gehören nur der Art an, wie wir vermöge unserer Sinnlichkeit überhaupt Dinge wahrzunehmen im Stande sind. — Sie bleiben leere Formen unserer Sinnlichkeit, so lange sie nicht vom äußern Eindrucke ihren Stoff empfangen und nun empirische Anschauungen werden. Diese empirischen Anschauungen, die für sich nur ein Congregat einzelner, neben und nach einander seyender Objecte ausmachen, erhalten Zusammenhang durch die Gesetze des Verstandes, die Kategorien, unter welchen wir alle Dinge verbunden zu denken genöthigt sind. Auch diese Kategorien

sind ohne Anwendung auf Objecte nur leere Formen und können darum keineswegs Quelle neuer Erkenntnisse seyn. Sie sind aber nicht Eigenschaften der Dinge, sondern nur Formen, unter denen wir dieselben nach den Gesetzen unserer Natur betrachten. Diese Erkenntnisse aber, welche unter dem Begriff der Erfahrungserkenntniß oder der empirischen Erkenntnisse zusammengefaßt werden, können nie eine Vollendung und Einheit erreichen, weil sie immer abhängig bleiben von äußerer sinnlicher Erregung, und bedingt sind durch die endlichen Formen der Sinnlichkeit und des Verstandes. Die Vernunft aber fordert unbedingte Einheit und Vollendung unserer Erkenntniß. Unter den Formen der Ideen verfolgt sie die Reihen unserer Erkenntnisse bis zu ihrem äußersten Ende, und strebt so bis zu einem Unbedingten vorzudringen. Aber dieses Streben kann für die theoretische Vernunft noch zu keinem Zwecke gelangen, die Ideen müssen nur noch negative Bedeutung behalten, als Verneinung der Schranken der Erkenntniß, weil es für sie in der theoretischen Vernunft kein Object gibt, da alle unsere Erkenntniß uns nur vermittelst der sinnlichen Wahrnehmung gegeben wird, welche als solche immer den endlichen Formen der Sinnlichkeit und des Verstandes untergeordnet werden müssen. Die Ideen können also für die theoretische Vernunft noch keine Quelle der Erkenntniß seyn, weil es in dem Reiche der Erfahrung keinen Gegenstand für sie gibt, und sie dürfen daher nur als regulative Principien der Philosophie gebraucht werden, sie sprechen also nur die Möglichkeit allgemeiner und nothwendiger Wahrheiten aus, deren Wirklichkeit nicht bewiesen, sondern erst in der praktischen Vernunft als wirklich daseyend nachgewiesen oder deducirt werden kann. Für die Moral als Wissenschaft war durch diese Kritik der theoretischen Vernunft außerordentlich viel gewonnen. Zuerst waren die Anmaßungen des Empirismus und Dogmatismus entschieden zurückgewiesen, indem gezeigt war in Bezug des ersten, daß alle Erfahrungserkenntniß nur endlich und bedingt sey und nie allgemeine und nothwendige Wahrheiten enthalten könne; in Bezug auf den letztern, daß alle Zurüstungen der Logik in Begriff, Urtheil, Schluß und Beweis nichts als leere Formen des Verstandes seyen, aus welchen sich nie Wahrheit ableiten, sondern nur die gegebene wiederholen lasse. Die Metaphysik von Kant kannte keine andere apodiktische Gewißheit, als die in dem Satz des Widerspruchs enthaltene, welcher aber als identischer Satz ganz inhaltslos und darum zum Aufbau einer Wissenschaft untauglich ist. Kant zeigte nun, daß es in der Metaphysik noch mehrere Sätze a priori gebe, welche nicht identisch sind, wie der Satz der Causalität, die Kategorien, zu denen dann noch die Sätze der praktischen Ver-

Digitized by Google

nunft hinzukommen. Wenn aber Raum und Zeit, Ursache und Wirkung und alle die Bedingungen, unter denen wir die Gegenstände der Erfahrung nach den Kategorien des Verstandes betrachten, nicht Eigenschaften dieser Dinge sind, sondern nur Formen und Gesetze, welche in uns selbst sind, so erkennen wir ja nicht die Dinge wie sie wirklich sind, sondern nur wie sie uns nach diesen Formen erscheinen, und es muß also eine andere Beschaffenheit dieser Dinge geben, welche ihr wahres Seyn ausmacht. So entsteht aus dieser Unterscheidung zwischen Form und Materie in unserer Erkenntniß der wichtige Unterschied zwischen Erscheinung und Seyn an sich und zwischen einer Welt der Phänomena und Noumena. Dieser Unterschied ist so wichtig für die Moral, daß durch ihn erst die Möglichkeit einer Moral begründet wird. Es gibt also eine Welt, in der mit einem andern Seyn der Dinge andere Zwecke und andere Gesetze möglich sind, als die in der sichtbaren Welt geltenden. Indem wir uns als Theilnehmer jener höhern, unsichtbaren Welt betrachten, sind wir unserm Wesen nach erhoben über diese sichtbare Welt und über ihre Bestimmung und Gesetze; indem wir diese nur als Erscheinung betrachten, können wir darin unmöglich unsere wahre Bestimmung anerkennen. Vielmehr müssen wir diese da, wo das wahre Seyn ist, in der geistigen vernünftigen Welt suchen. Nur in dieser Welt ist zugleich der Begriff denkbar, auf welchem die Moral als absolut nothwendige Grundbedingung beruht, der Begriff der Freiheit, welcher nur da denkbar ist, wo das Gesetz der Causalität, welches in der Welt der Erscheinung alle Gegenstände umfaßt, aufgehoben ist. Durch Freiheit aber ist Grund, Realität und Sphäre der Moral gegeben. Die Trennung des Empirismus von der Moral ist der Grundlage nach damit schon ganz vollendet. Denn die Erfahrungserkenntniß ist ganz allein an das Reich der Erscheinung gewiesen, von welchem zu dem Uebersinnlichen weder durch Schlüsse noch Analogie ein Uebergang gestattet ist. Zugleich ist der Determinismus als Folge des Dogmatismus, der in der Moral nothwendig den Fatalismus erzeugt, glücklich vernichtet durch die Idee der Freiheit. Freilich ist diese Freiheit so wie überhaupt die Idee einer Welt der Noumena bis jetzt blos noch Idee, die nur als möglich angenommen und deren Realität noch unverbürgt ist, bis sie in der praktischen Vernunft nachgewiesen werden kann. Allein diese Trennung der theoretischen und der praktischen Vernunft ist doch durchaus nothwendig, und muß vielmehr noch endlich als ein großer Vortheil für die Begründung der Moral bezeichnet werden. Nur durch diese Trennung der theoretischen von der praktischen Vernunft ist Ethik als selbständige und unabhängige Wissenschaft

Digitized by Google

möglich. Alles theoretische Beweisen der ethischen Begriffe ist Ableiten von ihren Bedingungen, und vernichtet also den Begriff des Sittlichen als eines unbedingt seinen Werth Habenden. Eben dadurch bringt man immer wieder die Empirie in die Ethik hinein, daß man den Unterschied zwischen theoretischer und praktischer Vernunft nicht beachtet. Soll also die Ethik aus reinen Vernunftbegriffen bestehen, soll sie selbständig bleiben und ihren Werth in sich selbst tragen, so muß sie von der theoretischen Vernunft unabhängig und unmittelbar auf praktische Vernunft gegründet seyn. Dies wird noch deutlicher einleuchten, wenn wir bestimmter den Begriff des Sittlichen betrachten. Der Begriff des Sittlichen setzt zwei Dinge voraus, ein Sollen und ein Wollen. Wenn es eine Nothwendigkeit einer Handlung oder Handlungsweise für uns gibt, welche ganz verschieden und unabhängig von dem Seyn ist, so gibt es auch einen Unterschied zwischen Gutem und Bösem, also ein Sittliches. Allein dies Sittliche würde ohne Realität seyn, ohne ein Vermögen, sich selbst dieser Nothwendigkeit des Sollens gemäß zu bestimmen, also ohne einen Willen, der ebenfalls verschieden und unabhängig von aller Nothwendigkeit der Natur wäre. Also objectiv betrachtet erscheint das Sittliche als ein Sollen, subjectiv als ein Wollen. Sehen wir nun zu, was uns für diese Bestandtheile des Sittlichen die theoretische Vernunft darbiete, so finden wir außer gewissen Möglichkeiten, die nur als Ideen gedacht werden können, durchaus nichts für unsern Begriff. Alle theoretische Vernunft hat es nur zu thun mit dem Erkennen, nie mit dem Wollen, und mit dem Seyn, nicht mit dem Sollen; alle theoretische Speculation kann daher nur eine theoretische Nothwendigkeit hervorbringen, und vermag sich nie zu einer Unabhängigkeit von der Natur zu erheben. Das Sittliche findet also in der theoretischen Vernunft gar keine Stelle, und kann sie nur finden in der praktischen Vernunft. Praktisch ist die Vernunft, nach der Erklärung Kant's, insofern sie sich auf Bestimmung des Willens bezieht. — Gibt es eine solche praktische Vernunft, oder gibt es eine solche Art der Aeußerung für die Vernunft, wodurch sie praktisch wird (worauf sich diese Annahme gründe, davon sehen wir jetzt noch ab), so gibt es auch eine Sittlichkeit: denn die geforderten Bestandtheile des Begriffs des Sittlichen liegen in diesem Begriff der praktischen Vernunft. Es gibt nach diesem Begriff 1) eine Bestimmung des Willens durch die Vernunft. Eine Bestimmung setzt Regeln und Grundsätze voraus, nach denen bestimmt werden soll. Es gibt also praktische Regeln, Grundsätze. Mehrere Regeln der praktischen Vernunft in einer höhern Einheit verbunden, geben einen praktischen Grundsatz, deren höchste synthetische Ein-

Digitized by Google

heit einen höchsten Grundsatz a priori, d. i. den Grundsatz der Sittlichkeit hervorbringt. Insofern nun aber diese Regeln und Grundsätze sich auf ein Subject beziehen, das nicht unbedingt durch die Vernunft bestimmt wird, oder auf einen nicht durchaus guten Willen, sind Grundsätze zu betrachten theils subjectiv als Maximen, theils objectiv als Gesetze. Aus diesem Widerstreit der subjectiven Maximen mit den objectiven Gesetzen oder des sinnlich bedingten Willens mit der reinen Vernunft entsteht der Begriff des Sollens (oder Imperativs), der die Nöthigung des subjectiv unvollkommnen Willens durch objectiv nothwendige, d. i. rein vernünftige Gesetze ausdrückt. Und für dies Sollen läßt sich eben so wie für seine Grundsätze eine höchste Einheit, für das bedingte Sollen ein unbedingtes denken. So entsteht der Unterschied zwischen einem hypothetischen Imperativ, der nur bedingungsweise für gewisse Zwecke gebietet, und kategorischen Imperativ, der unbedingt an den Willen als Willen Ansprüche macht, und der allein ein praktisches Gesetz heißen und Sittlichkeit gebieten kann. In diesem Begriff des Sollens ist der Anspruch der Vernunft ausgesprochen, unabhängig von den Gesetzen der Natur sich selbst Gesetze zu geben, und sich also damit über Seyn und Müssen zu erheben. Mag also auch unsere Natur sinnlich bedingt seyn, mögen wir als Sinnenwesen ganz der Natur angehören, praktische Vernunft erhebt uns in dem unmittelbaren Ausspruch das Soll über alles Muß, in der Nothwendigkeit ihrer eigenen Gesetze über alle Naturnothwendigkeit. Das Sollen also steht über dem Seyn und ist unabhängig von dem Müssen. Darin liegt der Grund der Sittlichkeit und die Bedeutung der praktischen Vernunft. In diesem Satz ist die Unabhängigkeit der Ethik von aller Theorie und Erfahrung ausgesprochen. Die Ethik beruht hiernach unmittelbar auf praktischer Vernunft selbst, und das Sittengesetz hat sich also nie zu richten nach dem, was wirklich geschieht oder geschehen ist, noch auch nach theoretischen Speculationen. Denn mag auch keine Erfahrung jemals an einem einzigen Beispiel das Daseyn irgend einer wahrhaft tugendhaften Handlung nachweisen, keine theoretische Vernunft das Gesetz der Sittlichkeit beweisen können; die praktische Vernunft macht ihr Gesetz unmittelbar geltend, denn sie ist selbst das höchste Ursprüngliche. Soll aber dieser Imperativ nicht blos ein leeres Gesetz bleiben, soll er auch wirkliche Realität erhalten, so muß ihm als objectivem Gesetz subjectiv ein Vermögen entsprechen, ihm gemäß zu handeln und zu seyn. So enthält also praktische Vernunft 2) einen Willen, d. i. nach Kant, das Vermögen, sich der Vorstellung gewisser Gesetze gemäß zum Handeln zu bestimmen. Ein unbedingtes Sollen, wie der sittliche

Digitized by Google

Imperativ, ſetzt nothwendig auch ein Können voraus. Und dieſes Können iſt uns in dem Willen gegeben. Sind aber die Geſetze, nach denen der Wille ſich beſtimmen ſoll, verſchieden und unabhängig von den Geſetzen der Natur, ſo muß der Wille, als die Fähigkeit ſich nach jenen Geſetzen zu beſtimmen, eine Cauſalität in ſich enthalten, die unabhängig von der Beſtimmung durch Urſachen der Natur iſt. Unabhängigkeit von der Nothwendigkeit der Natur aber nennen wir Freiheit. So entſteht alſo Freiheit als Poſtulat der praktiſchen Vernunft. Sie muß als nothwendige Bedingung der Sittlichkeit gefordert werden. Mit dieſem Begriff der Freiheit darf die Begründung der Sittlichkeit erſt als vollendet gedacht werden, in ihm iſt Grund, Realität und Sphäre der Sittlichkeit enthalten. Freiheit ſteht der Natur gegenüber. Das Sittliche iſt nur da wo Freiheit iſt, und hört auf zu ſeyn wo die Natur gilt. Geſetz der Sittlichkeit alſo iſt ein Geſetz der Freiheit, ein Gegenſatz des Geſetzes der Natur. (So Kant, Vorrede zur „Grundlegung zur Metaphyſik der Sitten".) Zur Beſtimmung des Begriffs der Sittlichkeit haben wir folgende Gegenſätze gefunden: theoretiſche und praktiſche Vernunft, Erkennen und Wollen, Seyn und Müſſen — Sollen (Imperativ), Natur — Freiheit, Geſetze der Natur — Geſetze der Freiheit. Uns bleibt nun aber noch die Beantwortung der Frage: Gibt es eine reine praktiſche Vernunft, und gibt es alſo einen kategoriſchen Imperativ und eine Freiheit? Unter einander ſtehen alle dieſe Begriffe in dem innigſten Zuſammenhange, ſo daß einer den andern nothwendig vorausſetzt, einer mit allen ſtehen und fallen muß. Der Begriff des Sittlichen beruht auf dem Sollen und dem Geſetze, das Sollen auf dem Wollen, das Wollen auf der Freiheit; aber umgekehrt der Begriff der Freiheit erhält Realität durch ein ſittliches Geſetz ꝛc. So würden wir uns, in dem Streben eins durch das andere zu beweiſen, im Kreiſe herumdrehen, ohne jemals die unbedingte Realität des einen von ihnen aufzufinden. Beweiſen, d. h. aus etwas Höherem ableiten läßt ſich allerdings Moralität, Sittengeſetz und Freiheit nie. Beſonnene, ihrer Grenzen ſich bewußte Philoſophie hat es nie verſucht Moralität urſprünglich zu begründen. Ein unbedingtes Sollen kann als ſolches von gar keiner höhern Bedingung abgeleitet werden; es bleibt daher unmöglich zu beweiſen, daß die Vernunft auch für ſich praktiſch ſeyn, und daher auch Freiheit des Willens fordern könne. Allerdings offenbart ſich das unbedingte Sollen in dem bedingten; in einzelnen Pflichtanforderungen, deren wir uns bewußt werden, ſpricht das höchſte Gebot der Sittlichkeit zu uns. Von dieſen einzelnen ſittlichen Begriffen, Liebe und Haß, gut und bös, Werth und Unwerth, Ach-

Digitized by Google

tung und Verachtung, Tugend und Laſter, Pflicht, erlaubt, unerlaubt ꝛc. kann der Philoſoph durch analytiſches Hinaufſteigen von dem Beſondern zu dem Allgemeinen, durch Abſtraction von den empiriſchen und individuellen zu den höchſten ſittlichen Begriffen ſich erheben, er kann alſo durch dieſe Kritik des gemeinen ſittlichen Menſchenverſtandes, wie ſie Kant in ſeiner Grundlegung zur Metaphyſik der Sitten zuerſt verſucht, und dann in der Kritik der praktiſchen Vernunft weiter ausgeführt hat, das Daſeyn der höchſten ſittlichen Begriffe unmittelbar und rein in der Vernunft nachweiſen (deduciren), aber dieſer höchſte unbedingte Anſpruch der Vernunft praktiſch zu ſeyn, alſo das Recht des kategoriſchen Imperativs bleibt doch immer unerwieſen. Dieſe Unerweisbarkeit iſt eine Folge nicht der Art der Deduction, ſondern der Grenzen der menſchlichen Vernunft überhaupt. Der äußerſte Punct in der Deduction moraliſcher Begriffe muß alſo der ſeyn, wo wir den kategoriſchen Imperativ wirklich als das Letzte und Unbedingte in unſerm Bewußtſeyn anerkennen, wo wir ihn alſo ebendeswegen als unbeweisbar und unbegreiflich betrachten müſſen. (Dies iſt der Schluß der Grundl. der M. d. S. Kant's.) Das Hauptreſultat dieſer Kritik der Vernunft für die Moral iſt hier die unwiderlegliche Nachweiſung eines reinen Gebotes der Sittlichkeit unmittelbar in der reinen Vernunft, oder eines ſogenannten kategoriſchen Imperativs. Durch dieſen iſt das Daſeyn einer Moral ſicher begründet auf der Selbſtändigkeit der praktiſchen Vernunft, die wahre Autonomie der Vernunft iſt gerettet, und damit alle Anſprüche der Erfahrung und der theoretiſchen Speculation ſcharf von der Moral abgewieſen. Dieſe großen Reſultate werden und müſſen feſtſtehen, ſo lange noch von Moral die Rede ſeyn ſoll, und ſie allein reichen hin, Kant's Verdienſte um die Moral unvergänglich zu machen, und berechtigen ihn als Schöpfer der neuern Moral zu betrachten. Und als Quelle dieſer Reſultate müſſen wir die Methode ſeiner Philoſophie anerkennen und feſt halten, nämlich die Kritik. Nur dieſer Weg der Speculation, der auf der einen Seite ſo kräftig auf die Unmittelbarkeit und Selbſtändigkeit der Vernunft baut, auf der andern ſo beſcheiden die nothwendigen Schranken der praktiſchen Vernunft anerkennt und bezeichnet, konnte zu einer Sittlichkeit in der Idee führen, die eben ſo erhaben als menſchlich iſt. Dabei dürfen wir aber freilich nicht verkennen, daß Kant in der Anwendung dieſer Methode manche bedeutende Fehler machte. Dahin müſſen wir als für die Moral vorzüglich folgenreich den rechnen, daß er ſeine Kritik von den Thatſachen des gemeinen Menſchenverſtandes anfängt, die ganz und gar vom Zufall abhingen und daher die Keime zu mancherlei Irrthümern und pſychologiſchen Täuſchungen

Digitized by Google

in das System einführten, statt dieselbe sicherer auf einer wissenschaftlichen Anthropologie zu begründen. Dies ist schon von mehrern seiner Schüler bemerkt worden, wie von Maimon (Krit. Untersuchungen über den menschlichen Geist, Leipz., 1797) und vorzüglich von Fries. Unrichtige psychologische Ansichten werden wir daher weiterhin als die Hauptquelle der kantischen Irrthümer kennen lernen. Weniger vollkommen hat er ferner die Aufgabe gelöst, die Freiheit in der praktischen Vernunft nachzuweisen. Mit großer Schärfe hatte er zwar in der theoretischen Vernunft in dem Unterschied zwischen Erscheinung und Seyn die Natur der Freiheit gegenübergestellt und ihre Möglichkeit als Idee gezeigt. In der praktischen Vernunft aber erscheint die Freiheit nach Kant immer mehr als das Vermögen sich selbst zu bestimmen, einen Entschluß zu fassen, was aber nur Eigenschaft unserer innern Natur ist, also psychologische Freiheit, nicht transscendentale Freiheit, die es doch aber ist, welche für das Daseyn der Moral gefordert wird, weil nur sie Unabhängigkeit von der Natur ist, jene dagegen in der Natur selbst ist, also durch dieselbe bedingt. So ist auch in der Bestimmung der praktischen Vernunft selbst und in der Art der Deduction des kategorischen Imperativs der Grundfehler vorbereitet, von welchem Kant hernach so sehr irregeführt wird. Praktische Vernunft ist nämlich gleich von vorn herein als den Willen bestimmend genommen, ohne den Begriff von einem Zweck und Werth der Dinge, woraus doch erst die Bestimmung des Willens entstehen kann, anzunehmen. Sie ist also blos als formale Thätigkeit genommen, woraus dann das formale Princip entstand, was wir als charakteristischen Fehler der kantischen Moral bezeichnen müssen. Darauf führt uns nun die Erörterung der Frage, was Kant unter einem kategorischen Imperativ verstehe, oder welches Gebot Kant allein als ein kategorisches gelten lassen wolle. Während Kant, nicht zufrieden mit den Resultaten, welche er im Kampfe gegen Empirismus und Eudämonismus schon bis hierher glücklich errungen hatte, auch den letzten Schritt thun wollte, um diesem Hauptfeinde der Moral jeden Zugang zu derselben zu verschließen, gab er eben dadurch einen großen Theil seiner errungenen Vortheile wieder auf: denn er gerieth damit auf der einen Seite in einen moralischen Dogmatismus und lief sogar Gefahr selbst in die Gewalt eines gewissen Empirismus zu verfallen. Denn während Kant, um jeden möglichen Erfahrungsinhalt aus der Moral auszuschließen, allen Inhalt überhaupt daraus verbannte, behielt er nichts als eine leere Form übrig, die in Begriffen ausgesprochen einen Dogmatismus in die Moral einführte, welcher in der Anwendung aufs Leben häufig von der Erfahrung seinen Inhalt

Digitized by Google

borgen mußte, weil er den der Vernunft selbst nicht kannte. Dieses Urtheil wird sich bestätigt finden, wenn wir den Gang der kantischen Untersuchungen etwas mehr ins Einzelne verfolgen. Der erste Lehrsatz in Kant's Kr. d. pr. V. (S. 38) ist der: „Alle praktischen Principien, die ein Object (Materie) des Begehrungsvermögens als Bestimmungsgrund des Willens voraussetzen, sind insgesammt empirisch und können keine praktischen Gesetze abgeben." Der Beweis ist der: „Ein Gegenstand außerhalb des Willens selbst kann nur insofern Bestimmungsgrund für unser Begehrungsvermögen seyn, als er seine Lust oder Unlust erregt. Es kann aber von keiner Vorstellung, welche sie auch sey, a priori erkannt werden, ob sie mit Lust oder Unlust verbunden seyn werde. Also muß in solchem Fall der Bestimmungsgrund der Willkür jederzeit empirisch seyn." Aus diesem durchaus empirischen Ursprung jedes Gefühls der Lust oder Unlust folgt nun ganz von selbst, daß alle material-praktischen Principien empirisch sind und daher als solche, wie der zweite Lehrsatz aussagt, insgesammt unter das allgemeine Princip der Selbstliebe oder eigenen Glückseligkeit gehören. Dafür führt Kant seine Ansicht von dem Gefühl der Lust noch weiter aus, indem er Lust, weil sie von dem Daseyn eines Gegenstandes abhängt, nur auf die Empfänglichkeit des Subjects gründet, und daher nur dem Sinne (und Gefühl), nicht dem Verstande zuschreibt. Die praktische Vernunft Kant's besteht also hiernach blos aus Empfänglichkeit der sinnlichen Willensbestimmung, und aus Selbständigkeit der reinen Willensbestimmung, und das Vermögen der Triebe ist hiernach entweder ganz mit der Willkür verschmolzen, oder er rechnet es blos zu der sinnlichen Empfänglichkeit der Vernunft, und kennt also gar keinen reinen, vernünftigen Trieb. Dies bestätigt sich hinlänglich durch die scharfe Trennung des unteren Begehrungsvermögens, dem alle materiale praktische Regeln, d. h. also die der Glückseligkeit und Selbstliebe gehören, vom oberen Begehrungsvermögen, für die reine praktische Vernunft, ohne das sich davon noch scheidende Vermögen der Triebe irgend zu berücksichtigen. Auf diesem Wege kommt dann Kant ganz consequent zu dem Resultate, das er im dritten Lehrsatz (S. 48) ausspricht, „daß ein vernünftiges Wesen sich seine Maximen als allgemeine praktische Gesetze nur als solche Principien denken könne, die blos der Form nach den Bestimmungsgrund des Willens enthalten." Denn „von einem Gesetze, von welchem man alle Materie, die jeden Gegenstand des Willens (als Bestimmungsgrund) absondert, bleibt nichts übrig als die bloße Form einer allgemeinen Gesetzgebung." Die Maximen vernünftiger Wesen können also nur durch die bloße Form, nach der sie sich zur allgemei-

Digitized by Google

nen Gesetzgebung schicken, zum praktischen Gesetz werden. So ist also der kategorische Imperativ als ein blos formaler deducirt, der in der bekannten Formel als Grundgesetz der reinen praktischen Vernunft so ausgesprochen wird: Handele so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Princip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne. Als den Punct, worauf die ganze Deduction beruht, bemerken wir hier die Ansicht von dem Gefühl der Lust und Unlust, nach welcher dieses nur empirischen Ursprungs sey, also immer nur sinnlich erregt, nie a priori in der Vernunft gegeben seyn könne. Offenbar hat sich Kant hier durch seinen Eifer gegen den Eudämonismus hinreißen lassen, einen starken psychologischen Fehlgriff zu thun. Er wollte die Glückseligkeitslehre in der Wurzel vernichten, indem er den Begriff der Lust ganz und gar aus dem Gebiet des Sittlichen verbannte. Allerdings hatte er auch vollkommen Recht in Bezug auf den Begriff von Lust und Unlust, der bei jenen Eudämonisten galt, die ihn nur empirisch faßten. Allein nun faßte auch Kant ihn blos in diesem empirischen Sinn und verkannte ganz seine höhere Bedeutung, nach der es auch eine reine, vernünftige Lust, eine Lust a priori geben muß. Es mag zugegeben werden, daß das Wort Lust leicht zu Mißverstand führen könne, und daß man mehr gewohnt sey es in sinnlicher Bedeutung zu nehmen; aber uns ist es hier nicht um dieses Wort, sondern um die Sache zu thun, und diese Sache bleibt dennoch stehen, mag man das Wort Lust dafür gelten lassen wollen oder nicht. Es dreht sich nämlich darum, daß bei Kant zwischen dem bloßen Erkennen und dem Wollen oder dem Entschließen noch eine bedeutende Lücke gelassen ist, welche durch ein eigenes Grundvermögen der Seele, durch welches wir uns für Gegenstände interessiren, und woraus uns dann unser Urtheil über Werth und Unwerth der Dinge entsteht, ausgefüllt werden muß. Die theoretische Vernunft würde von der praktischen ganz losgerissen und außer aller Verbindung mit ihr gesetzt seyn, ohne dieses Zwischenglied. Die theoretische Vernunft hat es mit nichts zu thun als mit dem Daseyn der Dinge, sie gibt uns nichts als die Vorstellung von diesem Daseyn. Wo aber liegt hier eine Beziehung auf das Wollen und Handeln? Wie kann das bloße Vorstellen des Daseyns von Dingen den Willen in Bewegung setzen, wenn wir uns nicht diese Dinge in Beziehung auf uns denken? Diese Verbindung entsteht durch den Begriff des Werthes. Der Werth treibt uns zur Handlung, wir streben zu erreichen, was für uns Werth hat. Ein Vermögen, den Werth der Dinge zu erkennen, muß also das Vermittelnde seyn. Der Werth der Dinge wird uns aber bestimmt durch den Eindruck, den die-

Digitized by Google

ſelben auf unſer Gefühl machen, er entſteht alſo aus dem Gefühl der Luſt und Unluſt. Es muß alſo die praktiſche Vernunft nicht blos aus einer Selbſtthätigkeit, dem Willen beſtehen, ſondern auch aus einer Empfänglichkeit, die Gefühl oder Herz genannt werden mag, vermittelſt der wir die Eindrücke von den Dingen empfangen, ihre Beziehung auf uns in Luſt oder Unluſt wahrnehmen, über ihren Werth urtheilen, dem gemäß uns in Trieben dafür oder dagegen intereſſiren, welche dann erſt das Begehren erzeugen, zum Wollen und endlich zum Entſchluß führen. Nur durch dieſe Vermittelungen entſteht aus dem bloßen Vorſtellen eines Dings ein wirkliches Handeln, das ſonſt ganz ohne Verbindung daſtehen würde. Wenn nun aber Kant dieſes Vermögen des Werthgebens oder Intereſſirens und der Triebe blos auf die Erfahrung beſchränkt, in Bezug auf das Sittliche alſo daſſelbe ganz leugnet, ſo baut er damit das ſittliche Handeln auf eine pſychologiſche Unmöglichkeit, und er beraubt zugleich die Sittlichkeit ihrer wahren Bedeutung. Das Handeln entſteht erſt dadurch, daß ein Gegenſtand gegeben ſey, wodurch das Handeln beſtimmt wird. Gegenſtand für das Handeln überhaupt iſt aber der Werth der Dinge, und ſo erhalten wir zugleich auch für das ſittliche Handeln einen Gegenſtand in dem unbedingten Werth der Dinge. Dasjenige iſt das Sittlich-Gute, was unbedingten Werth hat. Ohne dieſen Werth der Dinge bleibt alles Handeln leer und bedeutungslos. Was Werth hat, das ſetzen wir als Zweck für unſer Handeln. So erhalten wir alſo aus dem unbedingten Werth eines Dings einen unbedingten Zweck für unſer Handeln. Die Begriffe von Werth und Zweck geben erſt der Sittlichkeit Bedeutung. Das ſittliche Gebot erhält dadurch einen Gegenſtand, eine Materie. Ein blos formales Sittengebot iſt alſo ganz ohne Werth und Zweck, ſo wie bloße Form überhaupt ohne Inhalt, ohne Bedeutung iſt. Die Vernunft aber gibt ſich ſelbſt als geiſtiges Weſen a priori unbedingten Werth, ſie ſetzt ſich ſelbſt auch als nothwendigen Zweck. Wir haben alſo a priori aus der Vernunft ſelbſt einen Gegenſtand, eine Materie für das ſittliche Handeln, die Idee. Das Gefühl oder das Herz erkennt unmittelbar dem Leben der Vernunft, dem geiſtigen Leben oder der Idee den unbedingten Werth zu, und ſpricht ſich dann als reiner, ſittlicher Trieb, d. i. als Trieb der Selbſtändigkeit der Vernunft, als ein unmittelbares Sollen aus. Dies iſt alſo die wahre Bedeutung des kategoriſchen Imperativs. Er ſagt weiter nichts als: Du ſollſt dem folgen, was den höchſten Werth hat. Wie aber verhält ſich die Form des Sittengeſetzes zu dieſer Materie? Wie Mittelbares zum Unmittelbaren.

Digitized by Google

Wir ſahen, daß wir uns des Werthes der Dinge, alſo auch des Sittengeſetzes unmittelbar durch die Vernunft im Gefühl bewußt werden. Das Gefühl iſt alſo hier zugleich unmittelbare Urtheilskraft. Aber das Urtheil über das wahrhaft Gute kann getrübt werden, dem Gefühle und dem daraus hervorgehenden reinen Triebe können ſich fremdartige, unreine, ſinnliche Neigungen und Triebe beimiſchen. Hier nun tritt der Verſtand als Princip der Einheit oder als formgebendes Vermögen hervor, um vermittelſt reflectirter Begriffe und Regeln das Gefühl zu prüfen und das Reine von dem Unreinen zu ſcheiden. Aber der Verſtand darf nicht das Geſetz ſelbſt *geben*, ſondern nur das Geſetz, das die Vernunft unmittelbar in dem Gefühl und im reinen Trieb ausſpricht, *anwenden*, und darnach Verfälſchungen und Verwirrungen abwenden. Der Verſtand an ſich iſt leer, blos Form. Er wiederholt blos in der Reflexion das Unmittelbare. Dies Unmittelbare aber hat Kant ganz verkannt, indem er das Gefühl a priori leugnet. Er ſucht die Regel der Sittlichkeit im Verſtande ſelbſt, faßt alſo alles nur mittelbar auf. Sein Sittengeſetz blieb alſo ohne Gehalt und beſtand nur in leerer Form, im Begriffe für den Verſtand. Dieſe falſche pſychologiſche Anſicht von dem Gefühl, von der Kant bei Aufſtellung ſeines formalen Princips ausging, wird uns nun bei der Beurtheilung deſſelben in ſeinen Folgen für das ganze darauf gebaute Moralſyſtem am beſten leiten können, weil wir auf dieſe als auf den Grundfehler immer wieder zurückweiſen werden müſſen. Hier darf nun zuerſt eine ſehr vortheilhafte Seite, welche dies formale Princip hat, nicht verkannt werden. Durch daſſelbe gelang es Kant den Begriff des Sittlichen in einer *Reinheit* zu faſſen, wie es bisher noch in keiner Sittenlehre geſchehen war. Wenn man bedenkt, wie ſehr die Moral vor Kant durch Vermiſchung der ſittlichen Begriffe mit der ſinnlichen Natur und den ſinnlichen Bedürfniſſen der Menſchen verunreinigt und herabgewürdigt, wie ſehr das Urtheil über gut und bös, durch Rückſicht auf Zwecke, Folgen, Glück und Unglück verdunkelt und verwirrt war, ſo muß man mit voller Seele das Verdienſt Kant's darin anerkennen, daß er die Moral davon ſäuberte und wenigſtens rein rational hinſtellte. Das *Geſetz* als allgemein und nothwendig verbindend, ſtellte er oben an, über dies galt nichts weiter. Der *Wille* iſt nur *gut* inſofern er dies Geſetz will, und außer dem guten Willen iſt nichts was Werth hat. *Pflicht* iſt Nothwendigkeit einer Handlung aus Achtung fürs Geſetz. Sie hat ihren Werth ganz allein in ſich und jede Handlung hört auf pflichtmäßig zu ſeyn, die nicht *ganz allein* durch die Pflicht bedingt iſt. Ueber den moraliſchen Werth der Handlungen entſcheiden nicht Abſicht oder Folge derſelben, ſondern

Digitized by Google

allein die freie Unterwerfung des Willens unter das Gesetz. Triebfedern sittlicher Handlungen dürfen nicht Neigung und Liebe, sondern reine Achtung vor dem Gesetz seyn. Am schärfsten aber spricht sich diese Reinheit des Sittlichen in der kantischen Sittenlehre darin aus, daß die Autonomie auf das bestimmteste an ihre Spitze gestellt ist. Wenn bei Kant alles dasjenige, was den Willen außer ihm selbst bestimmen kann, auch außerhalb der Vernunft seyn muß, so besteht also Autonomie nur in der Selbstbestimmung des Willens, oder in der reinen Form des Willens selbst abgesehen von jedem Gegenstand, und ihr steht, als die Quelle aller Verirrungen in der Moral, die Heteronomie gegenüber, welche nach Kant die Bestimmung des Willens durch irgend einen Gegenstand außer ihm ist. Auf diese Weise ist freilich auch die Autonomie, welche eigentlich nur die Selbständigkeit der praktischen Vernunft und ihres Gesetzes bezeichnen soll, einseitig blos auf die Form des Willens bezogen; aber dabei bleibt davon doch immer der für die Moral so äußerst wichtige Hauptbegriff desselben stehen, daß sie auf der Selbständigkeit der praktischen Vernunft beruhe. Darum hat auch die scharfe Gegenüberstellung der Autonomie und Heteronomie in der kantischen Lehre, so wie die Zusammenstellung aller möglichen heteronomischen Moralprincipien mit der damit verbundenen Polemik gegen dieselben in Kant's und seiner Anhänger moralischen Schriften, gewiß sehr bedeutend gewirkt gegen die eudämonistischen und sensualistischen Systeme. Wenn auch die Tafel der heteronomischen Systeme geschichtlich bei weitem nicht erschöpfend seyn mag (was besonders Schleiermacher tadelt, „Krit. d. Sittenl.", S. 48 fg.), so hat sie doch philosophisch zur Heraushebung des reinen Begriffs des Sittlichen, wenn man von der einseitigen Ansicht der Autonomie als einer blos formalen Gesetzgebung absieht, wenigstens von der negativen und polemischen Seite, noch immer großen Werth. Von dieser negativen Seite hat überhaupt das formale Princip noch am meisten Verdienst, insofern eine Masse von Mißbräuchen aus der Moral dadurch weggeschafft wurden. Aber nicht weniger verdient auch als eine vortheilhafte Folge des formalen Princips die Strenge der kantischen Moral angeführt zu werden, welche aus der Reinheit so wie überhaupt aus der rationalen Auffassung derselben hervorging. Von Eudämonisten und Sensualisten ist zwar diese Strenge der kantischen Moral häufig zum Vorwurf gemacht worden; man tadelte an ihr, daß sie zu wenig auf die Natur und die Bedürfnisse des Menschen Rücksicht nehme, daß sie ein so erhabenes Ideal von Tugend aufstelle, daß Menschen es gar nicht erreichen könnten, und daß sie Anforderungen an den Menschen mache, gegen deren Befriedigung sich die Natur des Menschen sträube, und die ihn

Digitized by Google

daher gewiß nicht glücklich machen könnten. Doch ſcheint mir dieſer Vorwurf keinen wirklichen Tadel zu enthalten, indem Strenge nur nothwendige Folge jeder idealen und rationalen Auffaſſung der Moral iſt. Mit Recht ſtellte alſo Kant in ſeinem formalen Princip das Sittengeſetz frei von der ſinnlichen Natur des Menſchen als reines Vernunftgeſetz auf, deſſen Forderungen alſo unabhängig wären von der Erfahrung und Natur, und deſſen Ausführung nur durch Widerſtreit gegen die ſinnliche Natur, deren unbedingte Unterwerfung verlangt werde, möglich ſey. Gegen die weichliche Glückſeligkeitslehre, welche die Tugend als Genuß darzuſtellen ſuchte, hob er dagegen immer lieber die Anſicht von der Tugend, als beſchwerlichem Kampfe gegen die natürlichen Neigungen, als einem Zwang, der mit Aufopferungen verbunden ſey, hervor; der ſüßen Empfindelei, von welcher damals die Zeit erkrankte und welche die Tugend nur als das der Empfindung Wohlgefällige und Liebenswürdige betrachtet, ſetzte er die Tugend als unbedingte Unterwerfung unter das Geſetz der Liebe, die reine Achtung entgegen, und bemühte ſich überhaupt die Tugend mehr als achtungswürdig als liebenswürdig, mehr als erhaben denn als ſchön darzuſtellen. In Beziehung auf Eudämonie und Empfindelei war es gewiß ein großes Verdienſt der kantiſchen Moral, daß ſie die Glückſeligkeit und die Empfindung aus der Moral ausſchloß, und die Idee der Pflicht ganz rein in ihrer Heiligkeit und erhabenen Größe hinſtellte, mit der unbedingten Forderung an den Menſchen, vollkommen zu ſeyn, was es auch koſte, was daraus für ſein Glück folgen möge. Stärkend und erhebend mußte in Beziehung auf jene Erſchlaffung und Verweichlichung die kantiſche Strenge wirken. Wenn nun aber dieſe Strenge ſich nicht blos auf ihre Anforderungen an die Geſinnungen des Menſchen beſchränkt, ſondern ſich auch auf die einzelnen Handlungen erſtreckt, wenn ſie in beſtimmten äußern Geſetzen die Handlungsweiſe des Menſchen ſelbſt bis in die ſpeciellſten Verhältniſſe hinein beſtimmen will, ſo artet die Strenge in Starrheit aus, welche das Eigenthümliche im Menſchen unterdrückt, und es zeigen ſich darin die Folgen des blos formalen Princips, welches aus bloßen Verſtandesbegriffen ein Moralgeſetz conſtruiren muß, das, weil es des innern Lebens entbehrt, nur als ſtarre äußere Form, als äußeres Geſetz für das Handeln daſtehen kann. Hier alſo müſſen wir zu der Betrachtung der anderen, ungünſtigeren Seite des formalen Princips übergehen. Die Frage, die ſich hier gleich von vorn herein jedem als unbeantwortlich aufdrängt, iſt die: wie läßt ſich eine Wiſſenſchaft, die aus Form und Materie zugleich beſteht, aus einem Princip, das blos Form enthält, conſtruiren? Immer wird und muß es hier an einem Stoff fehlen, oder der Stoff wird

Digitized by Google

auf unrechtmäßigen Wegen hereingebracht. So ist also auch das kantische formale Moralprincip ganz unfähig aus sich selbst moralische Gesetze für das Einzelne abzuleiten, weil die kantische Formel gar nichts aussagt, was zu thun sey, sondern ein höheres Gesetz voraussetzt, das den Werth und Zweck bestimmt, und damit die Materie für das formelle Gesetz der Einheit gibt. Wenn die Formel verlangt so zu handeln, wie man wolle, könne, daß die Maxime zugleich als allgemeines Gesetz gelte, so bleibt immer die Frage übrig, wie man wollen könne? und diese Frage hängt eben von dem höhern Gesetze des Werthes und Zweckes der Dinge, das sich immer in dem verständigen Trieb ausspricht, ab. Wenn mir ferner hier geboten wird einer allgemeinen Gesetzmäßigkeit mich zu unterwerfen, so wird damit wieder vorausgesetzt, daß ich ein Interesse habe, mir das zum Gesetz zu machen, was als allgemeines Gesetz gelten kann. Denn daß allgemeine gesetzmäßige Handlungsweise die Bedingung eines geordneten Zusammenlebens mit andern vernünftigen Wesen sey, setzt wiederum voraus, daß daran liege mit ihnen umzugehen, daß ich ihrem Daseyn einen Werth gebe. Das formale Princip sagt also eigentlich weiter nichts aus, als: handle vernünftig; was aber vernünftig sey und warum ich vernünftig handeln müsse, dies erfahre ich von diesem nicht, dies sagt mir nur ein höheres Gesetz, das Werth und Zweck bestimmt. Wir sehen also, daß Kant sich darin ganz geirrt hat, wenn er dies formale Princip für das Princip der Moral als Wissenschaft hielt, da es doch nur als unterordnendes Princip unter ein gegebenes höheres dienen kann; daß Kant mit Unrecht daraus die Gesetze für das Handeln abzuleiten sucht, da es nur für gegebene Gesetze die Forderung enthält, daß der Wille nur doch die bloße Form dieser Gesetze bestimmt werde; daß mit einem Worte Kant's Princip nur ein Gesetz des vernünftigen Entschlusses ist, aber nicht, was es doch seyn sollte, ein oberstes Gesetz der Antriebe, welches er überhaupt für unmöglich hielt, weil er den idealen Ursprung der Antriebe leugnete.

Wenn man die ideale Bedeutung des Sittengesetzes aufgenommen hat, das heißt, wenn man als Materie des Sittengesetzes die Idee anerkennt, welche nicht aus Begriffen construirt werden kann, sondern unmittelbar im Gefühl lebt, so folgt schon, daß das Sittengesetz nicht vollständig aus Verstandesbegriffen gebildet werden könne. Verkennt aber Kant, wie wir wissen, diese ideale Bedeutung der Moral, und faßt er sie in seinem formalen Princip nur mittelbar in Begriffen auf, so erscheint sie ihm nothwendig nur von ihrer objectiven Seite, als äußeres Gesetz für das Handeln als Pflichtenlehre, wogegen die andere subjective Ansicht desselben, welche sie mehr für die Gesinnung als inneres Ge-

Digitized by Google

setz, als Tugendlehre betrachtet, ganz von ihm vernachlässigt wird*). Hier nun ist es, wo Kant in einen moralischen Dogmatismus verfällt. Aus einem Satze, der nur in leeren logischen Begriffen besteht, sollte durch bloße logische Ableitung ein vollständiges abgeschlossenes System von sittlichen Gesetzen aufgebaut werden, welche das ganze menschliche Handeln umfaßten. Er mußte das ganze Gebiet des sittlichen Lebens nach Gesetzen, die nur Erzeugniß der Reflexion des Verstandes waren, ausmessen und ordnen, und alle menschlichen Handlungen der gleichen Nothwendigkeit unterwerfen. Nur so weit das Gesetz und die Pflicht reicht, galt ihm das Sittliche; was darüber hinaus liegt in der freien Gesinnung, das war ihm verborgen. Eine leere logische Regelmäßigkeit wird die Moral beherrschen, wenn sie streng aus einem blos formalen Princip abgeleitet wird, und die einzige Tugend würde nach ihr Ordnungsliebe seyn. Das wahre freiere Leben in der Gesinnung geht so größtentheils verloren in der steifen kahlen Form. Die Abgeschlossenheit und Vollständigkeit des Systems, das nur aus sich heraus aufgeführt ist, erzeugt eine falsche Selbstgenügsamkeit in diesem System, welche jede sich anders gestaltende Eigenthümlichkeit für durchaus verwerflich hält, und darum alle Zeiten und Völker einer und derselben nothwendigen Form unterwerfen will. Das kalte Abmessen des Lebens nach starren Formen führt so leicht zu einem todten Gesetzdienst, der die wahre Sittlichkeit in ihrem innersten Keime zu ersticken droht. Da der Begriff die Idee nicht zu erfassen vermag, da sich also in Begriffen die Idee der Sittlichkeit gar nicht vollständig darstellen läßt, so kann auch das formale Gesetz nur für die gewöhnlichsten und alltäglichsten Verhältnisse des Lebens, und für diese kaum zureichen. Wird nun aber das Leben dennoch in diese engen Formen hineingepreßt, so erhält die Moral einen kleinlichen, pedantischen Charakter, dem alles Große und Außerordentliche, so wie alles Feinere und Zartere im Leben fremd bleibt, weil es die engen Schranken überschreitet, oder sich den kalten Begriffen entzieht. So ist der kantischen Moral das Leben in Begeisterung und Frömmigkeit eben so fremd als die zartern Verhältnisse der Liebe und Freundschaft. Doch Kant selbst mußte wohl das Unzureichende der bloßen Pflicht fühlen, um das ganze Gebiet der Sittlichkeit damit zu umfassen. Wenigstens gesteht er ja einen verschiedenen Grad

*) Zwar nennt Kant seine Moral eine Tugendlehre, insofern sie innere Gesetzgebung für die Gesinnung enthält, zum Unterschied von der Rechtslehre, als äußerer Gesetzgebung; aber desungeachtet besteht die Tugendlehre nur in äußeren Gesetzen für einzelne Handlungen, sie ist also nichts als eine Pflichtlehre. Vergl. Kant's „Metaph. Anfangsgründe der Tugendlehre", Einleitung.

Digitized by Google

der Verbindlichkeit deutlich genug, wenn er einen Unterschied zwischen vollkommenen und unvollkommenen oder engen und weiten Pflichten annimmt. Denn ist auch dieser Unterschied, so ausgedrückt, ein Widerspruch mit sich selbst, da eine Pflicht (welche nothwendige Verbindlichkeit enthält) mit unvollkommener Verbindlichkeit gar nicht denkbar ist, so liegt ihm doch der sehr richtige Sinn zu Grunde, daß bloße Verstandesgesetze die Ideen des Sittlichen nicht vollständig mit gleicher Nothwendigkeit zu umfassen vermögen, sondern daß noch ein Gebiet des sittlichen Handelns übrig bleibe, daß außerhalb des Begriffs sich frei ein Gefühl gestalte. Die Sache ist nämlich folgende: alles Ideale läßt sich in Begriffen durch den Verstand nicht anders als negativ, als Verneinung der Schranken des Eidlichen aussprechen. Alles was darüber hinaus von der Idee positiv ausgesagt wird, trifft nicht die Idee selbst, gehört nicht mehr nothwendig zu ihr, sondern ist nur freie Gestaltung des Gefühls, das sich in Bildern ausspricht. Das Sittliche nur als etwas Ideales kann daher nur negativ in Begriffen dargestellt werden; was darüber hinaus liegt, gehört der freien Gestaltung des sittlichen Gefühls an. Der Begriff der Pflicht muß also auf das bloße Negative beschränkt werden, sie darf sich blos als Verbot äußern und wird durch den nothwendigen Begriff des Rechts und der persönlichen Würde bestimmt. Von dieser Pflichtenlehre, welche die Tugend als bloße Rechtlichkeit erzeugt, ist nun das Gebiet der freien Sittlichkeit zu unterscheiden. Das Unendliche, die sittliche Idee soll im Endlichen erscheinen. Dies kann sie aber nicht in Begriffen, es kann also keine objectiven Gesetze darüber geben, welchen sich die einzelnen Handlungen als Obersätzen nothwendig unterordneten; sondern die Handlungen müssen sich unmittelbar dem Gesetz der Schönheit des Geistes unterordnen, sie müssen um ihrer selbst willen, um der Gesinnung, die sich unmittelbar in der Form derselben ausspricht, gefallen und den Werth in sich tragen. Wenn nun hierdurch diese Handlungen von der Nothwendigkeit des Gesetzes losgesprochen sind, so sind sie es doch nicht von der Nothwendigkeit der Gesinnung oder des sittlichen Triebes. Seinem sittlichen Trieb erkennt sich der Mensch eben so nothwendig unterworfen als dem Gesetz, nur in der Aeußerung der Gesinnung ist die Freiheit. Es ist ein unbedingtes sittliches Gebot, das mich nöthigt der Gesinnung oder dem Triebe zu folgen, den ich für den sittlichen anerkenne; aber daß gerade diese oder jene sittliche Gesinnung in mir entstehe, dies kann nicht durch das Gesetz vorgeschrieben werden, sondern ist Folge meiner Eigenthümlichkeit und meiner Stellung in der Geschichte der Entwickelung des Menschengeistes. — Ohne Grund scheinen manche legale Rigoristen von

Digitized by Google

dieser größern Freiheit der Moral einen moralischen Indifferentismus zu befürchten, der die Moral selbst in ihrem Grunde erschüttern oder zerstören könne. Aber es wäre gewiß klein von der Moral gedacht, das Heil oder den Untergang derselben von dem Bestehen dieses oder jenes moralischen Gesetzes zu erwarten. Es ist ja nur die äußere Erscheinung der Sittlichkeit, welche äußerlich in der That erscheint, und nur ein Werk des reflectirenden Verstandes, durch welches die objectiven Gesetze der Moral festgesetzt werden. Beides aber ist eben als Erscheinung von der Geschichte, der Erfahrung abhängig und berührt gar nicht das eigentliche Wesen der Sittlichkeit als Idee gefaßt. Mit dem Dogmatismus aber verbindet sich sehr leicht der Empirismus. Und daß von dem letztern auch selbst die kantische Moral, so kräftig sie dagegen kämpfte, nicht frei war, ist schon oben erwähnt und nun bestimmter nachzuweisen. Es ist bisher gezeigt worden, daß es der kantischen Moral an einem idealen Inhalt fehle und daß sie darum des innern Lebens ermangele. Allein in der Anwendung bedarf doch die Moral nothwendig einer Materie; Kant aber erhält diese nicht auf idealem Wege durch die Vernunft, er wird sie daher aus der Erfahrung schöpfen müssen, und so entsteht Empirismus. Daher steht schon die Formel des formalen Princips dem Empirismus offen. Denn da diese Formel ohne Zweck und Inhalt nichts als allgemeine Gesetzmäßigkeit verlangt, so ist es ganz willkürlich, welchen Zweck und welchen Inhalt man ihr unterlegen wollte, und es würde also diese Formel eben so gut für einen empirischen Eudämonismus benutzt werden können, als für irgend einen andern Zweck, wenn man auf die Frage, was als allgemeines Gesetz tauglich sey, antwortete: dasjenige was am meisten der Glückseligkeit der Menschen dient. Denn die Frage, was als allgemeines Gesetz tauglich sey, setzt einen Zweck voraus, welchem diese allgemeine Gesetzmäßigkeit dienen soll. Ist dieser nicht gegeben, so dreht man sich bei der Beantwortung dieser Frage im Kreise herum, sieht sich endlich genöthigt in die Erfahrung hineinzugreifen, um hier untergeordnete empirische Zwecke unterzuschieben. Dieses Fehlers macht sich selbst Kant schuldig bei der Anwendung seines Princips auf das Einzelne. Einige von den in seiner „Grundlage der Met. d. Sitten", S. 53, angeführten Beispielen werden uns dies zeigen. Untreue ist unsittlich, weil sie als allgemeines Gesetz (S. 55) „das Versprechen und den Zweck, den man damit haben mag, unmöglich machen würde." Hier ist es 1) nur ein Erfahrungssatz, daß diese Folgen daraus entstehen würden; 2) enthalten diese Zwecke, die man durch Versprechen überhaupt im Leben zu erreichen streben mag, gar keine sittliche, ideale Bestimmung, sondern sind nur empirische Zwecke. Noch

Digitized by Google

deutlicher ist das folgende Beispiel, wo die Vernachlässigung der eigenen Naturanlage für unrecht erklärt wird, nicht etwa, weil das Leben und dessen Entwickelung an sich Werth hat, sondern (S. 56) „weil ihre Vervollkommnung uns zu allerlei möglichen Absichten dienlich seyn kann." Ferner Wohlthätigkeit ist deswegen Pflicht, weil (S. 56) „der Fälle sich manche ereignen können, wo man Anderer Liebe und Theilnehmung bedarf und wo man durch die entgegengesetzte Maxime sich selbst alle Hoffnung des Beistandes rauben würde." Hier also hat sich Kant durch den Empirismus selbst bis zu einem offenen Egoismus verführen lassen. Wir sehen aus diesen Beispielen, daß einmal, um zu wissen, was als allgemeines Gesetz gelten könne, Erfahrung, Kenntniß der menschlichen Verhältnisse uns belehren müsse, a priori aber nichts darüber bestimmt werden könne, und daß zweitens die Ableitung der einzelnen Pflichten aus dem inhaltsleeren, blos formalen Princip bedeutenden Schwierigkeiten unterworfen ist, welche dadurch zwar nicht aufgehoben, aber doch umgangen werden können, daß man willkürlich von außen Zwecke einschiebt, die gar nicht im Princip liegen. Diese Willkür aber konnte eben so gut aus der Erfahrung als aus den Vernunftideen den mangelnden Stoff für die leere Form entlehnen. Und in der That finden wir in der kantischen Moral eine Menge Begriffe, welche nur einer reinen idealen Materie des Sittengesetzes angehören und eigentlich ihren Ursprung nur in dem reinen Gefühl und dem reinen Trieb haben. Dahin gehören die Begriffe von dem Menschen als Zweck an sich, oder von der Würde des Menschen, und von dem Reich vernünftiger Wesen als einem Reich der Zwecke. Kant hält diese Begriffe zwar nicht für materiell, vielmehr spricht er sie selbst in der zweiten und dritten Formel seines formalen Princips aus, und glaubt sie aus der bloßen Form des Gesetzes ableiten zu können. Aber in der That haben sie ihren Ursprung nur in dem reinen Lustgefühl, indem nur aus diesem, wie oben gezeigt wurde, das Urtheil über Werth und Unwerth und Begriffe des Zwecks entstehen. Diese Begriffe aber waren es vorzüglich, welche der kantischen Moral Haltung und Leben gaben; allein sie entsprangen nicht aus dem Princip derselben, sondern wurden willkürlich hereingezogen. Ein anderes Gebrechen der kantischen Moral, das aus demselben psychologischen Grundfehler entsteht, zeigt sich in der Lehre von den Triebfedern. Es findet nämlich hier ein offener, von Kant selbst absichtlich herbeigeführter Mangel an einer sittlichen Triebfeder statt. Es war auch hier der alte Kampf gegen den empirischen Eudämonismus, welcher Kant zu diesem Fehler veranlaßte. Um nämlich auch hier in Bezug auf

Digitized by Google

die Triebfedern der Sittlichkeit die Verunreinigung der Moral von Seiten des empiriſchen Eudämonismus abzuwehren, glaubt Kant dieſen verderblichen Einfluß deſſelben nicht gründlicher und ſchärfer abſchneiden zu können, als wenn er das ſittliche Handeln von allen Triebfedern überhaupt außerhalb des Willens gänzlich befreit. So kam er zu der Behauptung, das reine ſittliche Handeln dürfe durchaus von nichts anderm beſtimmt werden als von der Vorſtellung des Geſetzes ſelbſt. Damit war es ihm nun allerdings gelungen das ſittliche Handeln von allen empiriſchen Triebfedern, der Glückſeligkeit, der Klugheit, des allgemeinen Wohls ꝛc. zu reinigen, und den abſoluten Werth des Sittlichen, das rein um ſein ſelbſt willen gethan werden muß, ſchärfer hervorzuheben, und inſofern gebührt auch hier der kantiſchen Moral negativ großer Werth. Aber freilich liegt in der Anſicht auch pſychologiſcher Widerſpruch, der durch nichts gelöſt werden kann: denn es iſt und bleibt pſychologiſch unerklärbar, wie eine bloße Vorſtellung oder Erkenntniß ein Handeln hervorbringen könne ohne das nothwendige Zwiſchenglied eines Werthes oder Intereſſes, wodurch, wie oben gezeigt wurde, der Wille erſt in Bewegung geſetzt werden muß. Kant ſucht zwar die Möglichkeit eines Wollens ohne Triebfeder durch die Freiheit des Willens zu rechtfertigen, welcher darum unabhängig von der Natur ſey („Krit. d. pr. Vern.", S. 12). Allein die moraliſche Freiheit als eine transſcendentale kann durchaus nicht gebraucht werden, um Dinge der Natur, wie hier eine pſychologiſche Erſcheinung, zu erklären; die Freiheit würde damit in die Erſcheinung herabgezogen. Wenn aber Kant hier die Freiheit als Eigenſchaft des Willens betrachtet, ſo ſcheint er, wie ſchon oben angedeutet wurde, transſcendentale Freiheit mit pſychologiſcher Freiheit zu verwechſeln. Dieſe aber beſteht nur in der Freiheit der Wahl, und ſetzt alſo Antriebe voraus, unter denen ſie ſich entſcheidet, erklärt alſo hier ebenfalls nichts. Dieſer Mangel an Triebfedern gibt nun zwar auf der einen Seite der kantiſchen Moral jene Reinheit und Strenge, die wir ſchon oben anerkannt haben, aber ſie trennt ſie auch von dem innern Leben des Menſchen, und macht ſie daher kalt und todt. Denn wenn auch die Tugend an Würde gewinnt, wenn ſie von den Trieben der ſinnlichen Natur des Menſchen getrennt und daher mit Kant als im Kampf gegen die ſinnlichen Neigungen dargeſtellt wird, ſo wird ſie doch auch von der geiſtigen Natur des Menſchen losgeriſſen, wenn es keinen geiſtigen, vernünftigen Antrieb für ſie gibt, und wenn das Sittengeſetz nicht als ein aus dem menſchlichen Gemüth hervorgegangenes und ſeiner Natur angemeſſenes, ſondern nur als ein abſtractes Verſtandesding betrachtet wird. Und ſo entſteht eine Entfremdung der kantiſchen Moral vom Leben,

Digitized by Google

in welcher Tugend immer nur mit Zwang und Widerwillen verbunden ſeyn muß, weil jede Beimiſchung der Luſt die Reinheit der Tugend trübt, welche reine Liebe, als Triebfeder zum Guten nicht kennt, weil Liebe entweder nur pathologiſchen Urſprungs, alſo nicht ſittlich iſt, oder als praktiſche Liebe erſt durch das Geſetz entſtanden iſt, alſo eine gebotene Liebe. So verwickelt ſich Kant in offenbare Widerſinnigkeit, wie die von einer gebotenen Liebe, um dem Widerſpruch mit dem Leben zu entgehen. Allerdings ſucht er dieſem Mangel von einer ſittlichen Triebfeder noch gründlicher abzuhelfen durch den Begriff der Achtung und des moraliſchen Gefühls. Kant wollte nämlich eine Vermittelung ſuchen zwiſchen dem objectiven Beſtimmungsgrund des Handelns, dem Geſetz an ſich, und dem ſubjectiven Beſtimmungsgrund, der Neigung des Menſchen. Indem alſo auf der einen Seite die Vorſtellung des ſittlichen Geſetzes durch den Abbruch, den es den ſinnlichen Neigungen und der Selbſtliebe thut, uns demüthigt, entſteht auf der andern Seite eben aus dieſer Demüthigung das Bewußtſeyn des Vermögens, uns ſittlich über die ſinnlichen Antriebe erheben zu können. So erhalten wir ein poſitives Gefühl, das einzige was wir a priori erkennen können, das moraliſche Gefühl oder das Gefühl der Achtung, das als abſolute Triebfeder oder als ſubjectiver Beſtimmungsgrund ſittlicher Handlungen für ſinnlich bedingte Weſen gelten muß. Kant bewährt in dieſer Idee der Achtung als Triebfeder der Sittlichkeit von neuem die Erhabenheit und Tiefe ſeiner Ideen. In der Achtung, als einer abſoluten Anerkennung des Werthes, wird das Sittliche in einer Erhabenheit und Reinheit aufgefaßt, wie es in den Syſtemen des Eudämonismus der Empfindſamkeit nimmer gelungen war und gelingen konnte. Nur bleibt immer die pſychologiſche Schwierigkeit ſtehen, wie eine abſolute Werthgebung überhaupt möglich ſey ohne ein unmittelbares Vermögen der Werthgebung oder unmittelbares Luſtgefühl. Ein aus einer Verſtandesvorſtellung, dem Geſetz entſtandenes moraliſches Gefühl ſcheint mir eben ſo unmöglich als eine gebotene Liebe. Mir entſteht ein Geſetz eben erſt aus dem Begriff des Werthes, ein abſolutes Geſetz, alſo ein Sittengeſetz aus dem abſoluten Werth oder der Würde. Die Achtung alſo entſpringt bei Kant nicht aus der richtigen Quelle, wenn nicht ein unmittelbares Gefühl iſt. Aber auf der andern Seite dehnt er die Achtung auch wieder zu weit aus und erneuert damit einen oben ſchon bezeichneten Fehler, wenn er Achtung auf das ganze Gebiet des Sittlichen ausdehnt. Achtung als abſolute Werthgebung bezieht ſich nur auf das reine Ideale, das, wie wir oben ſahen, ſich nur negativ in den Geſetzen des Rechts oder der Pflichtenlehre zeigt. Daneben aber

Digitized by Google

liegt das Gebiet der freien Sittlichkeit, das keine unbedingte, nothwendige Anerkennung verlangt und deſſen Triebfeder die Liebe iſt. Viele Verhältniſſe des Lebens ſind es, in denen die Achtung gar nicht in Rückſicht kömmt, die aber doch ſittliche Bedeutung haben, ſo wie Freundſchaft und Liebe, Wahl des Berufs u. a., wo wir alſo nur der freien Liebe, jedoch unter der Herrſchaft des Verſtandes und der Ueberlegung, zu folgen haben. Am allermeiſten mißlungen aber iſt in der kantiſchen Moral das Verhältniß zur Glückſeligkeit und das davon abhängige Verhältniß zur Religion. Nach ſeiner Anſicht von der Luſt als einer immer nur empiriſchen, mußte natürlich ſehr richtig die Moral gänzlich von der Glückſeligkeit getrennt werden. Und darin müſſen wir allerdings die großen Vortheile anerkennen, welche dadurch gegen den Eudämonismus gewonnen wurden, und den Gewinn, der die Moral an Reinheit erhielt; aber was die Moral an negativem Werthe gewann, das verlor ſie auch wieder und mehr noch durch den übertriebenen Eifer Kant's gegen den Eudämonismus, der ihn auch hier irre leitete. Die Verkennung einer idealen Luſt zeigt ſich hier in ihren Folgen am allerdeutlichſten, da er hiernach auch keine andere Glückſeligkeit kannte als eine ſinnliche. Die ſittliche, aus Befriedigung des ſittlichen Triebs entſtehend, oder das Bewußtſeyn der Einheit und Selbſtändigkeit der Vernunft in der Tugend, ging ihm ganz verloren. Sonach mußte freilich als Triebfeder und Endzweck, ſo wie auch als natürliche Folge der Tugend, die Glückſeligkeit gänzlich aus der Moral ausgeſchloſſen werden, und die Selbſtändigkeit und Reinheit der Moral gewinnt dadurch allerdings nicht unbedeutend. Aber das erkannte menſchliche Bedürfniß der Glückſeligkeit verleitet nun Kant zu einer ganz inconſequenten Vereinigung der Tugend und Glückſeligkeit. Kant ſagt nämlich: „die Tugend macht den Menſchen nicht glückſelig, ſie hat die Glückſeligkeit nicht zum Endzweck; aber ſie macht die Menſchen würdig glückſelig zu ſeyn, und dieſe Würdigkeit, welche ein Recht des Tugendhaften auf die Glückſeligkeit begründet, gibt ihm auch die ſichere Erwartung des Glücks.“ Hier nun iſt faſt jeder einzelne Satz und Gedanke unbegründet. Man ſieht nicht, woher für den ſittlichen Menſchen das Bedürfniß der Glückſeligkeit in dieſem Sinne komme, und woher der ſittliche Anſpruch derſelben auf Befriedigung, da ſie von der Sittlichkeit ganz getrennt iſt; wie alſo der Tugendhafte einer ſolchen Glückſeligkeit würdig ſey, die ſeiner und der Tugend unwürdig iſt, oder die doch für ihn überflüſſig iſt. Die Reinheit der Tugend geht durch dieſe Verbindung gewiß verloren. Denn wenn auch die Glückſeligkeit als Triebfeder und Zweck der Tugend zurückgewieſen wird, ſo wird ſie doch außer der Tugend als etwas zu Erſtreben-

Digitized by Google

des, dem ein Werth für ſich zukomme, geſetzt, und ſomit alſo der abſolute Werth der Tugend beſchränkt. Die Trennung der Würdigkeit zur Glückſeligkeit von der Glückſeligkeit ſetzt einen unreinen empiriſchen Begriff der Glückſeligkeit voraus, der den Genuß nicht blos in ſich ſelbſt, in dem Bewußtſeyn der Tugend, ſondern noch in etwas anderm außer ſich ſelbſt ſetzt, und läßt alſo das Bedürfniß der Glückſeligkeit immer unbefriedigt. Wo Glückſeligkeit und Tugend aus einer und derſelben Quelle, dem Gemüth, fließen, wo ſie beide nur ideal gefaßt werden, da ſtehen Tugend und Glückſeligkeit immer im gleichen Maße bei einander; jeder genießt den Grad von Glückſeligkeit, deſſen er ſich durch ſeine Sittlichkeit würdig gemacht hat, in ſich ſelbſt, in ſeinem Bewußtſeyn.

Doch daraus fließt noch eine andere, noch nachtheiligere Folge, nämlich das Verhältniß der Moral zur Religion. Kant vernichtet wirklich durch ſeine Moral die Religion. Die Religion iſt nur eine Folge dieſes Bedürfniſſes der ſinnlichen Natur des Menſchen nach Glückſeligkeit. Aus der Würdigkeit des Menſchen zur Glückſeligkeit entſteht die ſichere Erwartung derſelben. Dieſe aber wird hier auf Erden nicht erfüllt, das Bedürfniß bleibt unbefriedigt. So entſteht der Glaube an Gott, als den Vergelter, an Unſterblichkeit, als den Zuſtand der Vergeltung. Es läßt ſich ſchon gegen dieſe Religionsphiloſophie an ſich vieles erinnern, indem man zweifeln könnte, ob damit das Gebiet der Religion erſchöpft ſey, und ob die Religion herabgewürdigt werde, wenn ſie nur aus einem Bedürfniß der ſinnlichen Natur abgeleitet und nur durch Reflexion des Verſtandes begründet wird, ſo daß alſo der unmittelbare Glaube ganz verkannt wird. Doch die Moral verliert auch dadurch an innerem Leben, daß die Religion ihr nur als Anhängſel beigegeben wird, ſtatt daß ſie aus einer und derſelben Quelle mit derſelben unmittelbar aus dem Gemüth hervorgehen ſollte. Man darf allerdings auch hier den großen Vortheil der kantiſchen Moral nicht verkennen, daß ſie unabhängig von der Religion an Reinheit und Selbſtändigkeit gewonnen hat. Dieſe Unabhängigkeit von der Religion muß auch der Moral wie ein Palladium bewahrt werden, wenn ſie nicht in Myſticismus und Obſcurantismus verſinken ſoll. Aber dieſe Unabhängigkeit bleibt ihr, wenn ſie auch aus gleicher Quelle mit der Religion herfließt. Beide gründen ſich urſprünglich auf den Glauben, auf unmittelbare Vernunftwahrheit. Aber beide müſſen ſich aus dieſer Quelle mit gleicher Selbſtändigkeit als Wiſſenſchaft frei entwickeln laſſen. Es iſt daher eine ganz falſche Anwendung dieſer Verbindung der Religion mit der Moral für das Leben, wenn man ſie auch auf die Wiſſenſchaft überträgt. Daran leiden die theologiſchen Mo-

Digitized by Google

ralen am meiſten, und dies wird ſie immer hindern, echt wiſſenſchaftlich zu werden. Aber für das Leben muß dieſe Trennung aufgehoben ſeyn, und dafür iſt die Einheit gewonnen, wenn ihnen eine gleiche Quelle gegeben iſt. Im Leben muß die Moral religiös, die Religion moraliſch ſeyn. Dieſes Mißverhältniß zur Religion, ſo wie überhaupt die Verkennung und Unterdrückung des Gefühls- und Gemüthslebens, erregte der kantiſchen Moral, ſo wie ſeiner Philoſophie überhaupt, ſeine erſten und ſeine gefährlichſten Feinde. Der erſte Gegner, Fr. H. Jacobi, faßte gerade dieſe von Kant vernachläßigte Seite vorzüglich auf, und die ſchellingiſche Philoſophie erhielt ſicher nachmals dadurch ihre Macht und Einfluß, daß ſie ſich auf dieſe Seite des Gefühls und der Phantaſie wandte. In der neueſten Zeit aber iſt in ſeiner Schule dieſe ſchwache Seite der kantiſchen Philoſophie überhaupt erkannt worden; nur hat man häufig auch mit dem entgegengeſetzten Extrem einer bloßen Gefühlsmoral zu kämpfen gehabt, deſſen Quelle hauptſächlich in der jacobiſchen Schule iſt, von welcher wir nun zu ſprechen haben. Vorher aber noch etwas von den Schülern Kant's.

4. Die Schüler Kant's.

Als Quellen der Moralphiloſophie Kant's ſind vorzüglich drei Schriften deſſelben anzuführen: „Grundlegung zur Metaphyſik der Sitten", Riga, 1785; „Kritik der praktiſchen Vernunft", Riga, 1818, 5te Aufl.; „Anfangsgründe der metaphyſiſchen Tugendlehre", erſte Aufl., 1797, 2te Aufl. 1803 („Anfangsgründe der metaphyſiſchen Rechtslehre", 1797, 1803). Der ganz außerordentliche Beifall, den die kantiſche Philoſophie fand, erſtreckte ſich ganz vorzüglich auf die Moral, als auf den Mittelpunct und das Hauptreſultat der kantiſchen Speculation. Kein Theil dieſer Philoſophie hat daher eine zahlreichere und gründlichere Bearbeitung erfahren, als eben die Moral. Allein es würde ganz überflüſſig ſeyn, dieſe Anzahl von Bearbeitungen der Moral nach kantiſchen Grundſätzen im Einzelnen darzuſtellen, da der erwähnte ſtrenge Formalismus wenig Eigenthümlichkeiten zuließ. Es genügt wenigſtens bei dem einen Theile der Kantianer, ſie im Allgemeinen zu ſchildern, während ein anderer Theil derſelben, der den Formalismus mehr verließ, einer genauern Darſtellung bedarf. Man muß nämlich unter den Schülern Kant's zwei Hauptclaſſen unterſcheiden, die ſtrengeren und die freieren. Die letzteren hielten ſich nur im Allgemeinen an die Methode Kant's, nämlich an die kritiſche, und verfuhren mittelſt dieſer ganz ſelbſtändig; die erſteren hingegen nahmen auch die Form, in der er dieſe Methode gebrauchte, und die Reſultate, die er daraus gewonnen hatte, auf.

Digitized by Google

Wenn auch jene (die freieren) zur freien Fortbildung der Wiſſenſchaft ſelbſt mehr beitrugen, ſo darf doch auch das Verdienſt dieſer (der ſtrengeren) um Aufklärung und Vervollkommnung des kantiſchen Syſtems, das beſonders in den letzten Schriften Kant's ſehr an Dunkelheit der Sprache litt, nicht zu gering geſchätzt werden. Um die Moral aber hat aus dieſer Claſſe der Kantianer ſich keiner größeres Verdienſt erworben, als K. Chr. Erh. Schmid. Er war überhaupt der erſte Kantianer außerhalb Königsbergs und unter den philoſophiſchen Schriftſtellern („Kritik der reinen Vernunft im Grundr.", 1786; „Wörterbuch", 1788). Er wagte es zuerſt die Moral nach kantiſchen Grundſätzen in einem vollſtändigen Syſteme darzuſtellen, und er wagte dieſes, als Kant ſelbſt dieſe Grundſätze nur in ihren erſten, ſchwachen und unvollſtändigen Umriſſen ausgeſprochen hatte, wie ſie in der Grundlegung der „Metaphyſik der Sitten" und der „Kritik der praktiſchen Vernunft" vor uns liegen. (Die erſte Ausgabe dieſer Moral meines Vaters erſchien 1790, alſo noch vor dem Erſcheinen der Tugendlehre Kant's, die 4te 1802, 2 Bde., 8.) Was ſich nach dieſen kantiſchen Grundſätzen für die Moral thun läßt, das iſt hier vollkommen geſchehen. An Klarheit, Beſtimmtheit der Begriffe und Conſequenz übertrifft der Schüler ſelbſt ſeinen Meiſter. Es iſt als Grundlage vorausgeſchickt eine Kritik der praktiſchen Vernunft; dieſer folgt dann eine Metaphyſik der Sitten, welche die rein rationalen Grundbegriffe der Moral an ſich enthält, und aus dieſen iſt dann eine Pflichtenlehre für die menſchliche Natur abgeleitet, worin dieſe reinen Grundſätze mit einer Conſequenz und Reinheit durchgeführt ſind, wie es Kant in ſeinen Anfangsgründen der Tugendlehre keineswegs gelungen iſt. Die Moral Schmid's iſt als ſtreng kantiſche Moral von allen den unzähligen und zum Theil ſehr ſchätzenswerthen Bearbeitungen durch andere Kantianer bis jetzt noch gänzlich unübertroffen geblieben, und man kann daher dieſe als ein Muſter der Vollkommenheit für die Moral betrachten, welche dieſe Wiſſenſchaft überhaupt innerhalb der kantiſchen Grenzen erreichen kann. Aber freilich muß ſie eben darum an den Fehlern leiden, welche dieſe kantiſche Grundlage nothwendig mit ſich führt, vorzüglich an jenem Formalismus, der auch hier die Moral als bloße Pflichtenlehre erſcheinen läßt. — Von den übrigen Bearbeitern der Moral läßt ſich ſo wenig Eigenthümliches ſagen, daß es mit der bloßen Erwähnung der Namen der vorzüglicheren unter ihnen genügen möge. Es ſind: Kieſewetter („Ueber den erſten Grundſatz der Moralphiloſophie", 1790, 2 Thle.); Jakob („Philoſophiſche Sittenlehre", Halle, 1794); Tieftrunk („Philoſophiſche Unterſuchungen über die Tugendlehre", 2 Thle., 1798, und „Grundriß der Sittenlehre", 2 Thle., 1805); Heyden-

Digitized by Google

reich („Propädeutik der Moralphilosophie", 3 Thle., 1794); Snell („Hauptlehren der Moralphilosophie und philosophischen Religionslehre", 2 Bde., 1805—7); Mutschelle („Ueber das Sittlichgute", 1788); Beck, Jacob Sigism. („Commentar zu Kant's Metaphysik der Sitten", 1798); Henrici („Versuch über den ersten Grundsatz der Sittenlehre", Thl. 1, 1799); Chr. Fr. Michaelis („Ueber die sittliche Natur und Bestimmung des Menschen", 2 Bde., 1796—97) ꝛc. Doch zeigt sich auch in dieser Classe der strengen Kantianer eine Hauptspaltung, nach welcher auch sie wieder in strengere und mildere Moralisten eingetheilt werden können. Dabei drehte es sich um zwei Fragen, erstens: gibt es moralische Adiaphora? zweitens: ist Glückseligkeit ein erlaubter Zweck? Und je nachdem diese Fragen bejaht oder verneint wurden, war die Moral entweder mehr rigoristisch und rational-puristisch, oder mehr latitudinarisch und empirisch. Auf der Seite der erstern und zwar consequentern Partei stand auch K. Chr. Erh. Schmid; Kant selbst neigte sich mehr zu der andern, und mit ihm der größere Theil seiner Schüler, die mehr seinen Buchstaben als seinen Geist auffaßten. Die erste Frage wegen der gleichgültigen Handlungen wurde am gründlichsten und schärfsten beantwortet von Schmid in einer eigenen Schrift („Adiaphora, wissenschaftlich und historisch untersucht", Jena, 1809), und hier erklärte er sich entschieden für einen strengen Rigorismus, der nicht allein keine subjectiv-ethischen, sondern auch keine objectiv-legalen gleichgültigen Handlungen anerkennt. Der Verf. erkannte es zwar als unmöglich, was theils er selbst in seiner früher herausgekommenen Moralphilosophie, theils mehrere andere kantische Rigoristen, wie Heydenreich, Pörschke, Joh. Wilh. Schmid, Sim. Gottl. Lange, und vorzüglich Fichte, versucht hatten — nämlich dogmatisch a priori die Unmöglichkeit eines sittlichen Adiaphorons zu beweisen; sondern er stellte es nur, und zwar mehr im Geiste der kantischen Philosophie, als praktisches Postulat auf. Von demjenigen wissenschaftlichen Standpunct aus, den der Verf. für den wahren erkannte und den er mit dieser strengen kantischen Schule gemein hatte, nach welchem das Sittliche ganz im Begriffe mittelbar gefaßt und als äußeres objectives Gesetz aufgestellt wird, mußte er durchaus nothwendig zu diesem Resultat gelangen, und es war daher eine Inconsequenz, die aus einem dunkeln Gefühl des Widerstreits dieser Ansicht mit dem Leben entstanden seyn mochte, wenn Kant sich zu einem legalen Latitudinarismus bekannte. Er leugnet zwar moralische Adiaphora, läßt aber legale Adiaphora, d. h. durch kein Pflichtgesetz bestimmte, oder doch nur zum Theil bestimmte, zum Theil aber der Willkür des Menschen überlassene Handlungen gelten (vergl. „Tugendlehre" Einl. S. 52 fg.). „Phantastisch

Digitized by Google

tugendhaft aber kann doch der genannt werden, der keine in Anſehung der Moralität gleichgültigen Dinge einräumt, alle Schritte und Tritte mit Pflichten als mit Fußangeln beſtreut, und es nicht gleichgültig findet, ob ich mich mit Fleiſch oder Fiſch, wenn mir beides bekömmt, nähre; eine Mikrologie, welche, wenn man ſie in den Lehren von der Tugend aufnähme, die Vorſchrift derſelben zur Tyrannei machen würde." Ihm folgten Jakob, Reinhold, Tieftrunk, Mellin, Hoffbauer, Mutſchelle, Stäudlin, Vogel u. A., die ſich von ihrem Meiſter meiſtens nur in der Art der Beweisführung dieſes Satzes unterſchieden. In Bezug auf den Rigorismus in der Moral habe ich mich ſchon oben dahin erklärt, daß ich die Strenge in der Moral an ſich keineswegs für einen Vorwurf der Moral halte, daß aber dieſe Strenge nur an die Geſinnung Anſprüche zu machen befugt ſey, nicht an die äußere Handlung. Demgemäß ſtimme ich in Rückſicht der Frage von den Adiaphoris ganz für einen Rigorismus, aber einen ſubjectiv moraliſchen, nach welchem jede Handlung, auch die kleinſte, durch eine mehr oder weniger ſittliche oder unſittliche Geſinnung bedingt ſeyn muß; ich verwerfe aber den objectiv-legalen Rigorismus, der jede Handlung einem objectiven moraliſchen Geſetz unterwerfen will. Durch dieſe Anſicht wird auf der einen Seite dem moraliſchen Indifferentismus vorgebaut, welcher ſich an die Idee vor der gänzlichen moraliſchen Gleichgültigkeit eines gewiſſen Feldes des Lebens leicht anſchließen möchte, indem nämlich die unleugbare Verbindlichkeit, zu jeder Zeit meiner beſten innern Ueberzeugung zu folgen, der Willkür, dem bloßen Belieben, durchaus nichts übrig läßt; auf der andern Seite aber gewinnt doch die Moral an Freiheit und Leben, inſofern ſie nicht jede ihrer Handlungen einem objectiven Geſetz zu unterwerfen, ſondern nur durch moraliſche Geſinnung zu beſtimmen hat, deren Erſcheinung im Leben in verſchiedenartiger Geſtalt denkbar iſt. Von Seiten Kant's und ſeiner Schüler wurde der Beweis von dem Daſeyn ſittlich indifferenter Handlungen auf den Begriff des Erlaubtſeyns gegründet. Während die Rigoriſten dieſen Begriff ganz aus der Moral ausſchloſſen und alles nur entweder für geboten oder verboten hielten, ließen die Latitudinarier noch dazwiſchen ein Erlaubtſeyn gelten, das entweder für moraliſche Zwecke verſchiedene *erlaubte Mittel*, oder außer den ſittlich nothwendigen noch andere, blos *erlaubte Zwecke* enthielt. Demnach würde es zweierlei Arten ſittlich gleichgültiger Handlungen geben, nämlich theils Handlungen für gebotene Zwecke, mit freier Wahl der Mittel, theils Handlungen für erlaubte Zwecke, eigentliche Mitteldinge. Für die erſtere Art ſolcher Handlungen benutzte Kant ſeine Lehre von *Pflichten weiter Verbindlichkeit*, welche in der Art ihrer Aus-

Digitized by Google

führung auch der Neigung und Willkür noch einigen freien Spielraum laſſen (vgl. „Tugendlehre", Einl. S. 20, „Rechtslehre", S. XXXVII fg.). Seine Schüler ſuchten die Grenzen dieſer unvollkommnen Pflichten dadurch genauer zu beſtimmen, daß ſie aus dem allgemeinen formalen Praktiſchen eine Formel für das Erlaubte zu deduciren ſuchten. Um die andere Gattung der gleichgültigen Handlungen zu begründen, kam es darauf an, einen blos erlaubten und gebotenen oder verbotenen Zweck zu finden. Einen ſolchen fanden Kant und ſeine Schüler in der Glückſeligkeit. Die verſchiedene Beantwortung dieſer Frage theilte die kantiſche Schule wiederum in zwei Theile: Rationale, die die Glückſeligkeit nicht als erlaubten Zweck anerkannten, und Empiriker, die die empiriſche Glückſeligkeit als ſolchen gelten ließen. Wie der Begriff der Glückſeligkeit in der kantiſchen Schule einmal gefaßt war, ſo war es gewiß vollkommen conſequent, wenn ſie dieſelbe nicht als erlaubten Zweck gelten ließen. Denn da die kantiſche Schule keine ideale Glückſeligkeit kannte, ſo würde ſie nur einen empiriſchen Zweck hervorbringen, der für ſich gar nicht Zweck ſeyn, ſondern nur als Mittel für einen ſittlichen Zweck Pflicht werden kann. So urtheilt auch darüber Schmid („Moralph.", 2te Ausg., S. 643 fg., „Adiaphora", S. 419 fg.). Ihm trat von Kantianern nur Fichte bei, während die oben genannten Latitudinarier, von Jakob, Hoffbauer, Tieftrunk und andere, in verſchiedenartig ausgedrückten Formeln die Glückſeligkeit neben der Sittlichkeit als beſondern erlaubten Zweck anerkannten. In anderm Sinn wollte ſie Fries als einen erlaubten Zweck betrachtet wiſſen. Indem nämlich Fries eine ideale Glückſeligkeit annahm, fiel dieſe mit der Tugend ſelbſt zuſammen, und der Streitpunct, um den es ſich hier handelte, fiel von ſelbſt weg. Auf ähnliche Art faßte ein anderer Kantianer die Sache auf, Salomo Maimon, dem wir, ſeiner Eigenthümlichkeit wegen, noch eine genauere Betrachtung widmen müſſen. Er gehörte nicht zu den ſtrengen Kantianern, denn er erklärte die kantiſche Kritik geradezu für mißlungen und näherte ſich ſelbſt dem Skepticismus; aber er gehörte doch zu dieſer Schule, theils inſofern er die kantiſchen Terminologien gebrauchte, theils und vorzüglich aber, weil er auf dem Wege der Kritik des menſchlichen Geiſtes, obgleich auf ganz ſelbſtändigem und eigenthümlichem Wege, die Philoſophie zu begründen ſuchte. Zwar iſt von ihm die Moral in keiner eigenen Schrift behandelt worden, aber in ſeinen „kritiſchen Unterſuchungen über den menſchlichen Geiſt", Leipzig, 1797, hat er doch ziemlich vollſtändig ſeine Grundſätze darüber ausgeſprochen. Die meiſten Fehler der kantiſchen Moral hatte er richtig erkannt und ſuchte ſie zu verbeſſern. Er ſah das Fehlerhafte der kantiſchen Theorie vom Gefühl und

Digitized by Google

die daraus entstandenen Mängel in Hinsicht des blos formalen Princips, der moralischen Triebfeder und des Verhältnisses der Glückseligkeit zur Moral. Eine Quelle dieser Irrthümer glaubte er darin zu finden, daß die kantische Kritik von den, allen psychologischen Täuschungen unterworfenen Begriffen des gemeinen Menschenverstandes ausging, und er zog deswegen den wissenschaftlich-psychologischen Weg dafür vor. Das wichtigste Resultat der psychologischen Untersuchungen Maimon's war die Entdeckung eines Gefühls der Lust, welches unmittelbar Folge der reinen Erkenntniß und daher unabhängig von sinnlichen Bestimmungsgründen ist. So wie es nämlich nach Maimon ein oberes und ein unteres Erkenntnißvermögen gibt, so gibt es auch ein oberes und ein unteres Begehrungsvermögen, je nachdem das Gefühl der Lust, das immer von der Erkenntniß abhängt, aus der Thätigkeit des obern oder des untern Erkenntnißvermögens hervorgeht. Hiernach konnte er nun auch ein blos formales Moralprincip nicht für zureichend erkennen, obgleich er auch die bloßen materialen Principien für untauglich hielt. Sie müssen also beide zugleich in die Moral aufgenommen werden, so daß die formalen Principien die causa formalis, die materialen die causa efficiens und finalis ausmachen. Die Vereinigung dieser heterogenen Principien sucht er nämlich so zu bewerkstelligen, daß neben dem blos formalen, in dem Wesen der reinen Vernunft gegründeten Moralprincip, als causa formalis, noch ein Vollkommenheitsprincip als causa efficiens, und ein Glückseligkeitsprincip, als causa finalis, aufgestellt werden, die in Ansehung ihrer Folgen mit einander übereinstimmen und sich in demselben Objecte vereinigen. Der höchste Grundsatz der Moral ist nach Maimon ferner nicht die gesetzgebende Form, sondern die Allgemeingültigkeit. Die sittliche Maxime also ist: Handle so, daß dein Wille als allgemeingültig gedacht werden kann. In Hinsicht des absoluten Gutes, das bei Kant die dem Gesetz gemäße Handlung war, und das also erst nach dem Gesetz bestimmt werden konnte, ging Maimon den entgegengesetzten Weg: denn ihm war gut alles was durch ein Gefühl Gegenstand des Begehrungsvermögens werden kann, das absolute Gute aber, was Gegenstand des Begehrungsvermögens seyn kann, durch ein blos durch die dargestellte Form des Begehrungsvermögens a priori, in Beziehung auf ein Object überhaupt, in einem besondern Object bestimmtes Gefühl. Es ist darum absolut, weil es von nichts außer dem Subject selbst abhängt. Die aus dem Mangel an einer Triebfeder in der kantischen Lehre entstehende Schwierigkeit ist hier leicht gehoben, denn das mit der Darstellung, d. h. Ausübung des Gesetzes verknüpfte Gefühl ist eine reine moralische Triebfeder. Endlich fällt auch das Mißverhältniß zwischen Tugend

Digitized by Google

und Glückseligkeit hier weg. Maimon unterscheidet hier vor allen Dingen Glückseligkeit von Glücklichkeit. Glückseligkeit, die in ihrer höchsten Bedeutung auch Seligkeit heißt, ist durch freie Willkür erworben, Glücklichkeit durch Natur und Zufall. Nicht also die Glücklichkeit, sondern die Seligkeit ist ein Gegenstand der Moral. Glückseligkeit in diesem Sinne kann also keinem unvernünftigen Thiere, sondern blos dem Menschen beigelegt werden. Es ist also etwas dem Menschen Eigenthümliches. Wenn wir also von der Glückseligkeit sowohl alles durch Zufall Bestimmte, als das nicht dem Menschen Eigenthümliche ausschließen, so bleibt nichts mehr, was sie ausmachen sollte, übrig, als der durch Ausübung seines höhern Erkenntniß- und Begehrungsvermögens hervorgebrachte Zustand, dessen Fortdauer von ihm gewünscht wird. Man sieht hieraus, wie Erkenntniß und Tugend und nur diese allein Glückseligkeit bewirken. In diesem reinern Sinn der Glückseligkeit verschwindet der Streit derselben mit der Tugend von selbst; aber dieser reinere Sinn ist auch nur möglich, wo ein reines Gefühl der Lust angenommen wird. Jedoch hat Maimon manche metaphysische Irrthümer, die bei einer Ausführung der Moral als Wissenschaft nicht unbedeutende Nachtheile gehabt haben würden. Vorzüglich fehlt er darin, daß er das ideale Erkennen nicht scharf genug von dem durch Begriffe und Reflexion unterscheidet. Denn wenn er die Vernunft blos als das Vermögen zu folgern, das heißt, den Zusammenhang der Dinge einzusehen, ansieht, so faßt er blos eine Verstandesthätigkeit als alleinige Vernunftthätigkeit auf, und er muß also auch die ideale Erkenntniß in die Begriffswelt herüberziehen. Dies würde für die Moral die Folge haben müssen, daß sie auch hier wie bei Kant ganz in Begriffen darstellbar seyn müßte. Ferner nimmt er auch die moralische Freiheit nicht im reinen idealen Sinn: denn ihm ist nicht eine Idee, sondern ein darstellbarer Begriff, der in Ansehung des höhern Erkenntnißvermögens dargestellt wird, das in seinem Wirken von Naturgesetzen unabhängig, nach eigenthümlichen Gesetzen wirkt. Darum betrachtet er die Freiheit nicht blos negativ, als Unabhängigkeit von den Gesetzen der Natur, sondern auch positiv als Thätigkeit der reinen Vernunft oder als Selbstbeherrschung, die in dem freien Denken selbst einer empirischen Darstellung fähig ist. Dies ist aber keine metaphysische und darum auch keine moralische, sondern blos eine psychologische Freiheit. Dies hat dann auch auf die Zurechnung den nachtheiligen Einfluß, daß sich diese nur auf die guten Handlungen als Wirkungen der Selbstbeherrschung erstreckt, wogegen die bösen Handlungen aus physischen Ursachen hervorgegangen sind. So konnte er also behaupten: „Ich halte es mit den Stärkern, welche be-

Digitized by Google

haupten, daß nur der Tugendhafte als ein solcher frei ist, und daß nur bei den guten, nicht aber bei den bösen Handlungen Freiheit statt findet, weil jene durch das obere Erkenntniß- und Begehrungsvermögen, welches von Naturgesetzen unabhängig nach eigenem Gesetze wirkt, bestimmt werden, diese aber, als Erscheinungen in der Sinnenwelt, nach Naturgesetzen geschehen, folglich nicht frei seyn können. Die Zurechnung der guten Handlungen ist die Vorstellung des Subjects als moralischer, die der bösen aber, dessen Vorstellung als physischer Ursache der Handlungen." — Diese Ansicht muß aber nothwendig die ganzen Lehren der Zurechnung verwirren. Diese freiere kantische Schule können wir nun wiederum in zwei Classen theilen, von denen die eine mehr auf Seiten des Formalismus stand, die andere auf der des Materialismus. Die erstere stand ursprünglich der strengern kantischen Schule noch näher, als die letztere, insofern sie mehr die Form der kantischen Lehre als die Methode, mehr den dogmatischen als den kritischen Theil festhielten. Indem sie aber diese Form immer weiter auszuspinnen und fortzubilden strebten, verloren sie allmälig immer mehr den Grund aus den Augen, auf dem sie gebaut hatten, verließen die Methode, die sie leiten sollte, und so verirrten sie sich endlich in dogmatische Systeme und luftige Speculationen, denen man es nicht mehr ansehen konnte, daß sie von der kantischen Schule ausgegangen waren. Man wird von selbst einsehen, das es Reinhold's, Fichte's, Schelling's und Hegel's Systeme sind, von denen ich hier rede. Die andere Classe der freien Kantianer sind im wahren Sinne die kritischen Philosophen, die nicht blos dabei stehen blieben, der kantischen Kritik sich zu unterwerfen und diese zu concentriren, sondern die wirklich selbst eine neue Kritik versuchten und so im Geiste Kant's die Wissenschaft wahrhaft fortbildeten. Zu dieser gehört außer dem genannten Maimon vorzüglich Fries, dessen Moral aber der neuern Zeit angehört, und deswegen da erst eine Darstellung und Würdigung erhalten wird. Eben so wird auch die Lehre einiger neuerer Kantianer, wie Krug's und Gerlach's, erst später ihre passende Stelle erhalten.

5. Jacobi.

Wir wenden uns aber nun zu dem, welcher gleichzeitig mit Kant, aber auf ganz entgegengesetztem Wege, die Wissenschaft der Moral zu verbessern suchte, zu Friedrich Heinrich Jacobi. Obgleich beide, von gleichem Bedürfniß getrieben, von gleichem Streben ausgingen, so schlugen sie doch so ganz verschiedene Wege ein, daß man sie als entgegengesetzte Pole in der Moralphilosophie betrachten und wohl mit Recht sagen kann, daß, was bei Kant

Digitized by Google

fehlerhaft, bei Jacobi richtig war, umgekehrt aber das Richtige von Kant's Moral bei Jacobi fehlerhaft war. Jacobi fühlte mit Kant den tiefen Verfall der Philosophie überhaupt, unter der Herrschaft des Empirismus und Dogmatismus; mit Kant sah er es ein, daß wo diese gelten, ein ideales Wissen gar nicht denkbar ist. Mit Empirismus und Dogmatismus sah er Atheismus und Determinismus nothwendig verbunden, und also die Vernichtung sowohl der Religion als der Moral. Gegen Empirismus und Dogmatismus das ideale Erkennen eines göttlichen und freien Seyns geltend zu machen, das war das Streben, das ihm mit Kant gemeinschaftlich war, und das ihn neben diesem zum Reformator der Moralphilosophie machte. Während aber Kant durch ruhiges und strenges Forschen und durch Klarheit des Gedankens das Haltbare von dem Unhaltbaren in der menschlichen Erkenntniß zu sondern strebte, ergriff Jacobi unmittelbar den Gedanken des Göttlichen und Sittlichen, wie ihn sein Gefühl aussprach, und stellte ihn weniger klar als beredt, weniger überzeugend als hinreißend, weniger philosophisch als poetisch dar. Den langen und beschwerlichen, aber auch zugleich sichern und einzig richtigen Weg einer Kritik der Vernunft verschmähte Jacobi, und er zog es vor, das was am Ende einer solchen Kritik erst als Resultat hervorgehen kann, vermittelst einer Vernunftoffenbarung im bloßen Gefühle sogleich zum Anfang seiner Philosophie zu machen. Auf diese Weise konnte es ihm nun zwar gelingen im Allgemeinen das Richtige zu treffen, weil ihn die Natur eben mit einem richtigen Gefühl beschenkt hatte, in dem sich ihm unwillkürlich das Wahre und das Gute enthüllte. Aber darum vermochte er nicht Rechenschaft davon zu geben, wie er zu dem was er aufstellte, gekommen, und auf welchem Grund es gebaut sey, was seiner Philosophie den wenigstens in Bezug auf ihre Begründung nicht ungerechten Vorwurf der Oberflächlichkeit zugezogen hat. Deswegen kann wohl das Urtheil, das neuerlich über sie gefällt wurde (Röhr „Pred. Biblioth.", V, 206) als das richtige gelten: „Jacobi lehrte in der Hauptsache das Rechte, aber als Philosoph und für die Wissenschaft nicht auf die rechte Weise." Man möchte ihm daher nicht eigentlich Philosophie zuschreiben, sondern vielmehr eine Poesie, in welcher philosophische Wahrheiten dargestellt sind. — Kant hatte ferner sein vorzüglichstes Augenmerk gegen den Empirismus gerichtet, und näherte sich zuletzt in seinem Systeme mehr dem Dogmatismus; Jacobi dagegen stritt gegen nichts so heftig als gegen den Dogmatismus, der Empirismus war ihm befreundeter, denn es war nichts anders als eine geneigtere Gattung des Empirismus (man möchte es idealischen Empirismus nennen), wenn er das Ideale nur auf innere Wahrnehmung, gleichsam ein gei-

Digitized by Google

ſtiges Auge der Vernunft gründete. Doch gelang es ihm nicht und konnte es ihm auch nicht gelingen ſich von dem Dogmatismus zu befreien, der nur durch Kriticismus zu beſiegen iſt; und wenn Kant, wie wir oben ſahen, ſich bisweilen wieder in den Dogmatismus, ja ſogar in den Empirismus verirrte, ſo geſchah dies nur durch Inconſequenz, durch Abweichung von ſeiner an ſich richtigen Methode; Jacobi aber erhob ſich nur durch Inconſequenz über dieſe beiden, da ſeine Grundſätze und ſeine Methode ihn im Empirismus ſowol als Dogmatismus feſt halten ſollten. Denn er wollte das Ideale nicht blos negativ, ſondern auch poſitiv erkennen, und ging alſo damit über die Grenzen einer menſchlichen Erkenntniß hinaus und ſtrebte nach einer göttlichen Erkenntniß. Ihm genügte nicht eine ſubjective Erkenntniß des Göttlichen, ſondern er meinte objectiv das Göttliche an ſich wahrnehmen zu können. Das aber iſt eben das Vorurtheil des Dogmatismus, daß er das Seyn der Dinge an ſich begreifen will und darum das ideale Seyn von dem natürlichen nicht gehörig unterſcheiden kann. Damit aber wird auch zugleich der Unterſchied des Theoretiſchen vom Praktiſchen aufgehoben, der auch bei Jacobi, wie wir bald ſehen werden, allerdings wenigſtens nicht genug begründet iſt. Und was anders als eine dogmatiſche Methode iſt es, wenn er ohne Beweis und Deduction an die Spitze ſeiner Lehren die Behauptung von einem Grundtrieb ſtellt, in welchem uns im Glauben das Wahre unmittelbar geoffenbart werde und deſſen Wirken die Tugend erzeuge? Deſto mehr aber vermied Jacobi die dem Dogmatismus eigenthümliche Strenge der Begriffe und Steifheit der Formen. Sein Kampf gegen den Dogmatismus war alſo, wie wir ſehen, weniger gegen ſein Weſen als gegen ſeine Form gerichtet. Dieſes abſichtliche Verſchmähen aller Beſtimmtheit in Begriff und Ausdruck macht das Verſtändniß Jacobi's ſehr ſchwierig. Es iſt bei ihm an logiſche Anordnung und Entwickelung der Gedanken, an Genauigkeit und Uebereinſtimmung der Begriffe und Ausdrücke nicht zu denken. In dithyrambiſcher Begeiſterung ergießt ſich unmittelbar aus dem Gemüth hervor der Strom ſeiner Beredtſamkeit form- und geſetzlos. Was Worte und Begriffe alſo hier und da bedeuten, das muß man mehr aus dem Sinn und Geiſt des Ganzen errathen. Es iſt ſehr leicht, unzählige Widerſprüche mit ſich ſelbſt bei ihm nachzuweiſen, wenn man ſeine Ausdrücke nur etwas genau nehmen will. Eine Darſtellung ſeiner Lehre iſt daher nicht geringen Schwierigkeiten unterworfen, weil ſie erſt Ordnung und Zuſammenhang in die chaotiſch hingeworfene Maſſe größtentheils ſchöner und wahrer Gedanken zu bringen ſuchen muß. Weniger noch als über die Glaubenslehre iſt über die Moral zuſammen-

Digitized by Google

hängend und vollſtändig von Jacobi geredet worden. Wir müſſen ſeine Anſicht darüber aus einzelnen gelegentlich hingeworfenen Bemerkungen hier und dort zuſammenleſen. Am ausführlichſten handeln noch über Moral die philoſophiſchen Romane Jacobi's, „Woldemar" und „Allwill's Briefe". Einzelnes findet ſich z. B. auch in den „Briefen über Spinoza's Lehren", in dem „Sendſchreiben an Fichte", und in der Schrift „Von den göttlichen Dingen." Faſſen wir als die Haupttendenz der Jacobi'ſchen Lehre jenen Kampf gegen den Dogmatismus auf, inſofern deſſen Weſen in der Mittelbarkeit der Erkenntniß durch Begriffe beſteht, ſo finden wir als Grundcharakter bei Jacobi dagegen Unmittelbarkeit der Erkenntniß im Gefühl. Dieſer Gedanke, daß allen unſern mittelbaren Erkenntniſſen, die wir in Begriffe und Schlüſſe faſſen, zuletzt eine unmittelbare Gewißheit zu Grunde liegen müſſe, iſt der höchſte und wahrſte Gedanke in Jacobi's Philoſophie, und er allein erwirbt ihm das größte Verdienſt um die Philoſophie unſerer Zeit; er machte ihn auf das kräftigſte geltend gegen Kantianismus, Spinozismus und Schellingianismus. Schade nur, daß die Art, wie er dieſe Wahrheit auffaßte und durchführte, keineswegs die Billigung einer geſunden Philoſophie erhalten kann. Sehr wahr ſagt Jacobi, daß Begriffe eigentlich für ſich gar keinen Inhalt haben, daß wir in ihnen nur einen gegebenen Stoff in eine Form kleiden, das Unmittelbare wiederholen und in Aehnlichkeiten darſtellen können, daß alſo eine bloße Begriffsphiloſophie ohne Inhalt ſey und zuletzt zu einem leeren Nichts hinüberführe, welche weder Gott noch Welt, weder Geiſt noch Natur glauben könne (Vergl. „Von den göttlichen Dingen", S. 3 fg., oder „Ueber die Lehre des Spinoza", S. 172, „jeder Weg der Demonſtration geht in den Fatalismus aus".) In dieſem Sinn konnte er ſagen: „daß es das Intereſſe der Wiſſenſchaft ſey, daß kein Gott ſey," denn er verſtand hier unter Wiſſenſchaft nur das Wiſſen durch Begriffe. Aber dies unmittelbar Gewiſſe darf nur als Idee und darum nur negativ gefaßt werden. Jacobi aber verlangt ausdrücklich poſitive unmittelbare Wahrheiten, die uns z. B. über das Weſen Gottes, über Sittlichkeit und Recht gewiſſe unmittelbare Erkenntniſſe ertheilen. Allein damit würden wir auf die Annahme angeborner Ideen kommen, die als etwas empiriſch im menſchlichen Geiſt Daſeyendes durch Erfahrung in uns wahrgenommen werden könnten. Jacobi behauptet nun zwar nicht gerade angeborne Ideen, aber er kömmt dieſer Behauptung doch ſehr nahe, indem er allerdings dieſe unmittelbaren Wahrheiten empiriſch in einem menſchlichen Grundtriebe oder Inſtinct begründen will. „Es gibt," ſagt er („Göttliche Dinge", S. 90) „urſprüngliche, einfache, unmittelbar gewiſſe,

Digitized by Google

durchaus *positive* Wahrheiten, die sich ohne aus andern hergenommene Beweise, ohne Zeugnisse irgend einer Art im Gemüth als die höchsten geltend machen. — Eine solche unmittelbare positive Wahrheit entdeckt sich uns in uns mit dem Gefühl eines über alles sinnliche, wandelbare, zufällige Interesse sich erhebenden Triebes, welcher sich als der *Grundtrieb* der menschlichen Natur unwiderstehlich ankündigt. Was dieser Trieb als Gegenstände des Erkenntnisses oder des Willens anstrebt, haben die Menschen von jeher überhaupt *göttliche Dinge*, und seine ersten sich darstellenden Wirkungen tugendhafte Empfindungen, Neigungen, Gesinnungen und Handlungen genannt. Darum heißt jenes Gefühl auch bald *sittliches* — bald *Wahrheitsgefühl*. In ihnen offenbaren sich ohne Anschauung, ohne Begriff, unergründlich und unaussprechlich, das in sich wahre Gute und Schöne." Einzelne bestimmte unmittelbar gewisse Wahrheiten gibt es nach Jacobi, wenn er sagt („Woldemar", Th. I, S. 142): „Es gibt *Sätze*, die keines Beweises bedürfen und fähig sind. So der Satz: *Ich bin*. Dies ist unmittelbares Wissen" ꝛc. Eben so die Ueberzeugung, daß dem Angenehmen das Schickliche, Tugend der Glückseligkeit vorgezogen werden müsse. Ueber das was er unter diesem Grundtrieb oder Instinct verstehe, erklärt sich Jacobi bestimmter in „Allwill's Briefsammlung", Vorr. XVI fg. so. Hier nimmt er Instinct in einer dreifachen Bedeutung: 1) Instinct überhaupt ist ursprüngliche, eigenthümliche Kraft der Gattung lebender Wesen; 2) Instinct vernünftig-sinnlicher Wesen hat Erhaltung, Erhöhung des persönlichen Daseyns zum Gegenstand; 3) Instinct in reiner Abstraction, nicht als Eigenschaft, sondern ganz für sich betrachtet, geht blos auf Personalität, mit Ausschluß der Person und des Daseyns. Daß auf diesem Wege weder Religion noch Moral als Idee deducirt werden kann, ist offenbar. Der Instinct, als etwas der Erscheinungswelt Angehöriges und in der Erfahrung Wahrnehmbares, ist der Grund und die Quelle des Jacobischen Glaubens oder der Offenbarung des Göttlichen. So wird also das Göttliche in die Erscheinungswelt herabgezogen und einem Empirismus unterworfen, der, weil er größtentheils auf dem Gefühle als der innern Anschauung beruht, dem Mysticismus sehr günstig ist. Bei dieser Vermischung des idealen und empirischen Wissens konnte auch eine reine Deduction des Sittlichen nicht wohl gelingen. Jacobi faßte auch das Sittliche nicht rein als ein *Sollen*, sondern mehr als ein *Seyn* auf; etwas rein Praktisches hat er nie nachgewiesen. Er geht immer nur darauf aus, in der menschlichen Natur eine *sittliche Kraft*, einen *sittlichen Trieb* aufzuzeigen und glaubt damit die Begründung der Moral vollendet zu haben. Und doch kommt hier-

Digitized by Google

bei alles darauf an, das Sittliche an ſich als ein über alle Natur, alſo auch über alle Kraft und allen Trieb Erhabenes hinzuſtellen: denn erſt wenn das Sittliche in der Idee als ſolches geltend gemacht iſt, kann von einem ſittlichen Trieb und einer ſittlichen Kraft die Rede ſeyn, inſofern nämlich in ihr die Sittlichkeit als Idee zur Erſcheinung wird. Aber dieſe Verwechſelung der Idee mit der Erſcheinung iſt der Hauptfehler Jacobi's. Dies zeigt auch die Art, wie Jacobi den Begriff der Freiheit auffaßt. Daß das Weſen der Sittlichkeit auf Freiheit beruhe, dies hat auch Jacobi wohl eingeſehen, und auf Freiheit die Möglichkeit der Moral gebaut. Deswegen unterſchied er („Woldemar", Th. I, S. 87) mit Ferguſon „Lehre von der Natur, welche den nothwendigen Geſetzen unterworfen iſt, nach welchen alles wirklich erfolgen muß, von Sittenlehre, über Recht- und Unrechtthun, nach deren Geſetzen alles nothwendig erfolgen ſoll, aber nicht allemal erfolgt. Denn jene bezieht ſich auf ein für allemal beſtimmte Kräfte; dieſe auf eine Kraft, deren Weſen Selbſtbeſtimmung iſt und lauter Dinge der Wahl zum Gegenſtand hat." „Freiheit", ſagt er (Ebendaſ. Th. II, S. 253), „iſt der Tugend Wurzel, und Freiheit iſt der Tugend Frucht. — Denn allein durch Freiheit fühlt ſich der Menſch als Menſch, durch ſie allein iſt Selbſtachtung und Zuverſicht, Wort und Glaube, Friede, Freundſchaft, feſte Treue möglich, worauf unter den Menſchen alles beruht." Aber iſt dies wohl die wahre moraliſche Freiheit, die Freiheit im idealen Sinn, von welcher Jacobi hier ſpricht? Die Freiheit wird von Jacobi immer nur als eine Kraft, die mit ſelbſtändiger Cauſalität in die Natur einwirkt, angeſehen. Als Kraft aber gehört die Freiheit der Natur, nämlich der innern Natur des Geiſtes an, und fällt alſo in das Reich der Erſcheinungen, und iſt alſo doch wieder den Bedingungen der Zeit und der Cauſalität unterworfen. Eine wahre moraliſche Freiheit ſoll aber der Natur entgegenſtehen, ſie iſt Unabhängigkeit von der Natur, Verneinung der Naturnothwendigkeit. Es liegt dieſem Jacobiſchen Begriff der Freiheit eine Verwechſelung der metaphyſiſchen Freiheit mit der pſychologiſchen, oder der Freiheit in der Idee mit der Freiheit in der Erſcheinung zu Grunde. Das Sittliche macht in ſeinem unbedingten Sollen einen Anſpruch an den Menſchen, der von allem Müſſen der Naturnothwendigkeit unabhängig, in den Schranken der Natur gar nicht befriedigt werden kann. Ungeachtet der Abhängigkeit aller unſerer Kräfte und Vermögen von den Geſetzen der Natur, ungeachtet aller unvermeidlichen unwillkürlichen Einflüſſe der Geburt, Erziehung und anderer äußerer Verhältniſſe auf unſern Willen, unterwerfen wir dennoch jede unſerer Handlungen einer unbedingten Zurechnung, und wir beur-

Digitized by Google

theilen ſie daher ſo, als ob es ungeachtet aller Antriebe der Sinnlichkeit dennoch uns immer frei ſtehe ſo zu handeln wie wir wollen. Wir ſehen alſo in dem Willen eine Unendlichkeit der Kraft voraus, die durch äußere Anregung zwar afficirt, nie aber überwunden werden könne. Nun iſt aber in der Natur eine unendliche Kraft undenkbar: denn über jeder noch ſo großen Kraft in der Natur läßt ſich eine noch größere ſie überwindende denken. Wir ſchreiben alſo in der moraliſchen Zurechnung unſerm Willen eine Eigenſchaft zu, die in der Natur gar nicht denkbar iſt, die über die Schranken der Natur hinausliegt, und dies iſt die metaphyſiſche Freiheit oder die Freiheit in der Idee. Allein dieſe Freiheit des Willens muß, um zur That zu werden, in die Erſcheinung treten, und ſo verliert ſie den Charakter der Unendlichkeit und der Wille wird hier als endlich betrachtet. Ein unüberwindlicher Wille kann als ſolcher nie in die Erſcheinung treten, er würde ein durchaus heiliger Wille ſeyn, der nie das Gebot verletzen könnte, und ein ſolcher iſt in der Endlichkeit unmöglich. Menſchliche Tugend als Kraft der Geſinnung iſt im Kampfe mit den Neigungen nicht unüberwindlich. Kraft ſteht hier gegen Kraft, Antrieb gegen Antrieb, von denen der ſtärkſte immer ſiegt, ſey es der gute oder böſe. Dem freien Willen rechne ich hier dasjenige zu, was ich nach innern Beſtimmungsgründen gethan habe, d. h. ich betrachte nur dasjenige als meine eigne That, was ich durch meinen Willen als den Beherrſcher der innern Natur hervorbringe; alles andere aber, was etwa durch meinen Körper blos nach Geſetzen der äußeren Natur, durch Zufall und Zwang unwillkürlich geſchieht, iſt gar nicht meine That. Pſychologiſche Freiheit bleibt alſo innerhalb der Natur und unterſcheidet nur innere Natur von äußerer Natur; metaphyſiſche Freiheit dagegen ſteht der Natur als ein Ewiges dem Endlichen gegenüber. Die pſychologiſche Freiheit ſchließt den Einfluß der äußern Natur für ein Handeln gar nicht aus, und tritt nur als beſondere Urſache des Handelns mit auf. Die metaphyſiſche Freiheit ſetzt dieſe pſychologiſche Freiheit als lebendige Kraft des Willens in der innern Natur voraus, aber fordert noch darüber hinaus Unendlichkeit dieſer Kraft jenſeits aller Natur, und gehört alſo nicht der Erſcheinung, ſondern dem Seyn an ſich an. Bis zu dieſer metaphyſiſchen Freiheit aber iſt Jacobi nie durchgedrungen, und darum kann ſeine Freiheit die Moral gar nicht begründen. Er vermiſcht die Merkmale beider: denn ſeine Freiheit iſt nur eine menſchliche Kraft, in der Natur liegend und in ihr erkennbar und in Zeit und Raum wirkend, und dennoch zu gleicher Zeit unendlich und unüberwindlich. Deutlich iſt dieſe Begriffsvermiſchung in den folgenden Stellen, wo die Freiheit zugleich das Vermögen und der Trieb der Tugend,

Digitized by Google

und doch auch eine unbezwingbare Kraft iſt („Göttliche Dinge", S. 96 fg.): „Ich fühle dieſen Trieb (zur Tugend) als meine weſentliche, wahrhafte und höchſte Kraft, und ſchreibe mir in dieſem Gefühle nothwendig das Vermögen zu, alle meine ſinnlichen Begierden, Neigungen und Leidenſchaften den Forderungen der Tugend gemäß zu beſtimmen. Dieſes Vermögen iſt von jeher die moraliſche Freiheit genannt worden, und beſteht ſo wenig in einer unſeligen Fähigkeit, widerſprechende Dinge, das Böſe wie das Gute zu wollen, daß wir blos, inſofern uns dieſe unſelige Fähigkeit beiwohnt, nicht frei ſind. Freiheit können wir uns nur inſofern zuſchreiben, als wir uns einer jedem Widerſtand gewachſenen Kraft in uns zum Guten bewußt ſind." Allein dieſe Freiheit iſt ſo wenig im Stande ein reines moraliſches Sollen für den Menſchen zu begründen, daß ſie vielmehr als eine eigenthümliche Kraft in der Natur des Menſchen als ein Müſſen erſcheint, die nothwendig auf eine gewiſſe Weiſe wirken muß. Wenn nämlich in der angeführten Stelle die Kraft zum Guten oder Trieb zur Tugend, als die dem Menſchen weſentliche und höchſte Kraft, moraliſche Freiheit genannt iſt, ſo wird eben dieſe Kraft ſonſt immer von Jacobi als nothwendig und blind wirkend bezeichnet, wie nicht allein das Wort Inſtinct, womit er ſie benennt, ſondern auch die beſtimmte Ausſage von dieſem Inſtinct, daß er blind wirke, und die Zuſammenſtellung deſſelben mit thieriſchem Inſtinct offen kund gibt. So im „Woldemar", Th. I, S. 90: „Die Tugend iſt der eigenthümliche Inſtinct von der Erfahrung, und will man es ſo nennen, blind. Das Thier ſtrebt nach Speiſe, ehe es weiß, daß ſie es ſättiget, und daß die Stillung des Hungers mit einer Luſt, dem Zeichen des Zwecks verknüpft iſt; der Menſch fühlt ſich zu Handlungen des Wohlwollens, der Gerechtigkeit und Großmuth angetrieben, ohne irgend eine andere Abſicht als die Befriedigung dieſes Triebes. Und ſo entſchieden iſt dieſer Trieb Grundtrieb des Menſchen, daß er nicht allein in der Befriedigung deſſelben ſeinen höchſten Genuß, ſondern auch ſo entſchieden die Beſtimmung ſeines Daſeyns fühlt, daß er denjenigen nicht werth hält ein Menſch zu heißen, der ſein Leben höher hält als dieſe Luſt. In edleren Thieren iſt etwas dieſem Analoges, wie im Pferd die Luſt zur Schlacht, im Hund die Jagd ꝛc." Als Erzeugniß einer blind wirkenden Naturkraft iſt alſo die Tugend nicht das eigne Werk des Menſchen, ſondern eine Gabe der Natur, und es muß angeborne Tugenden geben. Wie ſich dieſes mit dem Begriff der Tugend vereinigen laſſe, iſt freilich nicht einzuſehen. Jacobi aber ſagt mit dürren Worten („Allwill's Briefſammlung", S. 83): „Sind doch alle Tugenden eine freie Gabe des Schö-

Digitized by Google

pfers, unmittelbare Naturtriebe! nur verſchieden geſtaltet nach den verſchiedenen Formen und Zuſtänden menſchlicher Geſtalten," und ebendaſ.: „Jedes Weſen erſprießt in ſeiner eigenen Natur; wird nicht auch die ſchöne Seele aus ihrem Keim ſich immer ſchöner bilden? Was iſt zuverläſſiger als das Herz des edel gebornen?" (Vergl. „Woldemar", Th. II, S. 223.) „In verſchiedenem Maße wird jedem Menſchen mit jenem Sinn und Trieb eine gewiſſe Tugendfertigkeit angeboren." Es liegt auch dieſer Anſicht wieder eine Verwechſelung der Erſcheinung mit dem Seyn an ſich zum Grunde. Das Verhältniß des menſchlichen Willens zur Tugend macht nämlich den Charakter aus. Dieſes Verhältniß zeigt ſich uns aber nur in der innern Natur als Erſcheinung, und dies nennen wir den empiriſchen Charakter. Dieſem aber liegt in dem Seyn an ſich ein intelligibler Charakter zu Grunde, nach welchem ich meinen Willen als frei beurtheile, und den ich als freie Urſache meines empiriſchen Charakters betrachte. Meinem empiriſchen Charakter nach bin ich alſo gänzlich der Natur unterworfen, und nach dieſer empiriſchen Anſicht ſind auch alle meine Tugenden nur Naturerzeugniſſe, inſofern auch meine innere Natur den Geſetzen der Natur unterworfen iſt. Aber bei der moraliſchen Beurtheilung muß ich mich auf den idealen Standpunct ſtellen und mein Leben und meine Thaten als freie Erſcheinung meines intelligibeln Charakters betrachten. Bleibt man aber blos bei dem empiriſchen Charakter ſtehen, wie Jacobi, ſo läßt dies gar keine moraliſche Beurtheilung zu, indem ich mich dann nur als Naturweſen betrachten kann. Allein abgeſehen von dieſer Verwechſelung des Ewigen mit dem Endlichen und des Seyns mit der Erſcheinung, liegt dieſer Anſicht von der Tugend, als einem Erzeugniß der menſchlichen Natur, doch eine ſehr wahre und ſchöne Idee zu Grunde, die nämlich, daß die Sittlichkeit dem Menſchen nicht von außen her gegeben werden könne, ſondern daß es der innerſte Grundtrieb der menſchlichen Natur ſey, die uns zum Guten antreibt. Damit widerſtreitet Jacobi einem zweifachen Irrthum in der Moral: einmal dem der ſupernaturaliſtiſchen Theologen von einem von außen gegebenen göttlichen Geſetze, das ohne Verbindung oder gar im Widerſpruch mit der menſchlichen Natur ſtehe, — wogegen er das rationaliſtiſche Princip der Selbſtändigkeit des menſchlichen Geiſtes geltend macht. „Der Sicherheit wegen" (um nicht zu irren), ſagt er („Woldemar", Th. II, S. 232), „die Freiheit aufgeben? Iſt das möglich? So lange wir ſelbſt handeln, handeln wir nothwendig frei, und es iſt unmöglich, die Selbſtregierung auszuſchlagen, unmöglich, an die Stelle der Vernunft und des eigenen Gewiſſens ein anderes Wahr- und Gutbefinden zu ſetzen. — Du willſt den Menſchen

Digitized by Google

verwahren, daß er nicht von ſeiner Pflicht wiche, und nimmſt ihm alle Würde. Denn daß wir prüfen, wählen können, darin beſteht die Würde des Menſchen." Auf der andern Seite widerſtreitet Jacobi hiermit jener Begriffsphiloſophie, die das Sittliche aus Begriffen conſtruiren möchte, bei der alſo die Idee des Sittlichen erſt mittelbar durch Begriffe entſteht und dann äußerlich als Geſetz hingeſtellt wird. Hiergegen behauptet Jacobi ſehr wahr das Daſeyn der Idee des Sittlichen in einem unmittelbaren Bewußtſeyn des Geiſtes, das ſich uns in einem Trieb, Inſtinct oder Gefühl als das innerſte Geſetz unſers Lebens kund gibt. Das Sittliche alſo, als die Materie, muß unmittelbar im Geiſte gegeben ſeyn, der Begriff und das Geſetz ſpricht es nur aus. So im „Woldemar" Th. I, S. 118: „Wen ſein eigenes Herz über Gutes und Böſes nicht unmittelbar belehrt, den kann weder göttlicher noch menſchlicher Unterricht beſſern. Muſik gibt keine Ohren, und Malerei keine Augen, ſondern mit den Ohren wird Muſik, mit dem Auge Malerei erzeugt. Beides liegt in ihnen." Ferner S. 134: „Was gut iſt, ſagt dem Menſchen unmittelbar und allein ſein Herz, kann allein ſein Herz, ſein Trieb unmittelbar ſagen; es zu lieben iſt ſein Leben." Dann S. 142: „Wir finden in unſerm Willen ſelbſt, daß er das Anſtändige vor dem Angenehmen will, daß dies ſeine Natur, folglich das Geſetz unſers Weſens iſt. — Alles abſolut Erſte und Letzte liegt außer dem Gebiet der Vernunft (d. h. des Verſtandes). Ihre ganze eigenthümliche Geſchäftigkeit iſt eine blos vermittelnde Geſchäftigkeit. Dieſe Vernunft kann daher unmöglich die Quelle ſelbſt jener Weisheit ſeyn, nach der wir, als dem höchſten Gut, verlangen. — Daß wir göttlicher Natur ſind, ſagt uns etwas in der Seele tief verborgenes Urſprüngliches, verkündigt uns ein Trieb unerzeugter Natur in uns" ꝛc. (Vergl. ebend. S. 202, 226, 229; Th. II, S. 221, 236, 238 fg.) So ſehr nun aber auch die Begründung der Moral, wie wir geſehen haben, bei Jacobi mißlungen iſt, ſo hat dennoch die Ausführung derſelben, freilich neben manchen nicht unbedeutenden Mängeln, viele ſchöne Vorzüge. Das ideale Seyn der Dinge, alſo auch das Sittliche iſt zwar, wie wir ſehen, bei Jacobi nicht genügend deducirt, aber es iſt doch als Unmittelbares vorausgeſetzt. Daraus entſtand für die jacobiſche Moral die wichtige Folge, daß ihr die Materie des Sittengeſetzes als das Urſprüngliche gegeben war. Während Kant vermittelſt des reflectirenden Verſtandes zuerſt eine objective, allgemein gültige Form des Sittlichen aufſtellte und von da aus dann vergeblich eine Materie deſſelben ſuchte, konnte dagegen Jacobi ſogleich von der Materie deſſelben ausgehen. Dies gab der ganzen Sittenlehre Jacobi's ihre eigenthümliche Richtung, und wir kön-

Digitized by Google

nen daher als das Charakteriſtiſche derſelben einen moraliſchen Materialismus im Gegenſatze des Formalismus annehmen, d. h. diejenige Anſicht von der Moral, nach welcher die Materie des Sittlichen als das Weſentliche und das Urſprüngliche betrachtet wird. Aus dieſer Eigenſchaft fließen faſt alle andere Eigenthümlichkeiten der jacobiſchen Moral, und bei Beurtheilung derſelben werden wir daher am beſten von ihr ausgehen können. Dieſer Materialismus befreite die jacobiſche Moral von dem Formalismus und allen den ſchweren Uebeln, die dieſen begleiten und die oben bei Kant bezeichnet ſind; aber er war auch auf der andern Seite die Urſache von manchen neuen Uebeln, die dort nicht ſtatt fanden. Hier nun iſt zuerſt das Verhältniß zwiſchen Materie und Form ſelbſt in der jacobiſchen Sittenlehre zu betrachten. Materie an und für ſich iſt immer formlos. Sie iſt es auch hier ihrer Quelle nach, denn ſie entſpringt ganz ſubjectiv im unmittelbaren Gefühl. Allein daraus folgt noch nicht, daß ſie auch in dieſer Formloſigkeit bleiben müſſe, und daß in der bloßen Materie des Sittlichen das Sittliche ganz und vollkommen gegeben ſey; aus dem ſubjectiven Urſprung des Sittlichen im Gefühl folgt nicht, daß es in dieſer Subjectivität ſtehen bleiben, daß der Verſtand ganz ausgeſchloſſen bleiben müſſe, und daß es gar keine objective Darſtellung in Begriffen zulaſſe. Wir haben vielmehr oben bei Darſtellung des kantiſchen Syſtems ſchon geſehen, daß die Idee ſich zwar nicht vollſtändig, aber zum Theil allerdings, nämlich von ihrer negativen Seite in Begriffe faſſen laſſe, und daß alſo auch dieſe negative Seite des Sittlichen unter der Idee des Rechts ſich in klaren Geſetzen ausſprechen laſſen müſſe; daß aber auch jener übrige Theil des Sittlichen einer gewiſſen Form fähig ſey, wenn auch nicht in beſtimmten Begriffen, doch in Bildern und Geſtalten, in denen ſich das ſittliche Gefühl Ideale der ſittlichen Schönheit aufſtellt. Nach einer richtigen Anſicht der Sittenlehre müßte alſo eine Vermittelung zwiſchen Materialismus und Formalismus geſucht werden, nach welcher die Materie zwar als das Unmittelbare und Urſprüngliche anerkannt, die Form aber als nothwendig für den endlichen menſchlichen Geiſt betrachtet werden muß, um die an ſich unendliche Idee des Sittlichen für das endliche Leben anwendbar zu machen. Jacobi aber bleibt ganz bei der Materie allein ſtehen. Er verzichtete ganz darauf, der Materie des Sittlichen eine beſtimmte Form zu geben und ſie klar und deutlich objectiv auszuſprechen. Ihm genügte es das Daſeyn des Sittlichen als Thatſache in der menſchlichen Natur nachgewieſen zu haben, unbekümmert, welches ſeine Geſtalt ſey und wie es im Leben erſcheine. Er verwirft daher die reflectirende Thätigkeit des Verſtandes, hält das Sittliche für etwas

Digitized by Google

ganz Unausſprechliches, in keinen Begriffen Darſtellbares, und will daher blos bei dem unmittelbaren Gefühl ſtehen bleiben. Einer allgemein gültigen Form iſt nach dieſer Anſicht die Sittenlehre gar nicht fähig, und ſelbſt die äſthetiſche Form, die jedes Gefühl ihr geben könnte, kann zu keiner Allgemeinheit gelangen, ſondern bleibt faſt immer nur individuell, weil er das Sittliche nur ganz ſubjectiv auffaßt. — Nach dieſen Grundſätzen beſtimmte ſich nun die Anſicht Jacobi's von dem höchſten Princip der Sittenlehre. Hier war es Jacobi nicht darum zu thun, objectiv in Begriffen eine allgemein gültige Formel als oberſtes Princip aufzuſtellen, aus welcher ſich dann alle einzelne ſittliche Geſetze ableiten ließen; ſondern er wollte nur ſubjectiv die Quelle des Sittlichen in der menſchlichen Natur aufſuchen und daſſelbe als Thatſache in derſelben nachweiſen; ihm lag nicht daran, vermittelſt des Princips die Art und Weiſe der Aeußerung des Sittlichen zu beſtimmen, ſondern nur das Daſeyn deſſelben zu zeigen. So kam es bei ihm alſo nur darauf an, die Idee als etwas Unmittelbares in dem menſchlichen Geiſte aufzudecken, und zu zeigen, daß dieſe ſich in dem unmittelbaren Gefühl oder in dem höheren Triebe ausſpreche. Befriedigung dieſes höheren ſittlichen Triebes iſt dann Geltendmachung der Idee im Leben, und dies iſt höchſtes Princip der Sittlichkeit. In dieſem Einen Satze: folge deinem ſittlichen Triebe, als dem Inſtinct der Menſchheit, beſteht eigentlich die ganze Sittenlehre Jacobi's, denn alles andere iſt nur Folge daraus und hat keine klare allgemeine Bedeutung. Aus ihm entſpringen die andern ſittlichen Begriffe. Gut iſt, was dieſem Triebe gemäß iſt, ſittliches Geſetz iſt dieſer Trieb ſelbſt, Tugend Herrſchaft dieſes Triebes über alle andere, reine Glückſeligkeit iſt Genuß des befriedigten ſittlichen Triebes, Triebfeder des Sittlichen iſt der ſittliche Trieb ꝛc. Jacobi läßt dieſe Gedanken im Woldemar den Ariſtoteles ſo ausſprechen (Th. II, S. 238 fg.): „Ein gemeinſchaftlicher Strebungspunct muß ſich in jedem Weſen finden. Dieſer Strebungspunct beſtimmt die Natur des Weſens und ihm ſelbſt ſeinen Zweck. Was zu ſeinem Zwecke dient, empfindet er als gut, den Zweck ſelbſt als etwas an ſich Wünſchenswerthes, als ſein höchſtes Gut. Der Menſch ringt als unvollkommenes Weſen nach Einheit und Vollendung. Dieſes Ringen iſt ſein eigentlicher Trieb — der menſchliche. Was vom Menſchen ſeinem eigenthümlichen Triebe gemäß verrichtet wird, heißt das Anſtändige, Ehrbare, Schickliche. Um des Anſtändigen, welches der Zweck der Tugend iſt, und um des Angenehmen willen thut der Menſch alles. Dem Angenehmen nachzutrachten und das Schmerzhafte zu fliehen, iſt Grundeigenſchaft empfindender Weſen,

Digitized by Google

und diese hat der Mensch mit den Thieren gemein. Hingegen das Gefühl und die Liebe des Ehrbaren und der Haß des Schändlichen unterscheidet ihn von Thieren, und macht sein eigenthümliches Daseyn aus. Durch sie ist der Mensch als Mensch charakterisirt. Diese Liebe wird zur Tugend, wenn sie die Herrschaft über alle andere Neigungen behält. Es ist also der eigenthümliche Instinct des Menschen, die gemeinen Triebe dem einen ungemeinen höhern unterzuordnen." — Es läßt sich schon hieraus auf die allgemeine Art und Weise Jacobi's, die Wissenschaft der Moral zu behandeln, und auf ihr Verhältniß zum Leben schließen. Die Materie ist das Subjective, die Form das Objective in der Moral. Die jacobische Moral, als vorherrschender Materialismus, muß daher auch ganz subjectiv seyn. Die Materie als das Unmittelbare im Gefühl voraussetzend, faßt Jacobi die Moral mehr unmittelbar mit dem Verstande. Also nicht in Begriffen suchte er die Sittenlehre darzustellen, sondern vielmehr sie nach Bildern als Ideale der Sittlichkeit zu ordnen. So ward hier die Sittlichkeit nicht durch das Gesetz, sondern durch die Schönheit bestimmt, und die jacobische Sittenlehre erscheint nicht als Pflichtenlehre, sondern lediglich als Tugendlehre. Die Tugend ist Erscheinung der Idee im Leben. Diese hat ihren Werth in sich selbst, sie gefällt unmittelbar durch ihre Erscheinung, ohne daß sie nothwendig einem Gesetz unterworfen seyn müßte. Wo geistiges Leben sich offenbart, da ist Tugend, das Gesetz kann erst nach der Tugend bestimmt werden, nicht die Tugend nach dem Gesetz. „Tugenden sind Handlungen, wie der gerechte Mensch sie ausübt. Alle Tugenden sind vor ihren Begriffen da. Die Sittenlehre geht von dem blos natürlichen, unmittelbaren Daseyn der Tugenden aus. Die einzige Richtschnur des Wahren und Guten ist in dem guten Menschen. Mit Zergliederungen und Vernunftschlüssen über das Eigentliche der Tugenden und ihrer ersten Quelle läßt sich nichts ausmachen. Sie entspringen mit ihren Gesetzen aus sich selbst und beziehen sich alle auf einen dem Menschen eigenthümlichen Sinn und Trieb" ꝛc. („Woldemar", Th. II, S. 223). Vergl. das. S. 219: „Der gute Mensch erfindet gleichsam die Tugend, verschafft der Menschenwürde ihren Ausdruck — gebiert sie." Nach dieser Ansicht läßt sich also a priori aus Begriffen gar kein System der Sittenlehre aufstellen. „Jede Moral, noch so streng und fein in Begriffen und Gesetzen zusammengesetzt, wird im Leben immer wieder Ausnahmen fordern, und wer sich streng einem solchen Systeme unterwerfen wollte, müßte entweder Geist und Herz verstocken oder ein Heuchler werden" („Allwill", S. 234). „Ja im Begriff der entschiedensten Tugenden bleibt doch immer etwas Schwankendes,

Digitized by Google

so daß zuweilen der Mensch sich am vortrefflichsten zeigen kann, indem er ihnen schnurstracks entgegenhandelt" (das. 239). „So ist der beständige Widerspruch zwischen Handlungen und Grundsätzen wohl erklärlich; daher die Irrungen selbst in dem Systeme der Grundsätze, weil nichts irreleitender ist als die Combinationen blos speculativ-praktischer Begriffe" (das. S. 244). Die Nothwendigkeit dieser Uebertretung des Gesetzes, um tugendhaft zu seyn, spricht Jacobi am entschiedensten in der merkwürdigen Stelle in dem Sendschreiben an Fichte, S. 32, aus: „Ja, ich bin der Atheiste und Gottlose, der dem Willen, der nichts will, zuwider lügen will, wie Desdemona sterbend log; lügen und betrügen will, wie der für Orest sich darstellende Pylades; morden will wie Timoleon; Gesetz und Eid brechen wie Epaminondas, wie Johann de Witte; Selbstmord beschließen wie Otho; Tempelraub begehen wie David, — ja, Aehren ausraufen am Sabbath, auch nur darum, weil mich hungert und das Gesetz um des Menschen willen gemacht ist, nicht der Mensch um dieses Gesetzes willen." — Es liegt hier nicht daran, die Richtigkeit der sittlichen Grundsätze an diesen einzelnen Beispielen zu beweisen, sondern nur im Allgemeinen den Hauptgedanken zu beurtheilen, der darin ausgesprochen ist. Dieser Hauptgedanke ist der wahre, daß die Idee als ein Unendliches in endlichen Begriffen nicht vollständig dargestellt werden könne, daß also das Urtheil über gut und bös der Handlungen nicht von ihrer Uebereinstimmung mit dem Gesetz allein abhängen dürfe, sondern von der innern Gesinnung, aus welcher sie hervorgegangen sind. Die Idee ist also sehr wahr als das Unmittelbare, das Gesetz als das Mittelbare geltend gemacht. Hieraus entspringt dann auch die Ansicht Jacobi's von der Heldentugend, welche gar nicht nach dem gewöhnlichen Maße der Sittlichkeit gemessen werden dürfen, sondern häufig die Schranken des Gesetzes durchbrechen und dem unmittelbaren Antrieb des Gewissens folgen müsse. „Woldemar" Th. I, S. 128: „Was in Zeiten gewaltsamer Erschütterungen sich Heldenmuth erlauben darf, kann nur auf der Stelle, unmittelbar durch Geist und Gewissen entschieden werden. Es gibt Fälle, wo die heiligen Bildnisse der Gerechtigkeit und Milde auf einen Augenblick verhüllt werden müssen. Die Moral selbst unterwirft sich alsdann einer vorübergehenden Hemmung ihrer Gesetze, damit ihre Principien erhalten werden. Für solche Licenzen hoher Poesie hat die Grammatik der Tugend keine bestimmte Regel und erwähnt ihrer darum nicht. Auch die Grammatik der Sprache kann nicht alle Regeln umfassen." Auch hier liegt derselbe wahre Gedanke, daß ein objectives Sittengesetz nicht für alle Verhältnisse passe, am wenigsten für die eines Heldenlebens, zu Grunde. Aber so ausgedrückt wie hier, kann der Satz zu man-

Digitized by Google

cherlei Mißverständnissen Veranlassung geben und möchte auch nicht ganz richtig seyn. Auch die erhabenste Heldenthat darf ja doch nie der Sittlichkeit widerstreiten, wenn sie sittlichen Werth haben und also eine wahrhafte Heldenthat seyn soll. Die bloße Kraft an sich macht keine That zu einer Heldenthat, sondern nur die sittliche Kraft. Eine sittliche Kraft kann sich gar nicht wider die Sittlichkeit äußern. Der Grundsatz, daß, zur Aufrechterhaltung gewisser Principien der Moral, einzelnen Gesetzen derselben zuwider gehandelt werden dürfe, ist wenigstens sehr zweideutig, indem er dem berüchtigten jesuitischen Grundsatz, daß der Zweck die Mittel heilige, sehr nahe kommt. Jacobi's Meinung war ganz gewiß weit entfernt von jenem Grundsatz, da Jacobi eben die Nichtigkeit der äußeren Moralgesetze zeigen wollte, aus denen die Jesuiten dagegen die ganze Moral zusammengesetzt und so in eine Casuistik und einen Probabilismus, der alles Sittliche nur nach äußeren Verhältnissen beurtheilt, verwandelt hatten. Aber die Ansicht ist überhaupt unrichtig, daß man unsittlich handeln dürfe für gewisse sittliche Zwecke, einmal weil Sittlichkeit als ein Inneres, als Idee, durch Unsittlichkeit gar nicht gefördert werden kann, dann weil Sittlichkeit und Unsittlichkeit ihren Werth oder Unwerth in sich selbst haben, also auch nicht als Mittel einem höhern Zweck untergeordnet werden dürfen. Man würde also den absoluten Werth der Sittlichkeit verkennen, wenn man sie als Mittel für einen andern Zweck gebrauchen wollte. Wohl aber hängt die Sittlichkeit in der Erscheinung als äußere That gar sehr von Zwecken, Verhältnissen, Gesinnungen ab, und eine und dieselbe That kann daher, je nachdem Zwecke, Verhältnisse und Gesinnungen verschieden sind, bald sittlich gut, bald sittlich bös seyn. Ich erinnere nur an die von Jacobi angeführten Beispiele, wo Lüge, Betrug, Mord, Kirchenraub und Sabbathsschändung unter gewissen Verhältnissen erlaubt, ja selbst Pflicht seyn können. Wer die Sittlichkeit als etwas Inneres betrachtet, der kann sie nicht allein nach ihrer Erscheinung in der äußern That beurtheilen; einem äußern Gesetz aber läßt sich nur die äußere That, nicht die innere Gesinnung unterwerfen. Wer also die Sittlichkeit als ein Inneres gelten läßt, der muß nothwendig auch zugeben, daß sie sich nicht vollständig nach einem äußeren Gesetz bestimmen läßt. Und so ist das sehr wahr, was Jacobi „Woldemar", Th. 1, S. 205, sagt: „Wir irren, wenn wir glauben, ein gewisser Geist müsse nothwendig in eine gewisse Form, und in eine gewisse Form nothwendig ein gewisser Geist gebannt seyn." Vergl. „Woldemar", Th. 1, S. 99: „Der Tugendhafte verändert nicht seine Grundsätze, aber sein Verhalten nach diesen Grundsätzen nach Zeit und Umständen — und muß oft dasselbe wollend, äußerlich verschieden

Digitized by Google

handeln." Aber Jacobi blieb zu einſeitig bei dieſer Anſicht der Sittlichkeit als einem Inneren ſtehen, und wollte nun auch alle Moral als objectives Geſetz verwerfen und eine blos ſubjective Moral gelten laſſen. Demnach gibt es nach Jacobi gar keine Moral als Wiſſenſchaft, alles ſittliche Urtheil beruht allein auf einem Gefühl, und es gibt kein anderes ſittliches Urtheil als das des Geſchmacks, kein anderes Maß des Handelns als das Schöne. So im „Woldemar", Th. 1, S. 90: „Die Wiſſenſchaft des Guten iſt wie die Wiſſenſchaft des Schönen der Bedingung des Geſchmacks unterworfen, ohne den ſie gar nicht angefangen und über den ſie nicht hinausgeführt werden kann. Der Geſchmack am Guten wird, wie der Geſchmack am Schönen, durch vortreffliche Muſter ausgebildet, und die hohen Originale ſind immer Werke des Genies. Durch das Genie gibt die Natur der Kunſt die Regel, ſowohl der Kunſt des Guten als des Schönen. Beide ſind freie Künſte und ſchmiegen ſich nicht unter Zunftgeſetze." Aber ein bloßes Geſchmacksurtheil über das Sittliche iſt keineswegs hinreichend. Alle Pflichten, die aus der Idee der perſönlichen Würde hervorgehen, laſſen eine feſte Beſtimmung in Begriffen und ſtrengen Beweis ihrer Nothwendigkeit zu, weil ſie nur negative Beſtimmungen enthalten. Aber auch außerdem laſſen ſich zwar nicht für Handlungen, aber doch für Geſinnungen allgemeine Regeln der Sittlichkeit aufſtellen, obgleich ſie für das äußere Handeln nicht mit der abſoluten Nothwendigkeit auftreten, wie die Rechtspflichten, ſondern nur als Ideale unter den Ideen der Schönheit der Seele aufgeſtellt werden können. Doch dieſer blinde Eifer Jacobi's gegen alle wiſſenſchaftliche Moral iſt nicht allein aus Mangel an Kenntniß der Grenzen zwiſchen Begriff und Schönheit in der Moral entſtanden, ſondern auch aus einer Verwechſelung der Wiſſenſchaft mit dem Leben. Weil Tugend im Leben, wenn ſie ganz aus Moral geſchaffen und nach ihr gebildet würde, leblos und unnatürlich ſeyn würde, ſo hält er „feſte Grundſätze für unwandelbare Tugend, für eben ſo thöricht, als ſich zu verlieben aus Grundſätzen" („Allwill", S. 232). „Wie dumpfen Sinnes", ruft er daher aus (daſ., S. 84 fg.), „wie erſtorben muß der ſeyn, der ſeine Neigungen ſich aus lauter Moral bildet, der mit lauter Moral ſie nach Gefallen unterdrücken kann! Zehnmal beſſer iſt mir da der gutherzige Wildfang, der noch Leben im Buſen nährt, und Liebe." Wahr iſt es, daß die Tugend im Leben nicht immer der Regeln, Geſetze und Begriffe bedarf, ſondern daß es bei dieſer mehr auf Bildung des ſittlichen Gefühls ankommt, darum ſind dieſe aber nicht überflüſſig für die Wiſſenſchaft. Tugend ſoll nicht erſt aus Moral geſchaffen werden, ſondern entſpringt unmittelbar im menſchlichen Gemüth. Moral iſt

Digitized by Google

nur Wiederholung dieses Unmittelbaren, Reflexion, klares Bewußtwerden des Unbewußten; ihr Ziel also muß immer mögliche Klarheit und Bestimmtheit seyn, ohne daß deswegen das Leben ganz nach ihren Regeln und Begriffen abgemessen und gemodelt werden sollte.

Das wissenschaftlich Ungenügende dieses einseitigen moralischen Materialismus und einer bloßen Gefühlsmoral ist hiermit wohl deutlich genug gezeigt. Aber er genügt eben so wenig in seinem Verhältniß zum Leben. Das Wesentliche und Nothwendige in der Sittlichkeit, die Idee derselben selbst ist dabei ganz übersehen und nur die Erscheinung derselben aufgefaßt. Nur die Idee des Sittlichen selbst aber, mit dem Verstande in negativen Verstandesbegriffen ausgesprochen, enthält nothwendige Bestimmungen dessen, was der Ehre und Gerechtigkeit oder der eigenen und der fremden Würde entgegen sey, nur aus ihr also geht die strenge Pflicht, das unbedingte Sollen hervor. Was über dieses hinaus der sittliche Trieb für Schönheit und Vollkommenheit des Menschenlebens fordert, hat keine strenge Nothwendigkeit und keine klare Bestimmtheit. Die wahre Heiligkeit und Erhabenheit der Sittlichkeit liegt also vorzüglich in diesem erstern Theile derselben, während der andere mehr der Erhöhung und Verschönerung jenes innern Kerns des Lebens dient. Die Moral Jacobi's, wenn sie die Sittlichkeit nur von Seiten ihrer Schönheit, als Geschmackssache behandelt, entbehrt dieses innern festen Hauptpuncts für das sittliche Leben, der unseren Herzen die Idee des unbedingten Gehorsams einflößt und dem sittlichen Streben Ernst und Festigkeit gibt, wenn das bloße sittliche Gefühl verwirrt, umhüllt oder erkaltet ist. Mit diesen nothwendigen Bestimmungen der Sittlichkeit ist allerdings die letzte Stütze des Formalismus gestürzt und die Herrschaft der Begriffe gänzlich vernichtet, und Freiheit der Moral war die Folge davon. So war die jacobische Sittenlehre in vieler Hinsicht auf einen höhern Standpunct gestellt als die kantische: denn während diese mit dem strengen Begriff nur die gewöhnlichsten Lebensverhältnisse umfassen und daher nur eine niedrige, spießbürgerliche Tugend aufstellen konnte, umfaßte die jacobische Moral die erhabene und außerordentliche Heldentugend eben so gut als die zarten Verhältnisse der Liebe und Freundschaft. Aber man muß auch hier sogleich den Tadel hinzufügen, daß er mit zu großer Vorliebe auf Kosten der obgleich gewöhnlichen, doch keineswegs geringen und zu verachtenden Pflichten, das Gesetzlose und Außergewöhnliche begünstigt. So erhebt er die Heldentugend weit über eine bloße moralische Tugend in „Woldemar", Th. 1, S. 87: „Die Heldentugend ist etwas Größeres und Erhabenes als die gewöhnliche,

Digitized by Google

moralische Tugend. Die moralische Tugend unterscheidet den Menschen von den Thieren, aber auch von den Göttern, die Heldentugend macht ihn den Göttern ähnlich." Gefährlich und sehr zweideutig ist hier die Unterscheidung der Heldentugend von einer bloßen moralischen Tugend, weil sie vorauszusetzen scheint, daß Heldentugend über aller Moral stehe und nicht auch zugleich moralische Tugend seyn müsse (vergl. oben S. 118 fg.). — Aber eben diese Scheu vor aller Bestimmtheit und Klarheit der Begriffe, welche diese Freiheit der jacobischen Moral hervorbrachte, erzeugte auch eine Unbestimmtheit und Dunkelheit, welche dem wissenschaftlichen Werth derselben großen Abbruch thut. Das Unendliche auch als Unendliches im Gefühl unmittelbar aufzufassen, das war sein Streben, und daher sein Haß gegen alle Bestimmtheit, welche in das Endliche herabzieht. Ein unklares Schweben in Gefühlen, ein dunkles Andeuten höherer Ideen, ein Spiel mit Bildern der Phantasie, ohne festes entscheidendes Auftreten ist Charakter der jacobischen Philosophie überhaupt, und äußert sich auch in der Moral höchst nachtheilig als eine dunkle Gefühlsschwärmerei, wie sie vorzüglich in den Romanen „Woldemar" und „Allwill" für Liebe und Freundschaft sich in gänzlich unverständlichen Reden ausspricht. Wie nahe aber der Dunkelheit der Mysticismus stehe, ist leicht einzusehen, und vor dieser Gefahr deswegen bei der jacobischen Moral vorzüglich zu warnen. Eine vortheilhafte Seite der jacobischen Moral, vorzüglich im Vergleich mit der kantischen, ist hingegen die Lehre von der sittlichen Triebfeder. Die psychologische Schwierigkeit eines Mangels an einer Triebfeder, welche hier den kantischen Formalismus drückt, ist hier leicht gehoben durch den Materialismus, der auf ein unmittelbares Gefühl oder Trieb gebaut ist. Die Sittlichkeit ist bei Jacobi nicht als Maß betrachtet, sondern als Kraft, in der menschlichen Natur nachgewiesen, und so konnte es keine Schwierigkeit haben, die Möglichkeit und den Grund ihrer Wirksamkeit zu erklären. Das Wesen der Sittlichkeit ist Trieb; dieser ist dann auch Triebfeder. Die Reinheit der Sittlichkeit, welche Kant vorzüglich zu seiner Theorie bewog, wird dadurch keineswegs gefährdet. Das was Kant als das nothwendige Erforderniß einer reinen sittlichen Triebfeder verlangt, ist, daß sie nicht außerhalb der Sittlichkeit selbst sey. Da bei Kant das Wesen des Sittlichen in dem Gesetz war, so mußte nun auch in diesem Gesetz selbst die Triebfeder gesucht werden, was unmöglich war. Jacobi dagegen setzte die Sittlichkeit in den Trieb selbst, und so war also in dem Wesen der Sittlichkeit zugleich die Triebfeder derselben gegeben: Sittlichkeit wirkt also durch sich selbst, sie bedarf keiner Kraft von außen, ihre Selbständigkeit ist also bewahrt, und

Digitized by Google

damit auch ihre Reinheit. Eben dadurch ist aber auch die Sittlichkeit dem Leben wiedergegeben, dem sie bei Kant, als bloße Verstandesabstraction, entrissen war. Jacobi läßt die Sittlichkeit aus der Natur und dem Wesen des Menschen hervorgehen, denn es ist das innerste, eigentlichste Wesen des Menschen, es ist Menschheit selbst, die sich im sittlichen Trieb, dem „Grundtrieb des Menschen, oder dem Menschheitstrieb", als Sittlichkeit äußert. Sittlichkeit ist also eben so nothwendig im Menschen, als sein Daseyn selbst, denn der Mensch ist nur wirklich, insofern er sittlich ist. Vgl. „Woldemar", Th. 1, S. 87. „Menschliche Tugend kömmt nur aus ihrem Triebe, läßt sich überhaupt auf keine andere Weise erkennen, als wir unser Daseyn erkennen ꝛc." Das., S. 134 u. 142. Eine Sittlichkeit, die so aus dem innersten Wesen des menschlichen Gemüths hervorging, mußte nothwendig auch voll Leben und Wärme seyn, in der Liebe und Begeisterung eine Stelle finden konnten. Nach dieser Ansicht kann das was der menschlichen Natur gemäß ist, auch der Sittlichkeit nicht zuwider seyn. Die Tugend fordert nicht Unterdrückung der menschlichen Natur, Vernichtung der natürlichen Triebe und Neigungen, sondern nur Beherrschung derselben durch den höhern sittlichen Trieb, und Leitung durch den verständigen Willen. Hierher gehört der Streit der Moralisten über das Verhältniß der Leidenschaften zu der Sittlichkeit, in welchem die formalen Rigoristen sie ganz verwerfen und unterdrücken, die Freiern und Materialisten dagegen sie, wenn sie der Selbstbeherrschung unterworfen blieben, als eine reiche Quelle der schönsten Tugenden und kräftigsten Thaten betrachten. Zu den letztern gehört auch Jacobi, wenn er sagt, „Woldemar", Th. 1, S. 87: „Wo kein Trieb ist, ist keine Tugend, weder gute noch böse Handlung, lauter Thierheit, und dies ist schlimmer als Laster. Ferner im „Allwill", wenn er (S. 232) „fortdauernde Gemüthsruhe" und das Seelen-Gleichgewicht eines stoischen Weisen nur für Ermattung und Einschläferung der frischen Jugendkraft hält, das keineswegs als größtes Glück zu betrachten sey, wenn er dagegen „starke Gefühle, lebhafte Bewegungen, Leidenschaften" für das Bedürfniß einer gesunden Seele erklärt. — Neben der Reinheit dieser sittlichen Triebfedern, welche sie mit der des Formalismus gemein hat, gewinnt diese noch sehr an Kraft und Umfang. Denn über die reine Achtung, welche blos auf die nothwendigen Pflichten der persönlichen Würde beschränkt ist, hat der Materialismus auch die reine Liebe als sittliche Triebfeder, und durch diese erst erhält die Sittlichkeit Leben und Schönheit, durch diese erst tritt sie vollkommen in die Erscheinung. Achtung nämlich ist reine Anerkennung der Idee an sich, Liebe der Idee in der Erscheinung. Die Achtung können wir da-

Digitized by Google

her dem reinen Vernunftglauben vergleichen, die Liebe der Ahnung. So wie nun aber der reine Vernunftglaube die Idee nur negativ auffaßt, alle poſitive Auffaſſung der Ideen aber der Ahnung gehört, welche in der Natur die Idee als Erſcheinung fühlt, ſo ſteht auch der reine ſittliche Trieb oder die Achtung nur in negativem Verhältniß zur Idee der Sittlichkeit, indem ſie in nothwendigen Pflichten nur abweiſt, was dieſer Idee, nämlich der perſönlichen Würde, ſey es in mir oder in den Nebenmenſchen, zuwider iſt. Die Liebe dagegen geht auf die Erſcheinung der Idee, und ſtrebt daher ſittliche Schönheit, d. h. harmoniſche Erſcheinung der Idee in dem Mannichfaltigen und Vollkommenheit im Leben zu realiſiren. Achtung als einzige Triebfeder der Sittlichkeit wird alſo nicht allein nicht das ganze Gebiet der Sittlichkeit umfaſſen, denn ſie begreift nur die ſtrengen Pflichten der Ehre und Gerechtigkeit, ſondern ſie wird auch die Sittlichkeit ſtarr und leblos laſſen, 1) weil ſie durch ihre bloßen Verbote die Menſchen mehr von einander entfernen und abſtoßen als anziehen wird. Das ſittliche Bindemittel der Menſchen iſt Liebe. Durch ſie erhält unſer ſittliches Streben eine poſitive Richtung auf die zeitliche Erſcheinung der Menſchen und des Menſchenlebens, und die Sittlichkeit wird ſo eine ſchaffende und hervorbringende, ſtatt daß ſie vorher nur eine ſchützende und vermeidende war. Dem ſtarren und todten Gebot der reinen Achtung gibt die Liebe den lebendigen Geiſt und das innere Leben. Aber beide, ſowohl Achtung als Liebe müſſen Triebfedern der Sittlichkeit ſeyn. Jacobi aber iſt auch hier wieder einſeitig. Die Achtung beſtimmt die ſtrenge Form der Sittlichkeit, die Liebe beſtimmt nur die Materie ohne beſtimmte Form. Der einſeitige Materialismus Jacobi's läßt alſo als einzige ſittliche Triebfeder die Liebe ſtehen und verſchmäht die Achtung. Er faßt immer die Idee nicht an ſich, ſondern in der Erſcheinung auf, daher auch hier. Die Moral iſt ihm immer nur ſubjectiv, nur Gefühlsſache, daher folgt er auch allein der Liebe, ohne die Beſtimmtheit und die Grenze, welche die Achtung vorſchreibt. Der oben erwähnte Fehler Jacobi's, daß er das Gebot der ſtrengen Pflicht ganz übergangen hat, iſt hier in der Weglaſſung der Achtung als ſittlicher Triebfeder wiederholt. Wo das unbedingte Gebot der Achtung fehlt und alles nur der Willkür der Liebe überlaſſen iſt, da fehlt der tiefere Ernſt und die ſtrenge Gewiſſenhaftigkeit der Sittlichkeit, die keine Ausnahmen von der Pflicht anerkennt und unerſchütterlich ſtandhaft ihren Weg geht; und eine Weichlichkeit und Schwäche bemächtigt ſich leicht der Moral, die jeder Neigung und Empfindung ſich paſſiv hingibt, ohne kräftige That und geſunden Sinn, und die endlich in völlige Ermattung endigt. Und dies iſt auch der Fehler, an dem die jacobiſche

Digitized by Google

Moral am meisten kränkelt. Passive Subjectivität ist Charakter der jacobischen Moral. Die Sittlichkeit mit blos passivem Gefühl aufgefaßt, wird schwächliche Empfindelei, die nur genießen will, ohne zu arbeiten, Seelenschwelgerei, die sich als reinste Göttlichkeit, geistiger Müßiggang, der sich als Streben nach dem Unendlichen, Gesetzlosigkeit, die sich als Genialität angesehen wissen will, (s. Schelling, „Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen", Tübingen, 1812, S. 210). Stark, aber wahr ist die Charakteristik, welche Hegel (Abh. in Schelling's und Hegel's „Zeitschr. f. Philosophie", Bd. 2: „Glauben und Wissen, oder die Reflexionsphilosophie der Subjectivität von Kant, Jacobi und Fichte", S. 129) von der jacobischen Moral entwirft: „Der Grundton der Gestalten, in denen Jacobi seine Ideen der sittlichen Schönheit klar machen wollte, ist der Mangel an Objectivität, diese an sich selbst festhängende Subjectivität, die beständige, nicht Besonnenheit, sondern Reflexion auf die Persönlichkeit, diese ewig auf das Subject zurückgehende Betrachtung, welche an die Stelle sittlicher Freiheit höchste Peinlichkeit, sehnsüchtigen Empirismus und sittliche Siechheit setzt. — Wir sehen an den Helden Allwill und Woldemar die Qual der ewigen Beschauung ihrer selbst nicht einmal in einer That, sondern in der noch größern Langeweile und Kraftlosigkeit des leeren Seyns, und die Unzucht mit sich selbst, als den Grund der Katastrophe ihrer unromanhaften Begebenheiten dargestellt ꝛc." Es wird nun leicht, auf das Verhältniß der Moral Jacobi's zur Glückseligkeit und zur Religion zu schließen; hiervon also nur noch ganz kurz. In Bezug auf die Glückseligkeit ist die Aufgabe, einestheils die Sittlichkeit von der empirischen Glückseligkeit auf das strengste zu scheiden, anderntheils die ideale Glückseligkeit mit der Tugend zu vereinigen. Jacobi löst diese Aufgabe dadurch ziemlich glücklich, daß die Sittlichkeit bei ihm eine ideale Materie hat. Ihr ideales Seyn unterscheidet sie wesentlich von der empirischen Glückseligkeit, und zugleich ist in der idealen Materie des Sittlichen eine ideale Glückseligkeit gegeben, die von der Tugend unzertrennlich ist. Beide, sowohl Tugend als Glückseligkeit sind auf ein Gefühl und Trieb gegründet, und je nachdem der Mensch freiwillig dem einen oder dem andern die Oberherrschaft in sich einräumt, erkennt er entweder die Tugend oder das Glück als das Höchste an. („Woldemar", Th. 2, S. 112, „Göttliche Dinge", S. 90). Damit ist also der Unterschied und das Unvereinbare der Sittlichkeit und der sinnlichen Glückseligkeit ausgesprochen. Aber Glückseligkeit und Sittlichkeit vereinigen sich auch wieder in dem höhern geistigen Triebe, dessen Befriedigung zugleich die Tugend, insofern man ihn als Thätigkeit betrachtet, und die höchste Glückseligkeit die Seligkeit ist, als Seyn betrach-

Digitized by Google

tet. Schön ſpricht dieſe Anſicht folgende Stelle aus, „Woldemar", Th. 2, S. 136: „Die Befriedigung jedes Triebes hat auch Wohlgefühl zur Folge. Die Liebe des Angenehmen erſcheint daher, wenn Tugendübung ſie gereinigt, als Trieb zum Guten ſelbſt. Denn keiner iſt z. B. gerecht, dem Gerechtigkeit nicht angenehm iſt. Wer Gefahren beſteht, und mit Vergnügen, der iſt tapfer; wer ungern, der iſt feig. Denn das iſt der Gegenſtand und die Vollkommenheit der Tugend, daß ſie eine den natürlichen Neigungen ähnliche Fertigkeit hervorbringe. — Das Vergnügen einer guten Handlung iſt ſelbſt gut, das Vergnügen einer tadelnswerthen ſelbſt tadelnswerth; und ſo unzertrennlich und unmittelbar mit einander verknüpft ſind Kraftäußerung und Wohlgefühl, daß man die Thätigkeit von ihrem Wohlgefühl nur zweifelhaft unterſcheiden kann. So könnte man von der Tugend ſagen, daß ſie die höchſte Wolluſt, von dieſer höchſten Wolluſt, daß ſie Tugend, Vollkommenheit — die Seligkeit der Götter ſey." Die Religion erhält ebenfalls ihre richtige Stellung gegen die Moral, wenn ſie mit der Sittlichkeit gleich unmittelbar aus dem menſchlichen Gemüth, aus dem menſchlichen Trieb oder Inſtinct hervorgeht, ſich als das Göttliche im Menſchen geltend macht („Von den göttlichen Dingen", S. 90) und ſich nur durch die Reflexion in der Wiſſenſchaft ſcheidet. Beide ſind daher gleich ſelbſtändig, denn ſie gehen gleich unmittelbar aus dem menſchlichen Geiſt hervor, keine hängt von der andern ab, und doch ſind ſie für das Leben durch die gemeinſchaftliche Quelle unzertrennlich verbunden. Bei Jacobi iſt nur darauf aufmerkſam zu machen, daß die einſeitige ſubjective Richtung ſeiner Denkungsart Religion und Moral in der Wiſſenſchaft nicht ſtreng genug zu trennen ſcheint, daß er z. B. Beweggründe für die Moral aus der Religion entnimmt, daß das vorherrſchende Gefühl auch der Moral eine reiche, religiöſe Stimmung mittheilt, und daß dies der Moral höchſt gefährlich iſt und Schwärmerei und Myſticismus zu erzeugen droht.

6. Jacobi's Nachfolger.

Betrachten wir Kant und Jacobi als die beiden entgegengeſetzten Pole in der Moralphiloſophie, um die ſich alle andere Beſtrebungen drehen, ſo wird es nicht unzweckmäßig ſeyn, in einer Parallele die charakteriſtiſchen Gegenſätze beider Syſteme gegenüber zu ſtellen. Kant faßte die Wiſſenſchaft mehr mit dem Verſtande und darum von ihrer objectiven Seite, mittelbar im Begriff auf, Jacobi dagegen mit dem Gefühl ſubjectiv und unmittelbar. Hieraus entſtand bei Kant Klarheit, aber auch Starrheit und Kälte, bei Jacobi Leben und Wärme neben Dunkelheit. Für die Mo-

Digitized by Google

ral war das kantiſche Princip ganz formal, das jacobiſche ganz material. Kant ſuchte das Weſentliche des Sittlichen in dem Maße, Jacobi in der Kraft. Kant faßte alſo das Sittliche mittelbar als Begriff, Jacobi unmittelbar als Gefühl. Bei Kant erſcheint das Sittliche mehr als Aeußeres, bei Jacobi mehr als Inneres. Kant ſprach es aus als Geſetz, Jacobi als Ideal oder Bild. Kant ordnete alles dem Geſetz, Jacobi der Schönheit unter. Die Sittenlehre war bei Kant eigentlich blos Pflichtenlehre, bei Jacobi Tugendlehre. Die kantiſche Moral zeichnet ſich aus durch Beſtimmtheit und Strenge, die jacobiſche durch Freiheit, bis zur Willkür, und durch Laxität. Sittliche Triebfeder iſt bei Kant blos Achtung, bei Jacobi blos Liebe, und darum erſcheint das Sittliche bei Kant mehr als erhaben, bei Jacobi als ſchön. Dieſe Verſchiedenheit zwiſchen Kant und Jacobi in Anſichten und Lehrart hatte auch dem gemäß einen verſchiedenen Einfluß auf die Schulen, welche daraus hervorgingen. Der ſtarre Formalismus Kant's hatte natürlich die Folge, daß die Kantianer, feſtgebannt in beſtimmte Grenzen eines kahlen Gerüſtes von Begriffen, eine ſtrenge Schule bildeten, die wenig Eigenthümliches darbot. Jacobi dagegen hatte kein Syſtem aufgeſtellt, er hatte nur im Allgemeinen das Leben und Denken angeregt, und deswegen ging aus ihm keine ſo beſtimmte Schule, im Sinne der kantiſchen hervor, ſeine Anhänger waren freier und eigenthümlicher. Dieſes ſtarre Formelwerk der kantiſchen Schule machte nun freilich auch ein geiſtloſes Nachbeten hier leichter, wogegen die Formloſigkeit der jacobiſchen Lehre den Verirrungen des Gefühls und der Phantaſie zur Schwärmerei, Empfindelei und Myſticismus leichter offen ſtand. Die jacobiſche Philoſophie hat daher viele Freunde gehabt, aber nur wenige eigentliche Schüler. Unter den letztern ſind in Rückſicht auf die Moralphiloſophie vorzüglich drei zu nennen, Jac. Salat, Kaj. Weiller und Frdr. Köppen. Der einzige unter den Schülern Jacobi's, der die Moralphiloſophie vollſtändig ſyſtematiſch bearbeitet hat, iſt Salat („Moralphiloſophie", 1ſte Aufl., Landshut, 1810, 3te Aufl., München, 1821). Weiller hat nur einzelne Theile davon in beſondern Schriftchen wiſſenſchaftlich unterſucht und dargeſtellt („Tugend die höchſte Kunſt", München, 1816; Die Ethik als Dynamik, in deſſen „Kleinen Schriften", 1822, Th. 2); von Köppen aber haben wir gar keine beſondere Schrift über Moralphiloſophie, aber ſeine ſehr intereſſanten Anſichten darüber finden ſich an mehrern Orten ſeiner Schriften gelegentlich ausgeſprochen. Vorzüglich in der „Vom Weſen der Philoſophie", Nürnberg, 1820, und „Vertraute Briefe", 9ter Brief, S. 298. Die beiden erſtern ſind, auch aus Veranlaſſung ihrer äußeren Verhältniſſe, häufig verglichen worden, und ihre Parallele

Digitized by Google

in Bezug auf die Moralphiloſophie iſt in einem eigenen Schriftchen durchgeführt worden: „K. Weiller's und J. Salat's Lehren von der Tugend, ein denkwürdige Einheit und Verſchiedenheit", Ulm, 1817, deſſen ungenannter Verfaſſer, nach Denk- und Schreibart zu urtheilen, ohne allen Zweifel Salat ſelbſt iſt, woraus ſich dann der parteiliche Vorzug, der den Salat'ſchen Lehren vor den Weiller'ſchen gegeben wird, erklären läßt. Am ſtrengſten ſchloß ſich an ſeinen Lehrer Jacobi nicht allein in der Sache, ſondern auch in der Behandlungs- und Darſtellungsart Weiller an, Salat entfernte ſich mehr von ihm. Weiller faßte zu einſeitig die materialiſtiſche Seite der Moral auf, Salat ſuchte den Materialismus mehr mit dem Formalismus zu vereinigen. Daher verſchmähte Weiller eine ſyſtematiſche wiſſenſchaftliche Behandlung der Moral und ſuchte mehr auf jacobiſche Weiſe für die Tugend zu begeiſtern, als über ſie zu belehren, und behandelte daher die Moral lieber äſthetiſch als Geſchmacks- und Kunſtſache, denn als Wiſſenſchaft (vgl. „Tugend die höchſte Kunſt"). Salat hat dagegen allerdings den Willen, der Moral eine ſtrenge wiſſenſchaftliche Form zu geben, indem er es ſich zur Aufgabe ſetzt, die im mittelbaren Gefühl urſprünglich gegebene Materie des Sittlichen in die Form der Begriffe einzukleiden, und ausdrücklich die wiſſenſchaftliche Moral von der Lebensmoral unterſcheidet, welche erſtere durchaus nicht den Zweck haben dürfe, Tugend zu erwecken und dafür zu begeiſtern, ſondern nur als eine ebenfalls theoretiſche (nicht praktiſche) Philoſophie, rein das Wiſſen um die Tugend beabſichtigen müſſe. Bei dieſem richtigen Standpunct würde Salat viel Gutes für die Moralphiloſophie haben leiſten können, wenn nicht ſein Mangel an philoſophiſchem Talent eine Seichtigkeit und Verwirrung in ſeine Moralphiloſophie gebracht hätte, die ſie faſt gänzlich unbrauchbar macht. In dem Sinn des moraliſchen Materialismus war es auch, wenn Weiller die Ethik als Dynamik (ſ. oben) behandelte. Es ſollte dieſer Ausdruck nicht etwa einen naturaliſtiſchen Sinn haben, ſondern das Dynamiſche ſteht nur dem Formellen entgegen, oder das Sittliche iſt nicht als Maß, ſondern als Kraft betrachtet. Der würdigſte und bedeutendſte unter Jacobi's Schülern, der auch deswegen eine genauere und ausführlichere Betrachtung in Beziehung auf die Ethik verdient, iſt Friedr. Köppen. Zwar baut Köppen ganz auf die Lehre ſeines Meiſters, aber er hat das Verdienſt, dieſe unter allen Schülern Jacobi's am tiefſten und geiſtreichſten aufgefaßt und in der Ausführung von manchen Dunkelheiten, Widerſprüchen und Fehlern gereinigt zu haben. Freilich entging er dadurch denjenigen Fehlern der jacobiſchen Philoſophie nicht, die in dem Weſen und Charakter derſelben liegen. So fängt er ſeine Philoſophie ebenfalls

Digitized by Google

von den höchſten, ſchwerſten Begriffen an, ohne irgend eine kritiſche, anthropologiſche Begründung vorauszuſchicken. „Die Philoſophie", ſagt er („Weſen der Philoſ.", S. 25), „welche nach dem Grund und Weſen der Dinge und des Wiſſens forſcht, muß ihre Unterſuchungen mit der Freiheit beginnen." Unter Freiheit aber verſteht er eine durch ſich ſelbſt beſtimmte, durch ſich ſelbſt anfangende, von Verhältniſſen unabhängige Wirkſamkeit. Als ſolche iſt ſie erſte Urſache, Grund alles Daſeyns, eigenthümliches Weſen, ſie iſt das Unbedingte, Abſolute, von dem in aller Philoſophie die Rede iſt. Sie iſt nicht allein, wie Kant will, ratio essendi des moraliſchen Geſetzes, dieſes Geſetz aber ratio cognoscendi der Freiheit, ſondern principium essendi et cognoscendi aller Dinge. Ohne Freiheit gibt es kein Weſen, keine Selbſtändigkeit, kein Handeln, keine Erkenntniß. Sie hat weder eine bloße praktiſche Bedeutung, wie bei Kant, noch eine blos theoretiſche, als erſte Cauſalität, ſondern in ihr durchdringen ſich Theorie und Praxis, indem das unbedingt ſich ſelbſt Beſtimmende ein Erkennendes und Handelndes ſeyn muß. Wir ſehen alſo hier Köppen dieſelbe dogmatiſche Methode befolgen, die ſein Lehrer Jacobi einſchlug, indem er, ſtatt von dem Einzelnen und Beſondern zu dem Allgemeinen fortzuſchreiten, gleich von dem Allgemeinſten und Höchſten anfängt, und ſtatt ſeinem Syſtem erſt einen feſten Grund in der Wirklichkeit zu legen, daſſelbe von oben herab in die Luft baut. Denn hier ſieht niemand und kann niemand verſtehen, wie er auf einen Begriff der Freiheit und des Abſoluten kommen könne, da noch gar nicht von einem Nothwendigen und Bedingten die Rede geweſen iſt, aus deſſen Negation allein die Idee des Abſoluten entſtehen kann. Für ſich, ohne dies Verhältniß zu dem Endlichen und Bedingten, iſt das Abſolute nichts, denn es hat für menſchliche Erkenntniß gar keinen poſitiven Gehalt, ſondern nur einen negativen in Bezug auf das Bedingte. Dieſer Unbegreiflichkeit der Idee der Freiheit iſt ſich Köppen ſelbſt wohl bewußt, ohne deswegen aber den gänzlichen Mangel einer Begründung ſeiner Philoſophie einzuſehen; oder vielmehr, wenn er dieſen auch einſieht, ſo hält er dies nicht ſowohl für einen Fehler ſeiner Philoſophie, als vielmehr für eine nothwendige Unvollkommenheit aller menſchlichen Erkenntniß überhaupt. Köppen ſagt daher ſelbſt (S. 30): „Die Freiheit iſt ſchlechthin unbegreiflich, weil jegliches Begreifen in Verhältniſſen ſeinen Anfang nimmt, und das Unbedingte außer allen Verhältniſſen iſt. Aus demſelben Grunde iſt auch das Weſen der Freiheit unbeweisbar, weil alles Beweiſen gewiſſe Verhältniſſe vorausſetzt, aus denen bewieſen wird. Wir können nicht einmal die Möglichkeit der Freiheit darthun, aus demſelben Grunde. Nichts deſto

Digitized by Google

weniger gibt es eine unmittelbare Gewißheit und Ueberzeugung von der Freiheit in jeglichem Erkennen und Handeln, welcher alle Beweiſe nichts anhaben können, und die, über aller Demonſtration, nur auf Thatſachen beruht. Freiheit iſt unmittelbare Thatſache des Erkennens und Handelns." — So wahr aber auch die Anſicht von einer unmittelbaren Thatſache der Vernunft als letztem Grund alles Erkennens iſt, ſo iſt es hier doch durchaus noch nicht an der Zeit ſie auszuſprechen, ehe ſie durch Anthropologie und Kritik in der Vernunft als ſolche nachgewieſen iſt. Denn der Fehler, von dem wir reden, liegt nicht in der Sache ſelbſt, ſondern in der Methode, nicht in der Materie, ſondern in der Form ſeiner Lehre. Wenn daher Köppen (S. 31) hinzufügt: „Der Einwurf bleibt ſtehen, daß wir die Freiheit als das Erſte und Unbedingte anerkennend, die *Möglichkeit* alles Begreifens und Beweiſens auf einen *unmöglichen* Begriff (den der Freiheit) gründen", ſo ſpricht er damit ſelbſt den gegründeten Vorwurf gegen ſich aus, und er beſeitigt ihn keineswegs durch den Zuſatz: „Wie dieſes aber im Weſen alles Erkennens und Handelns liege, und welche Antinomie ſich daraus für die philoſophiſche Wiſſenſchaft ergebe, wird ſich erſt in der Folge vollſtändig zeigen laſſen"; denn eben dies iſt es was wir tadeln, daß er nicht vorher dieſes Weſen des Erkennens und Handelns aus der Vernunft deducirt und dann erſt das Reſultat deſſelben daraus abgeleitet hat. Es iſt mit einem Worte der Mangel einer Vernunftkritik, den wir an Köppen tadeln müſſen, der durch alle Umgehungen, durch unmittelbares Gefühl, Vernunft, unmittelbare Thatſache oder wie man dasjenige ſonſt ausdrücken will, wodurch man eine Kritik als überflüſſig darzuſtellen ſucht, doch nicht erſetzt werden kann, da alles dieſes nur als Reſultat einer Vernunftkritik geltend gemacht werden kann, ohne dieſe jeglicher Schwärmerei Thür und Thor geöffnet wird. Inſofern alſo durch die Idee der Freiheit auch die Möglichkeit einer Moral begründet ſeyn ſoll, müſſen wir dieſe als unbegründet bezeichnen. Betrachten wir nun aber näher dieſe Idee der Freiheit, wie ſie Köppen aufſtellt, ihrem Inhalt nach, ſo können wir dieſe als die wahre, moraliſche Freiheit eben ſo wenig anerkennen, als diejenigen, welche Jacobi aufſtellte, weil auch Köppen ſie nicht rein im idealen Sinne auffaßt. Denn die Freiheit wird bei Köppen immer als eine *Wirkſamkeit* bezeichnet (S. 25), die doch Gegenſtände außer ſich anerkennen muß, auf die ſie wirkt; ſie wird *Urſache* der Dinge genannt (ebend.), ſie wird alſo in das endliche Verhältniß der Cauſalität herabgezogen, ja ſie greift ſogar als *Kraft* in die *Verhältniſſe einer Außenwelt ein*, und wird dadurch die Urſache aller Bewegung (S. 69); ſie gibt alſo ihr negatives Verhältniß gegen die

Digitized by Google

Außenwelt, das ſie als Idee nothwendig immer feſthalten muß, auf, und tritt poſitiv als wirkend in die Verhältniſſe ein. Eine in der Natur wirkende Kraft aber iſt ſelbſt eine Naturkraft, und kann durchaus als Grundlage der Sittlichkeit, die unbedingte Anſprüche auf abſolute Unabhängigkeit von der Natur macht, nicht gebraucht werden. Die Begriffe von metaphyſiſcher Freiheit und pſychologiſcher Freiheit oder von Freiheit in der Idee und in der Erſcheinung ſind alſo auch bei Köppen verwechſelt oder doch mit einander vermiſcht. Zu der Möglichkeit der Sittlichkeit für den Menſchen gehört aber nicht allein Freiheit, ſondern auf der andern Seite auch Perſönlichkeit und Individualität des Menſchen, oder eine ſinnliche Natur des Menſchen. Perſönlichkeit iſt nach Köppen diejenige Selbſtändigkeit, mit welcher eine freie Wirkſamkeit Verhältniſſe hervorbringt und in Verhältniſſe eingreift, und in dieſem Sinn iſt auch Gott, inſofern er Schöpfer und Regierer iſt, Perſon. Menſchliche Perſönlichkeit aber beruht auf Individualität. Göttliche Freiheit nämlich, als vollkommen unbedingte Wirkſamkeit, welche überall Geſetze gibt und keines empfängt, iſt zu unterſcheiden von menſchlicher Freiheit, welche an Verhältniſſe einer außer ihr befindlichen Welt gebunden iſt. Das Verhältniß zwiſchen innerer und äußerer Welt iſt das Weſen der menſchlichen Individualität und kann durch keine Theorie oder Praxis vermittelt werden, ſondern iſt ein Urſprüngliches mit der Schöpfung gewordenes. Das Daſeyn einer äußern Welt und ihrer Verhältniſſe wird eben ſo unmittelbar erkannt, durch den Sinn, als das Daſeyn der Freiheit und Gottes, durch die Vernunft. Vernunft und Sinn ſind die beiden Grundvermögen der menſchlichen Individualität. Die Realität der Außenwelt läßt ſich demnach eben ſo wenig beweiſen, als die der Gottheit und Freiheit — beide ſind gleich unmittelbar in unſerer Erkenntniß. Alle Philoſophie muß alſo von Dualismus ausgehen, er iſt nothwendige Grenze der Erkenntniß für menſchliche Individualität, und was darüber hinausgeht, iſt Schwärmerei und Thorheit. Es liegt dieſer Anſicht Köppen's die auch für die Moral ſehr wichtige Idee von der Beſchränkung der menſchlichen Natur und des menſchlichen Wiſſens zu Grunde, woraus ſich dann die Erhebung des Glaubens über das Wiſſen ergibt, durch den wir das wahre Seyn von der Erſcheinung und die Freiheit von der Natur unterſcheiden, und demgemäß den Unterſchied zwiſchen theoretiſcher und praktiſcher Vernunft und zwiſchen Seyn und Sollen erhalten. Allein dieſe Folgerungen ergeben ſich keineswegs aus dem köppen'ſchen Dualismus. Denn hier iſt der Dualismus, der doch nur der Erſcheinung angehören ſollte, über den wir uns alſo eben im Glauben erheben müſſen, in das wahre Seyn der

Digitized by Google

Dinge gesetzt. Sinnenwelt und Geisteswelt sind nicht blos subjectiv nothwendig verschiedene Ansichten ein und desselben wahren Seyns für die beschränkte menschliche Erkenntniß, sondern sie sind wirklich ein verschiedenes Seyn. Vernunft und Sinn sind beide Grundvermögen des Menschen, in diesen sind beide Welten gleich unmittelbar gegeben, sie haben beide also gleiche Realität. Haben sie aber beide also gleiche Realität, so sieht man zuvörderst gar nicht, warum die eine vor der andern einen Vorzug haben, warum die Welt der Idee über die Sinnenwelt herrschen solle, und warum nicht mit gleichem Rechte die Sinnenwelt auf die Oberherrschaft über die Ideenwelt Ansprüche machen könne, da sie gleich unmittelbar mit jener unserer Natur angehört. Wenn aber Köppen die Welt der Idee aus einer gleichen Art von Wahrnehmung ableitet als die Sinnenwelt, so sieht man daraus ferner, daß er das Wesen der reinen Vernunfterkenntniß, als idealen Glaubens, in ihrem wesentlichen Unterschied von der Sinnenerkenntniß gar nicht aufgefaßt habe, und daß dasjenige, was er für reine Vernunfterkenntniß hält, nichts sey als Wahrnehmung durch inneren Sinn, und daher seine Geisteswelt nur die innere Welt der äußeren durch den äußeren Sinn wahrgenommenen Welt entgegensetzt. Denn Glaube ist keine Wahrnehmung, wie die der Sinne, sonst würden wir objectiv und positiv das wahre Seyn der Ideenwelt erkennen, da er immer nur subjectiv und negativ bleibt. Aber Köppen ist, so wie die jacobische Schule überhaupt, zum idealen Glauben gar nicht durchgedrungen, und hat daher den Unterschied zwischen Seyn und Erscheinung, auf dem alle richtige Speculation beruht, gar nicht aufgefaßt. Neben der unheilbaren Spaltung in zwei Hälften, also der gänzlichen Vernichtung der Philosophie überhaupt, hat dieser Dualismus im besondern für die Moral die Folge, daß sich aus ihm gar kein praktisches Moment ableiten läßt, eben weil der reine Glaube mit seinem idealen wahren Seyn der Dinge nicht in ihm liegt. Sinnenwelt und Ideenwelt stehen sich bei Köppen nur als zwei Welten mit wahrem Seyn entgegen, nicht aber als eine Welt der Erscheinung und des wahren Seyns. Nur aber nach diesem Verhältniß kann sich die Welt des wahren Seyns, auf die praktische Vernunft angewendet, in Bezug auf die der Erscheinung, als ein Sollen geltend machen; die nach jener Ansicht das gegenseitige Verhältniß derselben nur als ein Einwirken der einen auf die andere, also als ein Müssen erscheint. Ueberhaupt finden wir bei Köppen den Unterschied zwischen theoretischer Vernunft und praktischer Vernunft gar nicht genug hervorgehoben; daher auch der für die Begründung der Moral so unumgänglich nothwendige Unterschied zwischen Seyn und Sollen fast ganz ver-

Digitized by Google

schwindet, und das Sittliche, seinem Wesen ganz zuwider, immer mehr als ein Seyn, nicht als Sollen dargestellt wird. Alle diese Fehler in der Begründung der Moral sind schon oben bei Jacobi ausführlicher nachgewiesen worden, und werden von Köppen meistens wiederholt, so daß eine besondere Beurtheilung derselben nicht nöthig ist. Nach diesen Voraussetzungen wird sich wohl von selbst begreifen lassen, daß Köppen in der Ausführung der Moral auf der Seite des Materialismus stehen muß. Ohne das was sich gegen dies System sagen läßt, hier im Einzelnen zu wiederholen, da das Meiste schon oben bei Jacobi ausgesprochen worden ist, begnügen wir uns das Interessante aus der köppen'schen Darstellung kürzlich auszuheben. Ethik ist die Wissenschaft der Principien menschlicher freier Wirksamkeit. Die Idee des Guten ist für diese Wissenschaft leitend; alle menschliche Wirksamkeit aber geschieht in zeitlichen Verhältnissen, und in Bezug auf diese erscheint die Idee als Gesetz der Handlungen. Die Ethik wäre sonach eine Gesetzgebung für das zeitliche Leben. Eine Gesetzgebung für das zeitliche Leben aber läßt sich nur in Begriffen aufstellen. Nun aber entzieht sich das Wesen der Idee dem Begriff und seiner Erkenntniß, die Gesetzgebung ist also mangelhaft und die Ethik also eine unmögliche Wissenschaft. — Für die Construction der Ethik als Wissenschaft lassen sich drei Wege als möglich denken, der historische, mathematische und logische. Von diesem ist der historische als unphilosophisch an sich unbrauchbar für die Ethik. Der mathematische behandelt die Ethik als Güterlehre, und wäre einmal das höchste Gute für die Erkenntniß deutlich gemacht, so ließen sich dann aus diesem alle menschlichen Handlungen mit mathematischer Gewißheit ihrem Werth nach bestimmen. Aber mathematische Productionen sind von ethischen ganz verschieden. Jene geben vollkommen Einheit der Idee und des Products, bei diesem hingegen bleibt das Product immer hinter der Idee zurück. Das höchste ethische Gut ist deswegen durch keine Handlung und durch keine Summe von Handlungen construirbar, es kann demnach keine einzelne Handlung durch dasselbe mit wissenschaftlicher Nothwendigkeit erkannt werden. Einem Unendlichen läßt sich etwas Endliches nicht mit Nothwendigkeit unterordnen, weil kein Verhältniß zwischen beiden statt findet. (So ist bei Plato Gott als höchstes Gut gerade das Unfaßlichste für den Begriff, für die Construction der Ethik also ganz untauglich; ferner die Glückseligkeit Aristipps bleibt immer ein Vielfaches, das sich nicht in eine Einheit sammeln läßt. Spinoza aber vernichtet die menschliche Freiheit und damit die Nothwendigkeit einer ethischen Gesetzgebung überhaupt.) — Auf logischem Wege stellt man ein allgemeines Gebot an die Spitze

der Ethik, und so wird sie Pflichtenlehre. Diese stellt das Gebot absolut oben an, ohne ein anderes Ziel als sich selbst. Die Bestimmung des Guten geschieht logisch durch Unterordnung des Besondern in der Handlung unter das Allgemeine in dem Gesetz. Alles begreifliche Wissen ist eine Auslegung zwischen Anschauung und Idee. Der Begriff für sich hat also keine Position, und die Pflichtenlehre, welche ganz formal seyn will, muß also aller materialen Positionen entbehren. Sie kann sich nie weder zur Idee erheben noch zur bestimmten Individualität der Anschauung gelangen, denn ihr ganzes Wesen liegt in der Mitte zwischen beiden. Die Idee wird nach dem Formalismus aus dem Gesetz abgeleitet, also der Begriff über die Idee, das Abgeleitete über das Ursprüngliche gesetzt. Die Individualität der Anschauung aber geht verloren, weil die allgemeinen Gesetze auf die Wirklichkeit gar nicht passen, und also eine Menge Ausnahmen und Unrichtigkeiten enthalten müssen. Endlich läßt sich der Sieg der Idee des Guten über die ihr widerstrebenden Begierden nicht besser sichern als dadurch, daß die Ideen des Guten selbst zum Gegenstand der Begierden werden. Die Ethik muß also als Tugendlehre behandelt werden. Tugend aber ist Offenbarung der Idee des Guten im zeitlichen Leben. Diese Offenbarung muß aber immer individuell seyn. Die Individualität, welche in ihren Handlungen die Idee darstellt, ist der Charakter. In den sittlichen Handlungen ist die Idee des Guten und die Wirkung Eins, die der Verstand trennt, als Unterordnung des Besondern unter das Allgemeine; Begriff und Sache, Idee und That sind im Leben, im Gefühl Eins, im Verstand getrennt. Die Individualität läßt sich nicht in Begriffe fassen. Alle ethischen Systeme haben die Tendenz, den tugendhaften Charakter unter die Herrschaft des Begriffs zu bringen. Der Versuch kann aber nicht gelingen, weil dies der Natur aller menschlichen Erkenntniß in Begriffen widerspricht. Es gibt also kein geschlossenes System der Ethik. Positionen für die ethische Wissenschaft gibt es nur als Cardinaltugenden des Charakters. In ihnen offenbart sich die Idee des Guten in Beziehung zu gewissen Lebensverhältnissen. Diese Positionen werden durch die Lebensweise, Denkart, Erziehung der Völker und Menschen verschieden modificirt. Aus dem Herzen des Volkes oder Individuums geht seine Tugend wie seine Tugendlehre hervor, und trägt deswegen nicht überall gleiche Physiognomie. Die Idee des Guten ist ewig, ihre Darstellung im Leben ist zeitlich, und mit ihr die Anweisung und Vorschrift der ethischen Wissenschaft.

Dr. Heinrich Schmid.

Digitized by Google

II.

Ueber Deutschlands Nothstand, niedrige Getreidepreise, Prohibitivsysteme, Geldmangel u. s. w.

Die hier genannten Gegenstände sind von so allgemeinem und durchgreifendem Interesse, daß eine Menge Federn sich damit beschäftigt haben, um theils die Thatsachen selbst zu beschreiben, theils die Ursachen und Wirkungen davon aufzusuchen, theils Mittel ausfindig zu machen, um die Uebel, welche daraus entstanden sind, zu heben und die Ursachen derselben wegzuschaffen. Jeder, der über diese Erscheinungen nachdenkt, findet leicht etwas das sich ihm als Ursache davon darstellt, da die Wirkungen selbst wieder Ursachen sind, und daher eben kein großer Scharfsinn dazu gehört, einiges aufzufinden, was eine Art von Erklärung jener Erscheinungen zu enthalten scheint, und weshalb sich eine Menge Leute fähig und berufen fühlen, über dieselben als Schriftsteller aufzutreten. Die neueste Literatur ist daher sehr reich an Schriften über obige Gegenstände. Unterdessen findet sich wenig Befriedigendes darunter, selbst weniges, was dem gründlichen Denker Veranlassung geben könnte, der Sache tiefer nachzuspüren, und dessen Seichtigkeit und Mangelhaftigkeit nicht so klar einleuchtete, daß es nicht der Mühe werth scheint, der Kritik derselben einige Zeit zu widmen. Dennoch muß es auch für die Wissenschaft höchst interessant seyn, jene Phänomene, welche zum Theil so höchst traurige und unglückliche Wirkungen über mehrere Millionen Menschen und über viele Länder verbreiten, gründlich und vollständig entwickelt zu sehen, da nur dadurch sich beurtheilen läßt, ob menschliche Anstalten im Stande sind die damit verknüpften Uebel zu heben, und welche Mittel dazu die tauglichsten seyn möchten.

Mit Vorbeigehung aller Broschüren und Aufsätze, welche blos leere Declamationen, zufällige Einfälle, einseitige Auffassungen enthalten, und offenbaren Mangel an allgemeinen staatswirthschaftlichen und national-ökonomistischen Kenntnissen verrathen, wollen wir blos einige aus denjenigen literarischen Erscheinungen, dem Zwecke unseres Instituts gemäß, auswählen, deren Verfasser mit den nöthigen Kenntnissen ausgerüstet sich an diese Materie gewagt und die Erscheinungen in ihrem Zusammenhange bis auf ihre Principien verfolgt haben. Unter den Druckſachen, welche uns hierüber zu Gesicht gekommen, zeichnen sich in dieser Rücksicht aus:

Digitized by Google

Aus dem Jahr 1823.

1) Lowe, England nach seinem gegenwärtigen Zustande. Das Original ist 1822, die zweite Auflage 1823 erschienen. [Die deutsche Uebersetzung davon von Jakob 1823, mit Abhandlungen von dem Uebersetzer.] (Leipzig, Brockhaus, gr. 8.)

Aus dem Jahre 1824.

2) von Bülow-Cummerow, Betrachtungen über Metall- und Papiergeld, über Handelsfreiheit, Prohibitivsystem, gegenwärtigen Zustand der ersten europäischen Reiche ꝛc. (Berlin, Trautwein, gr. 8.)

Aus dem Jahre 1825.

3) Julius Graf von Soden, Ideen über die Mittel, das Sinken des Preises der landwirthschaftlichen Erzeugnisse, also auch des Grundeigenthums zu hemmen, und jenen und diesem Stetigkeit zu sichern. (Nürnberg, Riegel und Wießner, gr. 8.)

4) Freiherr J. G. von Seutter, Ueber das bisherige Sinken der Getreidepreise und die Mittel, demselben entgegenzuwirken. Vorzüglich in Beziehung auf Deutschland. (Ulm, Stettin, gr. 8.)

5) Steimmig, K. P., Gedanken über das Reichsvermögen. (Frankfurt a. M., Wesché, gr. 8.)

6) Derselbe, Mißverständnisse des britischen Korngesetzes. (Danzig, Anhuth, 1826, gr. 8.)

7) von Vogt, Ueber die Art, wie der Landmann die Periode niedriger Kornpreise zu seinem Besten benutzen könne. Im 10ten Stücke der „Landwirthschaftlichen Hefte". (Altona, Hammerich, gr. 8.)

8) Gall, Ludwig, Papiergeld durch Getreidevorrath verbürgt. (Trier, Gall, gr. 8.)

9) Koschützki, C. v., Vom Geldmangel und dessen Abhülfe im Allgemeinen und in besonderer Beziehung auf den preußischen Staat. (Breslau, 8.)

Ohne uns in eine ausführliche Analyse und Kritik dieser einzelnen Schriften einzulassen, welches billig den kritischen Journalen überlassen bleibt, aus welchen sie auch schon bekannt genug sind, wollen wir blos die Resultate der darin vorgenommenen Untersuchungen hier darstellen, wobei sich Gelegenheit genug zeigen wird, die Verdienste, welche den einzelnen Abhandlungen insbesondere zukommen, zu würdigen. Diese Resultate lassen sich auf folgende Hauptpuncte zurückführen:

I. Der Nothstand von Deutschland, und zwar insbesondere des Landmannes, sofern er durch die wohlfeilen Preise der Landproducte bewirkt wird;

II. die Ursachen des Sinkens der Geldpreise der ländlichen Producte, insonderheit des Getreides;

III. die Folgen dieses Zustandes in der Zukunft, und die Mittel, die Ursachen und Wirkungen eines solchen Nothstandes wegzuschaffen.

Digitized by Google

I. Der Nothstand von Deutschland.

Die jetzige Noth von Deutschland wird allgemein und so auch von allen den oben genannten Schriftstellern in die allzugroße Wohlfeilheit der Getreidepreise gesetzt. Der Geldpreis, den der Landbauer für seine ländlichen Producte erhält, reicht nicht mehr hin, um die nothwendigen Kosten der Production seiner Früchte zu decken, und also noch weit weniger, um die Zinsen des in den Grundstücken steckenden Capitals, der Betriebscapitale, aus dem ihnen gebührenden Gewinnste zu bezahlen. Folglich bleibt dem Landmann nichts mehr übrig, um den Städtern ihre Producte abzukaufen, und sie für sich zu genießen. Das Geld das er noch vom Städter empfängt, geht darauf durch Bezahlung der Abgaben und des Lohnes, das er zum Betriebe seiner Wirthschaft geben muß, zu seinem Genuß kann er vom Städter nur das Allernothdürftigste kaufen, und oft reichen auch seine Einkünfte hierzu nicht einmal hin, sondern er sieht sich genöthigt sein Capital dazu zu verwenden, wodurch er seine productiven Kräfte immer mehr vermindert, bis er endlich seine Wirthschaft ganz aufgeben und als Bettler davongehen muß. — Mit solchen schwarzen Farben schildern insbesondere Herr Gall und der Graf von Soden den Zustand des deutschen Landmannes, und urtheilen, daß dasselbe Elend auch sehr bald die Städter ergreifen und zuletzt alle Stände umfassen und ruiniren müsse.

So groß aber auch die Leiden vieler Landleute jetzo sind, so ist doch die Schilderung, welche von vielen davon gemacht wird, übertrieben, und die Uebertreibung bringt viel Falsches in das Urtheil. Nach Herrn Gall, Soden und Seutter ist aller Reinertrag des Grund und Bodens verschwunden. Darnach würde das Land gar keinen Capitalwerth mehr haben. Solche Uebertreibungen sollten sich so verständige Schriftsteller nicht zu Schulden kommen lassen. Herr von Vogt urtheilt viel richtiger, wenn er sagt: „Die jetzige Lage der Gutsbesitzer und Pächter, die in dem Verhältniß mit dem seit 30 Jahren bestandenen Durchschnitt der Kornpreise gekauft und gepachtet haben (und setzen wir hinzu: Eigenthümer, welche, rechnend auf die Dauer dieser Preise, ihre Güter zu so hohen Schätzungen, mit großen Schulden gehäuft, oder darnach ihre Speculationen eingerichtet haben) ist über alle Beschreibung traurig.“ Aber daß Landgüter überhaupt bei den jetzigen Preisen keinen Reinertrag mehr geben sollten, ist übertrieben, wenn man unter Reinertrag das versteht, was darunter verstanden werden soll, nämlich: Ueberschuß, nicht über die Zinsen des Capitals, das der Gutseigenthümer für das Gut gegeben, sondern über die nothwendigsten Erzeugungskosten der aus dem-

Digitized by Google

selben gewonnenen Producte. Jedes Jahr werden noch Aecker in größeren und kleineren Theilen verpachtet und die Jahrespachte werden von den Pächtern jährlich wiederholt, welches nicht geschehen könnte und nicht geschehen würde, wenn die Pächter nicht außer dem was sie verzehren, auch noch das Pachtgeld gewönnen. In den Jahren 1714—1784 kommen 13 Jahre vor, wo der Scheffel Roggen unter 12 Gr. galt, und wo er in den übrigen selten über 1 Thlr. ging, die Preise der übrigen Producte, als des Fleisches, des Federviehes, der Butter ꝛc. waren noch viel niedriger als jetzt, und dennoch ging jener Nothstand vorüber, ohne daß Deutschland darüber zu Grunde ging, und der Landmann in der Folge nicht wieder Mittel fand, sich zu erholen. Es ist wahr, die Preise der städtischen Bedürfnisse des Landmannes waren damals nicht so hoch als jetzt, und die Abgaben geringer. Aber der Landmann hatte auch in der vorhergehenden Epoche bei weitem nicht so viel Gelegenheit gehabt, so viele Capitale und Ueberschüsse zu sammeln, als in derjenigen Periode, welche dem jetzigen Nothstande vorhergegangen ist.

Bei den Ansätzen, die Herr Gall (S. 68 seiner Schrift) nimmt, läßt sich freilich leicht herausrechnen, daß der Pachter eines Guts von 150 Morgen bei den jetzigen Getreidepreisen dasselbe nicht bewirthschaften könne, ohne jährlich 800 Thlr. dabei zuzusetzen, und daß er durchaus nicht bestehen könne, wenn er den Scheffel von 80 Pfund Getreide unter 2 Thlr. verkaufen muß. Aber gute und verständige Wirthe werden auf einem solchen Gute auch keine so unvollkommene Wirthschaft betreiben, sie werden nicht der Dreifelderwirthschaft folgen, sie werden nicht so viel Gesinde halten, und mannichfaltigere Nutzungen zu finden wissen, als Hr. Gall annimmt; sie werden die Anschläge des Hrn. Gall für höchst unwirthschaftlich erklären und urtheilen, daß der welcher eine solche Wirthschaft treibe, kein besseres Schicksal erwarten könne, als ihm Herr Gall prophezeit.

Wir wollen hiermit keineswegs den bedrückten Zustand des deutschen Landmannes wegleugnen. Eine so starke Verminderung der Einnahmen, als der Fall der Getreidepreise um das Doppelte und Dreifache nach sich ziehen muß, bei ungleich stärkeren Abgaben, als vor 30 Jahren statt fanden, und nach so langer Gewöhnung an höhere Preise aller ländlichen Producte, muß nothwendig selbst den schuldenfreien Landwirth in mancherlei Verlegenheit, solche aber, welche viel Schulden auf dem Halse haben, ganz ins Verderben bringen. Und dieser traurige Zustand des Landmannes muß zugleich auf die Bedrückung aller Gewerbe einfließen, welche bisher für den Landmann gearbeitet haben und von ihm ihre Nahrung und Unterhalt empfangen. Unterdessen ist

Digitized by Google

doch die Noth weder so allgemein noch so groß, als sie die meisten der oben genannten Schriftsteller vorstellen. Wer ein Landgut schuldenfrei besitzt, das ihn bei höheren Preisen reichlich nährte, und wobei er noch Capitalien sammelte, den nährt es noch immer, aber er muß sich dabei mehr einschränken und kann wenig oder nichts zurücklegen; er muß genauer wirthschaften und auf Ersparnisse, bessere Cultur, andere Fruchtarten sinnen, um etwas von dem wieder zu gewinnen, was er bei den Preisen der gewöhnlichen Getreidearten verliert. Nahe an den Städten tragen die Aecker sogar immer noch die alte Pacht, weil Gemüse-, Kartoffel-, Obstbau-, Molkenwirthschaft den Ertrag derselben gegen sonst gehoben haben. Noch immer gibt es hier Land, wovon der Morgen zu 5, 10, ja 20 Thaler verpachtet wird, und es gibt in ganz Sachsen und in der ganzen preußischen Monarchie noch nirgends ein Stückchen Land, das man umsonst zur Benutzung erhalten könnte. Wie kann man also die Sache so übertreiben und, wie Hr. Gall und Hr. von Seutter, behaupten, daß der reine Ertrag der Felder nirgends die Culturkosten mehr trage und der reine Ertrag der Ländereien bei den jetzigen Preisen der Länderproducte ganz verloren gehe.

Auch ist das Elend von Deutschland bei weitem nicht so allgemein, als es die oben genannten Herren (insbesondere 2, 3, 4) schildern. Denn sie vergessen zu erwägen: 1) daß das was der Landmann durch die niedrigen Preise verliert, dem allergrößten Theile nach, denen, welche weder Ackerleute sind, noch für den Landmann arbeiten, zu gute kommt. Wenn die Einnahme des Landmannes vermindert wird, so müssen allerdings auch eine große Menge Gewerbe in Stockung gerathen, welche bisher von dem Mehreinkommen der Landleute unterhalten wurden; aber größer kann doch diese Stockung nicht seyn, als die Summe, welche der Landmann durch die niedern Preise verliert, in den nicht ländlichen Gewerben unterhalten konnte. So viel müssen also die städtischen Gewerbe dadurch verlieren; allein gerade so viel werden auch die Nichtackerbauenden gewinnen. Denn, abstrahirt von dem, was etwa aus der Fremde für ländliche Producte ins Land kam, bleibt aller Ueberschuß, der bisher von den nicht ackerbauenden Classen dem Landmann für seine Producte zufloß, in den Händen der ersteren, und da die nicht ackerbauenden Classen nunmehro die ihnen benöthigten Landproducte mit einer weit geringern Quantität Arbeit oder Zeit gewinnen, so behalten alle einen großen Ueberschuß von Zeit, Arbeit oder Geld, nachdem sie die ihnen benöthigten Ackerproducte damit eingekauft haben, und diese können sie nun anwenden, um mehr solche Producte hervorzubringen, welche die nicht ackerbauenden Classen begehren. Es werden daher von ihnen mehr städtische oder Kunstproducte aller Art genossen

Digitized by Google

werden können, und die Städter (so wollen wir in der Kürze alle nicht ackerbauende Einwohner nennen) werden desto mehr an Kunstproducten genießen können, und solche mit Kunstproducten unter einander bezahlen. Viel Hände, die bisher im Ackerbau und für die Ackerbauern beschäftigt waren, werden, durch die Noth gedrungen, zur Hervorbringung städtischer Producte übergehen und dort ihre durch das Elend der Ackerbauern verlorne Nahrung wieder finden. Die Zeit der Uebergänge und des Wiederfindens neuer Arbeiten wird freilich voll Elend seyn. Aber daß dieses Elend immerfort steigen und zunehmen müsse, bis endlich der völlige Untergang aller Volksclassen erfolgt ist, wie Herr Gall, von Soden und von Seutter prophezeien, ist ein großer Irrthum.

Brächte es die Kunst dahin, daß mit ein Drittheil der Arbeit und Kosten dieselbe Quantität Landproducte gewonnen werden könnte, welche jetzt erzeugt wird, und müßten dadurch zwei Drittheil der jetzt beim Ackerbau beschäftigten Menschen plötzlich entfernt werden: so würden diese ohne Zweifel zunächst in große Angst und Noth gerathen. Da aber dadurch die Preise der ländlichen Producte um zwei Drittheil sinken müßten, so würde jeder Getreideconsument zwei Drittheil seines bisher zu dem Anbau der Ackerproducte nöthigen Geldes übrig behalten und damit alle müssig gewordenen Ackerarbeiter beschäftigen und nähren können, sobald nur diese erst die Geschicklichkeit erworben hätten, solche Producte hervorzubringen, welche die welche Ueberschüsse von der ihnen sonst zum Ankaufe ländlicher Producte nöthigen Summe behalten, begehren. Es ist daher nur die Zeit, welche zum Wechsel der Gewerbe nöthig ist, wo die große Noth statt findet; sie verliert sich aber und geht sogar in einen viel größeren Wohlstand über, sobald diese Zeit des Wechsels überstanden ist.

Wenn auch unter den angeführten Umständen der bisherige Geldwerth der Grundstücke um zwei Drittheil im Capitalwerth fiel, so würden doch die Arbeitskräfte aller zum Ackerbau nicht mehr nöthigen Personen gewinnen, und wenn diese erst gelernt hätten von den übrigen Einwohnern begehrte Producte hervorzubringen, für welche sie das ersparte Geld oder die ersparten Producte erhielten, welches sonst den Ackerarbeitern für die ländlichen Producte gegeben ward: so würde der Zustand des Volks nicht nur um nichts verschlimmert, sondern gar sehr verbessert seyn; denn es würde dieselbige Quantität ländlicher Producte für eine viel geringere Quantität Arbeit erhalten. Und eine Nation, welche in eine Natur versetzt würde, die alle Lebensmittel umsonst und ohne alle Arbeit lieferte, würde deshalb nicht ärmer seyn, weil ihr Boden und dessen Früchte gar keinen Geld- oder Tauschwerth hätten; sondern sie würde vielmehr reicher seyn als alle übrigen, wenn

Digitized by Google

sie die Zeit, welche andern der Ackerbau kostet, anwendete, um andere Bedürfnißmittel, die sie begehrten, zu erzeugen. Durch eine solche Richtung der Production würde ein eben so großer Geldwerth hervorgebracht werden können, und die Bodenfrüchte kämen noch als reines Geschenk der Natur hinzu. Nur die Capitale würden verloren gehen, welche früher auf den Anbau und die Zubereitung der Fruchtbarkeit der Grundstücke verwandt worden sind, und die Eigenthümer würden durch eine solche Verwandlung allerdings verarmen; die Nation im Ganzen aber würde dadurch gewinnen.

Das Wesentliche der Noth des Landmannes besteht darin, daß er jetzt eine viel größere Quantität Arbeiten (die in seinen Producten steckt) für die benöthigten Güter und Bedürfnißmittel geben muß als sonst, und daß dadurch für ihn die Quantität und Qualität der Güter, die er sonst für seine Producte kaufen konnte, sehr vermindert wird.

Angenommen, daß die Ursachen, welche die Getreidepreise so tief herabgedrückt haben, beharrlich bleiben und keine andern eintreten, welche sie wieder heben, so kann die Noth der Landleute nicht anders weggeschafft werden, als wenn sich die Production der ländlichen Früchte so weit vermindert, daß die übrigen Stände sie nicht anders erhalten können, als gegen einen Preis, in welchem eine Quantität Arbeit enthalten und für denselben käuflich ist, die derjenigen Quantität und Qualität Arbeit, welche in den dafür erhaltenen Ackerproducten liegt, gleich oder proportional ist. Ist dieses Verhältniß hergestellt, so werden die Vortheile des Landmannes und Städters wieder gegen einander ausgeglichen seyn. Nie aber kann dieser Uebergang vor sich gehen, als unter großen Erschütterungen des Wohlstandes derer, welche die Wiederherstellung dieses Verhältnisses erringen müssen.

Allein nicht blos der Landmann fühlt sich in Deutschland gedrückt; auch der übrige Theil der Nation befindet sich in einem mehr oder weniger leidenden Zustande. Viele Gewerbe sind gesunken, eine Menge Fabrikarbeiter sind brotlos und schmachten im Elend; selbst viele Handwerke sind überfüllt und klagen über Mangel an Nachfrage nach ihrer Arbeit und ihren Producten; das Zuströmen nach Staatsdienerstellen übertrifft alle Vorstellungen und eine Menge Candidaten müssen von den Capitalen ihrer Familien unterhalten werden, oder von Beneficien oder Bettelei leben. Für den Handel sind allenthalben zu viel Arbeiter, die kein Unterkommen finden, selbst wenn sie umsonst arbeiten wollen. Allenthalben hat sich der Verbrauch der Waaren vermindert; die vorhandenen Capitale finden keine hinreichenden productiven Anwendungen, und müssen ihr Unterkommen in den Staatspapieren

Digitized by Google

suchen, wo sie die Noth des Volks nur vermehren, und anstatt demselben mehr Quellen des Wohlstandes und des Gewinns zu eröffnen, ihm nur die Last der Zusammenbringung der Zinsen auflegen. Fast alle Gewerbe ohne Unterschied stocken und die Abnahme der Beschäftigungen ist allenthalben sichtbar. Diese Noth ist groß genug, und man hat nicht nöthig, sie durch Uebertreibung und Dichtungen zu vergrößern, um sie der Aufmerksamkeit und des Bedauerns werth zu finden.

Die Klagen der Landbauer in England waren in den Jahren 1819 u. f. w. nicht minder groß, als die Klagen der Landleute in Deutschland. Auch dort waren die früher in die Höhe gegangenen Preise des Getreides Ursache der hohen Pachtgelder und der großen Werthe der Landgüter geworden, und als nun die Getreidepreise daselbst fielen, geriethen die Pächter und Ackerleute in so große Noth, daß sie öffentlich zur Sprache kam und dort dieselben Klagen geführt wurden, welche wir bei uns noch bis jetzt erschallen hören. Die Schilderung davon liefert die oben angeführte Schrift von Lowe und gibt davon belehrende Nachrichten. Da in England indessen die Ackerbauer bei weitem nicht eine so große Proportion in der Bevölkerung ausmachen, als in Deutschland, so würde der Druck daselbst weniger fühlbar geworden seyn, wenn nicht zugleich auch die Manufacturen einen solchen Stoß erlitten hätten, der selbst noch einen größern proportionalen Theil der englischen Bevölkerung zur Brotlosigkeit brachte, als die mit dem Ackerbau beschäftigten ausmachten. Die Schutzsteuer, welche die englische Regierung für ihre Ackerbauern nöthig fand, um den Eindrang des fremden Getreides abzuhalten, mußte nothwendig den Preis des Getreides in Deutschland noch tiefer herabdrücken, als die sonst vorhandenen Ursachen schon gethan haben würden, und der Nothstand der Landbauer in Deutschland dehnte sich dadurch nur um so weiter aus.

II. Ursachen des Nothstandes und insonderheit des Fallens der Getreidepreise.

Um sich einen deutlichen Begriff von den Ursachen der jetzigen Krisis in dem Wohlstande der Völker von Deutschland und selbst von ganz Europa zu machen, muß man von einem bestimmten Begriff des Wohlstandes und des Reichthums der Völker ausgehen. Dieser Begriff ist in den vorliegenden Schriften, insbesondere in denen von Herrn Steimmig, sehr gut entwickelt, und auch von Soden, Seutter, sowie von mehren Schriftstellern über National-Oekonomie hinreichend und einstimmig anerkannt. Jeder weiß, daß der Wohlstand der Nationen von der Menge

Digitized by Google

und Mannichfaltigkeit der zur Befriedigung der Bedürfnisse der Glieder derselben dienenden Güter und einer solchen Vertheilung derselben abhängt, wornach ein jeder sich, nach Maßgabe seines Capitals oder seiner Industrie so viel davon aneignen kann, als er in seinem Stande und nach den darin herrschenden Begriffen nöthig hat, um ein zufriedenes Leben zu führen. Wenn daher gleich ein Volk von gleicher Menschenzahl eben so viel einzunehmen hätte, als ein anderes, aber die Einnahme desselben wäre in jenem so vertheilt, daß einige tausend Familien davon im Ueberfluß schwelgen, Millionen dagegen ihr Daseyn von dem was sie erwerben, nur kümmerlich fristen könnten: so würde eine solche Nation doch nicht so reich und wohlhabend zu nennen seyn, als eine andere, wo dieselbe Summe des Einkommens so unter die einzelnen Individuen vertheilt würde, daß jeder Stand so viel davon erhielte, als er nöthig hätte, um das Leben froh zu genießen, und die in der menschlichen Natur liegende Hauptbestimmung dadurch zu erreichen.

Jedes nützliche Ding ist ein Bestandtheil des Vermögens, es sey in Aegypten, in Japan oder in Mexiko erzeugt. „Der Inhaber großer Massen solcher nützlichen Dinge wird *reich* genannt," und je mehr dergleichen Dinge oder Mittel sie zu erlangen eine Nation besitzt und je mehre jedem Einzelnen davon zukommen, desto reicher ist ein Individuum und eine Nation. Den Reichthum nennt man deshalb *Vermögen* schlechthin, weil der Reichthum alles vermag, sich alles was er will, verschaffen kann, indem er das was er noch nicht besitzt, von andern die es besitzen und welche die Güter, die er besitzt, begehren, erlangen kann.

Unter großem *Reichsvermögen* oder Nationalreichthum ist daher zu verstehen: „Kraft oder Fülle des Vorrathes an unerschöpflichen Befriedigungsmitteln, angemessen dem Bedürfnisse, nach dem Grade der Zwecke der allgemeinen Civilisation, in welcher entweder Selbständigkeit oder der Vorrang behauptet werden soll. Verschieden beschaffene Mittel genügten dem rohen Sparta und Rom, dem fanatischen Mahomed, dem verfeinerten Britannien, Frankreich, Deutschland" u. s. w. (Steimmig, „Reichsvermögen", S. 3). Der Reichthum civilisirter Individuen und Nationen zeigt sich aber dadurch in seiner vollen Größe, daß er nicht in einem Ueberflusse einartiger Dinge besteht, wovon der Reiche nur einen kleinen Theil oder wohl gar nichts selbst genießen kann, sondern daß darin die Möglichkeit liegt, eine unendliche Mannichfaltigkeit von Bedürfnißmitteln für den Ueberfluß einartiger Dinge zu erhalten, die der Reiche nicht besitzt. Der Reichthum erhält also nur dadurch seine größte Vollständigkeit und Nützlichkeit, daß in einem Volke die verschiedenen Individuen und unter

Digitized by Google

Völkern die verschiedenen Völker, verschiedene Natur- und Kunstproducte erzeugen, welche sämmtlich verschiedene Bedürfnisse befriedigen, und daß jedes Individuum mit seinem Ueberflusse einartiger Dinge sich eine große Menge ungleichartiger Dinge eintauschen und dadurch die mannichfaltigsten Bedürfnisse befriedigen kann. Und eben so erreicht der Reichthum der Nationen nur dann erst die größte Vollkommenheit, wenn die Möglichkeit vorhanden ist, für die Producte, welche eine Nation zur Befriedigung der Bedürfnisse der Einheimischen nicht nöthig hat, andere Bedürfnißmittel, welche in andern Reichen zu haben sind, oder von andern Völkern erzeugt werden, einzutauschen. Ja aller Ueberfluß an nützlichen Dingen erhält erst dadurch für die Menschen einen Werth, daß er zum Eintausch anderer nützlicher Dinge, an denen es den Eigenthümern des Ueberflusses fehlt, oder die sie begehren, angewandt werden kann. Der Verkehr der Völker unter einander verwandelt daher erst ihren Ueberfluß in wahren Reichthum, sowie Individuen eines und desselben Volks erst dann ihren Reichthum genießen können, wenn jedes einen Ueberfluß anderer nützlicher Dinge, und jedes eine Menge ungleichartiger Bedürfnißmittel für seine Producte eintauschen kann.

Die Vorräthe von Bedürfnißmitteln aller Art, worunter auch diejenigen gehören, die aus bloßen Tauschmitteln bestehen, werden Capitale genannt, und jemehr Capitale ein Volk oder ein Individuum besitzt, desto reicher ist es; jemehr es an Capitalen verliert, oder jemehr diese an Tauschkraft verlieren, desto ärmer wird das Volk oder das Individuum, welches die Capitale besaß oder noch besitzt.

Diese Begriffsentwickelung führt uns zu der Untersuchung der Ursachen des jetzigen Nothstandes von Deutschland sowie mehrerer anderer europäischen Länder. Unter denselben ist der Hauptursache fast gar keine oder doch nur eine sehr geringe Aufmerksamkeit, sowohl überhaupt, als auch insbesondere von den oben genannten Schriftstellern gewidmet worden. Diese besteht nämlich in dem unendlichen Verluste der Capitale, welche Deutschland und mehrere andere europäische Länder in den letzten dreißig Jahren erlitten haben.

Unserm Zwecke gemäß beschränken wir unsere Betrachtung hauptsächlich auf Deutschland. Eine Berechnung der Verluste anzustellen, welche Deutschland und Frankreich seit dem Anfange der französischen Revolution erlitt, möchte vielleicht unmöglich seyn, zumal da bei unserer Rechnung nicht das in Anschlag kommen darf, wo die Capitale blos ihre Besitzer gewechselt haben, sondern da nur das für reinen Nationalverlust gehalten werden kann, was rein vernichtet oder mehr oder weniger entwerthet worden ist. Dahin müssen wir rechnen:

Digitized by Google

1) Alles was im Kriege ohne Reproduction verzehrt worden ist, und was sonst zu Reproduction angewendet worden wäre. Was daher die Armeen, es seyen einheimische, befreundete oder feindliche, die im Frieden zu unterhalten nicht nöthig gewesen wären, verzehrt, verschwendet, ruinirt, und an nützlicher productiver Arbeit verhindert haben, das ist reiner Capitalverlust, sowie für die Individuen, deren Eigenthum ein solches Unglück betroffen hat, so für die ganze Nation, zu deren Eigenthume auch das Eigenthum jedes Einzelnen gehört. Wie unendlich groß diese Capitalverluste in Deutschland gewesen seyn mögen, zeugen nicht nur die öffentlichen Schulden, welche alle deutschen Staaten, die sich genöthigt sahen an jenem Kriege Theil zu nehmen, während jener Kriegszeit gemacht haben, sondern es müssen auch die Kriegssteuern, Contributionen, Plünderungen und die Einquartierungen dazu gerechnet werden, welche letztere allein wahrscheinlich viel mehr verschlungen haben, als alle vorhergenannten Artikel zusammengenommen. Für alle diese Ausgaben hat die Nation nichts, gar nichts zurückerhalten. Der ganze Aufwand, welchen unserm Vaterlande der Krieg verursacht hat, ist daher reiner Capitalverlust. Blos England hat von dem Kriege keinen Verlust, sondern wohl gar Gewinn gehabt, weil der Krieg für dieses Land wegen seiner günstigen Lage und klugen Politik, sowie durch die schlechte Politik seiner Feinde, Veranlassung ward, daß es seine Gewerbe so erweitern und seinen Debit und Handel so weit ausdehnen und vervielfältigen konnte, daß es dadurch nicht nur die Opfer, welche es dem Kriege brachte, ersetzen, sondern auch noch mehr Capitale dadurch von andern Völkern gewinnen konnte.

2) Alles was dadurch für das Land verloren ging, daß das Volk einer großen Menge productiver Hände beraubt wurde, indem diese der Mitwirkung bei den Kriegsoperationen zugewendet wurden, und also nichts hervorbrachten, sondern viel mehr, als was andere hervorbrachten, kosteten. Indessen hatte die Epoche, wo alle diese Schätze für Deutschland verloren gingen und vergeudet wurden, bei weitem nicht das traurige Ansehen, welche, nachdem die Vernichtung vollendet war, eingetreten ist. Die unendliche Masse der Vorräthe und Capitale nämlich konnte nicht anders durchgebracht und consumirt werden, ohne daß eine große Menge von Zwischenhänden dabei gewannen und reich wurden. Diejenigen, welche die Capitale hingaben, um die Armeen zu bekleiden, Pferde, Munition, Waffen u. s. w. anzuschaffen, Fourage, Sold u. s. w. zu bezahlen, sahen zum Theil dieses nicht als Verlust für sich an, und hatten selten Kummer darüber. Theils brachten viele dieses als freiwilliges Opfer für das Wohl des Vaterlandes und opferten mit Freude, was sie entbeh-

Digitized by Google

ren konnten; für viele war das was sie hergaben, bloße Vorschüsse und sie glaubten dadurch ihre Capitale ganz vortheilhaft beim Staate angelegt zu haben. Zugleich setzten diese Capitale viele Gewerbe in Bewegung und brachten Vielen große Gewinnste, indem sie größtentheils, nicht in der Form, in welcher sie ursprünglich abgegeben wurden, zur Consumtion übergingen, sondern erst in Lebensmittel, Kleider, Pferde, Munition u. s. w. verwandelt oder umgetauscht werden mußten, ehe sie zur Führung des Kriegs brauchbar wurden. Wo aber so große Capitale, eine unendliche Menge Handwerker, Manufacturen, Fabriken u. s. w. in Thätigkeit setzen, wo große Vorräthe von Lebensmitteln, Zuchtvieh angeschafft, Pferde, Heu u. s. w. angekauft werden, da entsteht an vielen Orten große Thätigkeit, da gewinnen Ackerwirthe, Handwerker, Kaufleute, Lieferanten, Commissaire viel Geld von den in Circulation gebrachten Capitalen und es sammeln sich große Schätze in den Händen der dabei gebrauchten Unterthanen. Der Zustand des Krieges ist daher immer ein solcher, wobei viele Leute gewinnen, wo sich große Summen in einige Hände zusammendrängen, und wo ein großer Theil des Volks in den Ländern, wo der Krieg geführt wird, Nahrung und Beschäftigung erhält. Selbst das Geld das durch Plünderung gestohlen und durch gewaltsame Contributionen zusammengerafft ist, wird doch größtentheils wieder im Lande ausgegeben, und diejenigen denen Waare dafür abgekauft wird, gewinnen daran, und compensiren gewissermaßen die Jammerthränen, welche von denen welche den Verlust erlitten, vergossen werden, durch ihren Jubel über die Profite, welche sie daran haben.

Ein Land wo Krieg geführt wird, gleicht daher einem reichen Hause, wo der Herr sein Capital verzehrt. Da wird, so lange das Capital aushält, viel geschmauft und gebraust, und es herrscht viel Freude und Jubel unter der genießenden Menge der Geiger, Spieler und Schmarotzer; auch trägt mancher ehrliche Mann, der dem lustigen Volke zur Befriedigung der Bedürfnisse seine Arbeit liefert, bedeutenden Gewinn davon. Aber wenn das Capital verzehrt ist, dann hört das lustige Leben auf, und Elend, Noth und Verzweiflung tritt an die Stelle bei denen, welche sonst nichts haben, wovon sie leben können, als das verzehrte Capital. So geht es einem Volke das im Kriege große Capitale verzehrt hat. Die Producte dieser Capitale sind dahin und an ihrer Stelle ist nichts anders getreten, was als nützliche Arbeit ferner unterhalten könnte. Alle also, die von diesen Capitalen zehrten und von ihnen ihr Einkommen und ihre Gewinnste hatten, finden sich plötzlich derselben beraubt, und gerathen in große Noth, die wenigen ausgenommen, die sich von den

Digitized by Google

Gewinnſten, die ſie während der Zeit der Verwendung derſelben machten, etwas davon für die Zukunft geſammelt oder zurückgelegt haben. Gerade dieſes iſt der Fall einer Nation nach einem Kriege, in welchem eine große Maſſe von Capitalien durchgebracht iſt. Sind die Beſtandtheile derſelben entweder unmittelbar, oder das was dafür eingetauſcht war, vernichtet, ſo iſt der ganze Beſtandtheil des Reichthums, den ſie bildeten, für die Nation verloren. Die Nahrungsmittel, die Kleidungsſtücke, kurz alles was die Kriegsleute verzehrt haben, iſt für immer dahin. Die Empfänger haben keinen Beſtandtheil des Reichthums dafür zurückgeliefert, wie geſchehen ſeyn würde, wenn die Capitale an productive Arbeiten bezahlt worden wären. Zwar hat wenigſtens ein Theil der Beſitzer der Producte, welche ſie an die Krieger lieferten, Geld für ihre Producte erhalten. Aber die welche das Geld dazu hergaben, haben für ihr Geld nicht die Producte erhalten, ſondern dieſe ſind für die Armee verbraucht, und die das Geld dazu hergaben, bekamen nichts dafür, folglich fehlen ihnen auch die Mittel, ſich von neuem Geld zu erwerben, oder andere Producte dafür zu erzeugen. Wenn nun die welche die Producte für Geld an die Armee lieferten, neue Producte dafür erzeugen, ſo fehlt es dieſen an Käufern, weil die deren Capital dazu dient, ſie zu bezahlen (es ſey in Producten, oder in baarem Gelde), nicht mehr vorhanden, und folglich die neuen Producte, welche durch das empfangene Geld wieder hervorgebracht wurden, nichts werth ſind, indem es kein Tauſchmittel mehr für daſſelbe gibt. Denn damit ein Product entſtehe, dazu gehören zwei, oder wohl gar drei Capitale: erſtlich eins, welches auf Erzeugung der Producte verwendet wird; zweitens ein wenigſtens ebenſo großes als dieſes, welches die erzeugten Producte eintauſcht und den Producenten ihren Verlag erſetzt, und drittens oft noch ein ſolches, welches die eingetauſchten Producte den Conſumenten zuführt und womit dieſe denen welche ſie ihnen zuführen, ihre Vorſchüſſe und Auslagen bezahlen. Im Kriege aber gehen 1) oft die Vorräthe welche die Producenten haben, für dieſe ganz verloren, wenn ſie nämlich die Krieger mit Gewalt nehmen und verzehren; wenn aber auch 2) den Producenten ihre Waaren bezahlt werden, ſo geſchieht dieſes doch gemeiniglich von Capitalen, wofür die Leute, welche ſie dazu hergeben, nichts zurück erhalten, und die alſo für ſie und für das Volk verloren ſind, und wofür letzteres gemeiniglich noch obenein die Zinſen ſo lange bezahlen muß, bis es das Capital erſtattet. Offenbar muß alſo dadurch die Nation verarmen, und es muß ihr an Zahlungsmitteln fehlen, wenn ſie nicht mehr neue Capitale unter ſich, oder aus der Fremde aufbringen kann. Dieſe letzteren Capitale werden dann die Volksinduſtrie zwar noch eine Zeit-

Digitized by Google

lang unterhalten; aber, wenn sie etwa blos geborgt sind, und immer wieder geborgt werden, so muß diese Unterhaltung mit dem Aufhören des Schuldenmachens doch endlich einmal aufhören, und es tritt sodann der Mangel und die Armuth in desto schrecklicherer Gestalt hervor.

Wenn es nun wahr ist, daß während der dreißig Kriegsjahre in Deutschland und vor allen in dem letzten Kriege von 1811—1815 so unendlich große Capitale in Deutschland und andern europäischen Ländern zerstört worden sind, ohne daß der gehörige Ersatz dafür erfolgt ist; so muß dieser einzige Umstand für die stärkste Ursache der Verarmung solcher Länder, insbesondere Deutschlands, erkannt werden, und es ist kein Wunder, wenn Deutschland nicht mehr so viel Waare oder Producte kaufen und verzehren könnte, als es zu thun vermögend war, als es jene durch den Krieg vernichteten Capitale noch besaß. Deutschland ist durch den Krieg um unendliche Summen ärmer geworden, also können seine Einwohner nicht mehr so viel kaufen, als vorher, folglich muß auch dessen Production nach und nach abnehmen, und sein bis in der Kriegszeit erweiterter Verkehr in vielen Zweigen in Stockung gerathen.

So lange der Staat die großen Geldsummen von einheimischen oder fremden Capitalisten zusammenbrachte und dafür Armeen besoldete und Kriegsbedürfnisse dafür anfertigen ließ, so lange zeigte sich ein reges Leben der Gewerbe und das Volk erhielt den Schein des Wohlseyns an den Orten, wo jene Capitale verwendet wurden. Mit diesen Capitalen aber verschwanden die Mittel, die Gewerbe zu ernähren, und der plötzlich abgebrochene Verdienst brachte das mannichfaltigste Elend unter den arbeitenden Classen hervor. Die in den Händen einiger Kaufleute, Geldbesitzer und Fabrikanten gesammelten Capitalien konnten nicht wieder auf productive Arbeiten verwendet werden, weil es an Vermögen fehlte, die dadurch erzeugten Producte zu kaufen. Die Capitale mußten daher ihre Zuflucht unter die Staatspapiere nehmen, weil ihre Besitzer nur hier Hoffnung sahen, Gewinn und Einkommen davon zu erhalten. Dieser Gewinn aber mußte vom Volke selbst erst zusammengebracht werden, ohne daß es dadurch etwas zurück erhielt, und so halfen die Capitale der Reichen die Armuth des Volks noch vermehren, anstatt daß sie demselben Unterhalt und Nahrung schaffen sollten. Denn sie legten ihm die Aufbringung der Zinsen auf.

So lange die angeliehenen und zusammengepreßten Capitale verzehrt wurden, hatten die welche den Werth davon verzehrten, Genuß, und die welche dadurch in Thätigkeit gesetzt wurden oder die Genußmittel herbeischafften, Vortheil davon. Es war also sehr natürlich, daß dadurch viel Leben und große Regsamkeit in

den Gewerben, und viele Profite für Gewerbs- und Kaufleute dabei entstanden, und daß bei der Zufriedenheit und der Freude so vieler Gewinner, die Leiden derer welche im Kriege verloren, nicht so bemerkt wurden. Die Freude ist laut, der Gram verweint die Thränen in der Stille. Wo Armeen einquartiert werden, da wird das gestohlne und geraubte Geld an lustige Dirnen vergeudet, da müssen die Wirthe den Einquartierten Bier, Branntwein, Wein, Kaffee, Zucker, gutes Essen u. s. w. anschaffen, da wird viel Mehl, Hafer und Heu angekauft, und dabei befinden sich natürlich die Krämer, die Oekonomen und tausenderlei Gewerbsleute sehr wohl, inwiefern man ihnen ihre Waaren nur nicht etwa umsonst wegnimmt, sondern sie bezahlt. Woher kommt aber die Bezahlung? — Die Hauswirthe holen ihre Sparpfennige hervor, oder borgen wo sie können, verkaufen oder versetzen ihre Betten, Wäsche, Silbergeräthe, Juwelen ꝛc. und geben alles her, was sie haben, um nur persönlichen Mißhandlungen und dem Quälen der Einquartierten zu entgehen. Die Gemeindecassen werden ausgeleert, um die Bedürfnisse der feindlichen oder einheimischen Armeen zu befriedigen, freiwillige oder erzwungene Anleihen haben die Gelder zusammengebracht, welche die Gewerbe in Nahrung setzen, um einer Verzehrung zu dienen, welche die Güter verschlingt, ohne den geringsten Ersatz dafür zu leisten. In dieser Vernichtung zahlloser werthvoller Güter besteht eben die Verarmung des Volks; was daraus folgt, sind nun die Wirkungen der Armuth, die natürlich desto greller hervortreten, wenn die Capitale, welche während des Krieges verzehrt wurden, nun verschwunden sind.

Diese Capitale bestanden nicht sowohl in dem baaren Gelde, wofür die Bedürfnisse des Kriegs und der Armeen eingekauft wurden, als vielmehr in den vorhandenen und angekauften Dingen selbst, welche der Krieg ohne Erstattung verschlang. Das baare Geld, welches dazu dient, um für Millionen die mannichfaltigsten Kriegsbedürfnisse herbeizuschaffen, machte vielleicht nicht den zehnten oder hundertsten Theil des Werths dessen aus, was der Krieg vernichtete, und ob es auch gleich mit für die Nation verloren ging, wenn die welche es zum Einkauf hergaben, keinen Gegenwerth dafür erhielten, und wenn es zuletzt in die Hände der Ausländer fiel, so macht es doch bei weitem den geringsten Theil dessen aus, was der Krieg unserm Vaterlande genommen hat.

Sowie der Friede begründet war, hörten die Anleihen und Kriegscontributionen auf, die Armeen wurden auf den Friedensfuß gesetzt und zum Theil verabschiedet; die große Consumtion fiel weg, die Mittel dazu ließen nach, da die Staaten aufhörten

Digitized by Google

Capitale zu borgen und sie auszugeben; die verarmten Bürger brauchten keinen Wein, keinen Kaffee, kein Fleisch mehr für die Einquartierten zu kaufen u. s. w. Natürlich mußten alle Gewerbe, die durch die bisherige Ausgabe gesammelter Vorräthe und Capitale beschäftigt worden waren, in Stockung gerathen.

Mittlerweile hatte doch die bisher gewohnte große Consumtion ihren Einfluß auf die bisherige Richtung der Speculation und der Gewerbthätigkeit eine Zeitlang behalten. Der unendliche Verbrauch der Bodenfrüchte nämlich hatte den Eifer der Landwirthe angetrieben, und die Ackercultur hatte einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht; ebenso hatten Tuchfabriken, Kaufleute ihre Arbeiten und Bestellungen auf die bisherige Nachfrage eingerichtet, in allen Handelsstädten hatte man sich auf die bisher gewohnte Nachfrage gefaßt gemacht. Aber der Friede hatte alles geändert. Die Zertretung und Vergeudung des Getreides hatte aufgehört; die Branntewein-, Wein-, Kaffee- und Zuckerconsumtion der Soldaten fiel weg, die Bürger, welche dergleichen Waaren für versetzte Betten, Wäsche ꝛc. hatten anschaffen müssen, schränkten sich auf alle Weise ein. — Die meisten Gewerbsstände mußten diese Veränderung sehr bald in der verschwindenden Nachfrage nach ihren Producten empfinden. Allenthalben hatte der gewohnte Gang der Gewerbe und des Handels, auf die bisher gewohnte Nachfrage rechnend, Ueberfluß herbeigeschafft, der mit einem Male keinen Absatz mehr fand. Das Herunterstürzen der Preise solcher Producte war also eine ganz natürliche und nothwendige Folge dieses Zustandes der Dinge.

In Beziehung auf das Getreide verhinderten die allgemeinen Mißernten der Jahre 1816 und 1817 nicht nur das Fallen der Preise, sondern trieben sie vielmehr bis zu einer außerordentlichen Höhe, da die Ernten mit den vorhandenen Vorräthen nicht zureichten, und deshalb fremdes Getreide mit großen Kosten herbeigeschafft werden mußte, und den dadurch entstandenen hohen Preis natürlicher Weise alles im Lande vorhandene Getreide mehr oder weniger annahm. Um so drückender mußte dieser hohe Preis auf die große Masse des Volks wirken, und alle Gewerbe in Noth bringen, welche für dieselbe arbeiteten. Denn da nun alles, was von ihr nur erschwungen werden konnte, der Brotankauf verschlang, so mußte der Debit aller Waaren, welche diese Classe sonst verzehrte, in Stockung und die Verfertiger derselben in Arbeitslosigkeit und Elend gerathen. Der Landmann aber gewann dadurch auch wenig oder nichts, weil die Vorräthe und die Menge der Früchte fehlte, er also davon keinen Vortheil ziehen konnte. Dennoch mußte die Theurung zur Ermunterung der ländlichen Producte wirken, und da die Natur in den folgenden Jahren

Digitized by Google

die Anwendung der Arbeit und der Capitale außerordentlich in ganz Europa begünstigte, so mußte ein großer Ueberfluß an Getreide aller Art entstehen, welches die Preise davon um so mehr über alle Proportion herunterdrückte, als die übertriebene und verschwenderische Consumtion der Kriegsjahre aufgehört hatte. Es kam noch hinzu: 1) daß sich zugleich eine Menge Ursachen einfanden, welche machten, daß die noch vorhandenen Capitale von dem Kornhandel auf Vorrath abgehalten wurden, indem die Kornbill in England, so wie Verbote der Getreideeinfuhr in andern Ländern, alle Aussicht auf Debit in die Fremde niederschlug, zu größerem Absatz im Innern, als die mehrjährigen guten Ernten lieferten, keine Hoffnung vorhanden war, und die Capitale einen sicheren Gewinn in der Menge der Anleihen fanden, wozu fast alle Staaten reizende Gelegenheiten boten. Von der andern Seite hatte sich die Ausgabe der Landleute sehr vermehrt, indem die Verzinsung der Staatsschulden höhere Steuern erforderte, und die Productionskosten, der Verminderung der Preise der landwirthschaftlichen Producte nicht so schnell und in solcher Proportion folgten, als das Sinken der Fruchtpreise zunahm. Die Bedrängniß der Landleute, sich Geld zu verschaffen, vermehrte daher das Angebot der Früchte noch mehr, und drückte die Preise derselben immer tiefer herab. Ob viel oder wenig baares Geld in den Händen des Volks war, mußte in Ansehung der Getreidepreise eine ziemlich gleichgültige Sache seyn. Denn wenn auch jemand noch so viel Geld hat, so wird er doch deshalb nicht mehr Geld für eine Sache geben, welche im Ueberfluß vorhanden ist, und welche die Besitzer für jeden Preis zu verkaufen gedrungen werden. Dergleichen Dinge wird auch Niemand leicht in Vorrath kaufen, wenn er glaubt, daß der Ueberfluß in einem fort zuströmt, und stets viele bereit sind, welche denselben zu dem bisherigen oder gar noch niedrigeren Preis anbieten. Es ist daher ganz falsch, wenn manche die Erniedrigung der Getreidepreise in der verminderten Masse des Geldes suchen. Die durch gute Ernten und erhöhte Cultur vermehrte Masse des Getreides auf der einen und die durch Beendigung des Kriegs verminderte Consumtion der Landfrüchte, so wie das durch das dringende Geldbedürfniß der Landleute vermehrte Angebot derselben, erklärt das Sinken dieser Preise vollkommen. Und eben so sichtbar wird die Ursache der Noth aller Gewerbsgenossen, welche für die Bedürfnisse des Landmannes arbeiten und den Absatz ihrer Waaren von ihnen erwarten, wenn eine solche unregelmäßige Preiserniedrigung der ländlichen Producte eintritt und längere Zeit anhält. Daß die Noth der Ackerbauer gewöhnlich länger dauert, als die Noth, welche für die übrigen Gewerbsclassen aus dem Fallen ihrer Pro-

ductenpreise entsteht, rührt daher, daß die übrigen Classen es eher in ihrer Gewalt haben, das Angebot ihrer Waaren zu vermindern und die Production derselben abzubrechen, als die Landwirthe. Denn der Boden kann bei den fallenden Fruchtpreisen nicht sogleich ohne den größten Verlust veräußert, die Instrumente des Landmanns, das Arbeitsvieh kann nicht so leicht abgeschafft werden, und der Umfang der Abnahme der Nachfrage läßt sich auch bei der immer zurückbleibenden unendlichen Ausdehnung derselben nicht so leicht bemessen, als bei den übrigen Productionen. Die Hoffnung besserer Zeiten erhält daher den Landmann viel länger bei seinem Gewerbe, und läßt ihn seine Industrie viel länger während der anhaltenden Noth fortsetzen, als dieses bei andern Gewerbsarten der Fall ist, welche die Richtung ihres Capitals und ihrer Industrie viel leichter und schneller andern Gegenständen zuwenden können.

Durch die Vernichtung der großen Capitale und Vorräthe in der Kriegszeit waren viele Menschen verarmt, eine große Menge von Werthen war nicht mehr vorhanden, und die darum gebracht waren, mußten dieselben entbehren. Was ihnen nun davon nothwendig und unentbehrlich schien, das mußte, nach Beendigung des Kriegs, am ersten wieder angeschafft werden. Dieses aber konnte nicht anders geschehen, als durch Einschränkungen und Ersparnisse, indem sie ihre Einnahme auf Wiederherstellung ihrer Verluste des Nothwendigen wendeten und dafür allen entbehrlichen Bedürfnissen, welche sonst zu ihrer Ergötzlichkeit dienten, entsagten. Die Consumtion des Kaffees, des Zuckers, der Gewürze, so wie alles Entbehrlichen und Luxuriösen wurde vermindert, und was irgend von der Einnahme erspart werden konnte, wurde auf Reparaturen der Wohnung, Ersatz der geraubten Kleider und Wäsche, der Mobilien u. s. w. verwendet. Daher hatten nach dem Kriege Maurer, Zimmerleute, Tischler, Leinwandweber ꝛc. vollauf zu thun, dahingegen Schmiede, Sattler, Wagner und alle, welche entbehrliche Dinge und aufzuschiebende Bedürfnißmittel für mittlere und niedrige Classen zu verfertigen hatten, über Mangel an Arbeit klagten. Hätte der Krieg keine Vorräthe und keine nützlichen Sachen zerstört, so wäre das, was jetzt zu Wiederherstellung derselben verwendet werden mußte, auf neue Productionen angewendet worden, so würden die Bestandtheile des Reichthums sich wieder um soviel vermehrt haben, da sie jetzt nur durch solchen Aufwand höchstens wieder hergestellt werden. Die ungeheuren Geldsummen, welche zum Ankauf von Nahrungsmitteln und Kriegsbedürfnissen verwendet worden waren, sind ihren Eigenthümern entwunden, ohne daß diese dafür etwas Reelles zurück erhalten haben. Was also dafür gekauft und ver-

Digitized by Google

zehrt wurde, ging für das Land verloren, und wenn auch das Geld beim Ankauf in die Hände derer kam, welche die Waaren für den Krieg lieferten, so konnte doch wenig davon wieder zu derselben Production angewendet werden, da der Krieg zu Ende war, weil die Nachfrage nach diesen Producten nachließ und keine Käufer derselben mehr vorhanden waren.

Wenn ein Capital productiv angewendet werden soll, so gehören dazu allemal zwei Capitale, nämlich 1) eins, welches die Materialien zu den herzubringenden Dingen anschafft und die dazu nöthigen Arbeiter, Maschinen u. s. w. bezahlt; 2) ein anderes, noch größeres als das erste, welches die hervorgebrachten Dinge kauft und dadurch die Lust zu fernerer Erzeugung derselben unterhält und erweckt. Die durch Contribution, Anleihen und andere Mittel zusammengebrachten Capitale waren im Kriege ein Theil des Capitales, welches die Bedürfnißmittel für den Krieg kaufte, und die Lieferanten erhielten dasselbe aus den Händen des Staats oder seiner Agenten, der Soldaten u. s. w. Aber da die Zahlung an diese und die ganze Einnahme des Staats aus Kriegscontributionen und Anleihen aufhörte, so fehlte es an Nachfrage und Zahlungsmitteln neuer Producte gleicher Art; die Production derselben mußte also unterbleiben und die, welche dergleichen bisher hervorbrachten, durften ferner dergleichen nicht mehr anfertigen, wenn sie nicht ihre Zeit und Mühe verlieren wollten. Die dafür gezahlten Capitale mußten daher eine andere Anwendung suchen. Da aber die Nation verarmt war, so fehlte es ihr ebenfalls an Mitteln, Producte anderer Art zu kaufen. Daher suchten die Capitale ein anderes Unterkommen. Dasselbe bot sich ihnen in den Staatsanleihen dar, wodurch aber dem Volke so wenig Vortheil geschafft wurde, daß dasselbe vielmehr nur die Zinsen und den Tilgungsfonds hervorbringen mußte und dafür gar nichts zurückerhielt. Denn daß diese Zinsen von den Empfängern wieder verzehrt werden, hilft dem Volke, das sie erst zusammenbringt, nicht mehr, als es etwa einem Bäcker hilft, der den einen Tag 100 Thaler an Bettler vertheilt, die den folgenden Tag sich für das empfangene Geld wieder Brot von ihm kaufen.

Die Hauptursache im allgemeinen, daß Deutschland arm geworden, besteht also darin, daß der Krieg so unendliche Capitale verzehrt hat, ohne daß ihm dafür ein proportionirlicher Ersatz durch nützliche Sachen geleistet worden. Die specielle Ursache des drückenden Zustandes der Landleute insbesondere ist, weil auf dem Lande die Ursachen, welche bisher eine so große Quantität ländlicher Producte, gereizt durch die lohnenden Preise, lieferten, ihrer Natur nach fortwirken, obgleich die bisherige Nachfrage mit dem Kriege verschwunden ist, und weil die Natur gerade in den letz-

Digitized by Google

ten Jahren (1818—1824) auf eine so außerordentliche Weise half, daß der Boden selbst größere Quantitäten lieferte, als selbst die Kriegszeit bedurft hätte, wodurch denn bei der abnehmenden Nachfrage das Angebot wuchs und immer dringender wurde, so daß die natürliche Folge des Ueberflusses und der dringenden Angebote, nämlich niedrige Preise der Producte nothwendig entstehen mußten.

Der Graf von Soden, Hr. von Seutter, Hr. Steimmig und eine Menge anderer Schriftsteller und Politiker suchen die Ursachen der niedrigen Getreidepreise in dem Mangel des baaren Geldes. Nach ihnen hat Deutschland durch den auswärtigen Handel und insbesondere durch den Handel mit England den größten Theil seines baaren Geldes verloren, und verliert noch täglich mehr; und da sich nach ihnen der Geldpreis der Waaren mit der Menge des vorräthigen Geldes erhöhet und mit der Verminderung desselben erniedrigt, so sehen sie die Haupursache des Fallens der Getreidepreise in dem jetzigen Mangel des baaren Geldes, und fast alle welche sich über diesen Gegenstand öffentlich ausgesprochen, sind geneigt ihnen beizustimmen. Wenn man aber die Sache und die bisher angeführten Thatsachen genauer erwägt, so ist die Verminderung der Geldmasse in Deutschland, wenn sie anders eine wahre Thatsache ist, mehr eine Folge des Nothstandes und der Verarmung von Deutschland als eine Ursache dieser Erscheinungen.

Da Geld zu nichts zu gebrauchen ist, als nützliche Dinge dafür einzutauschen, so liegt es in der Natur der Sache, daß das Geld dahin zieht, wo es viele nützliche und angenehme Dinge für die welche Geld besitzen, gibt. Werden also die nützlichen Dinge in einem Lande vermindert, vernichtet, verschwendet, oder können die Geldbesitzer die vorhandenen Güter nicht gebrauchen, sondern begehren andere, die man im Lande nicht findet, so geht das Geld aus dem Lande und sucht anderswo die Güter auf, welche die Geldreichen begehren. Wenn so viel Geld im Lande ist, daß die Geldbesitzer alles was sie dafür begehren, bezahlen können, so ist Geld genug vorhanden. Vermindern sich daher die verkäuflichen Dinge in einem Lande oder sind die bisherigen für weniger Geld als sonst zu haben, so ist weniger Geld zum Kaufen des Angebotenen nöthig, und das übrige Geld wird daher wo anders Anwendung suchen, so wie es sehr bald wieder zurückkehrt, sobald unser Land die verkäuflichen und gesuchten Dinge vermehrt, oder zu deren Einkauf mehr Geld als sonst nöthig wird. Das Geld zieht allenthalben den gesuchten Waaren nach, und das Geld findet sich daher allenthalben leicht ein, wo sich gesuchte und käufliche Waaren zu besseren Preisen finden, als anderswo. Wenn

Digitized by Google

es daher in einem Lande an Gelde fehlt, so ist dieses ein Zeichen, daß es nichts besitzt, was geldreiche Länder und wohlhabende Leute begehren und zu kaufen wünschen. Könnte es sich nur dergleichen Dinge verschaffen, so würde ihm bald das benöthigte und gesuchte Geld zufließen. Wo also Geld fehlt, da darf nur die Industrie geweckt und zur Hervorbringung eigenthümlicher Producte angereizt werden, um so viel Geld, als zum Umtausch der vorhandenen und gesuchten Güter nöthig ist, herbeizuschaffen.

Ueberhaupt herrschen viele fehlerhafte Begriffe in der Beurtheilung des Verhältnisses des Geldes zu den damit zu kaufenden Waaren. Viele richten ihr Augenmerk blos auf das Verhältniß der Quantität des baaren Geldes und der dafür einzutauschenden Waaren, und meinen, daß, jemehr baares Geld in einem Lande in Vergleich mit der Waarenquantität vorhanden sey, desto mehr baares Geld dafür bezahlt werde, und je geringer das Verhältniß der Geldsumme zu der Quantität der Waaren sey, desto weniger Geld brauche dafür bezahlt zu werden. Diese Sätze aber erleiden so viel Einschränkungen, daß man auf lauter falsche Folgerungen stößt, wenn man sie in ihrer Allgemeinheit als unbezweifelt und wahr gelten läßt. Man muß daher erst die letzte und wahre Ursache kennen lernen, welche macht, daß mehr Geld für eine Waare zu der einen Zeit gegeben wird, als zu einer andern, um einzusehen, weshalb die Vermehrung des Geldes die Waarenpreise erhöhet, oder die Verminderung desselben sie vermindert, bevor man den Einfluß der Vermehrung oder der Verminderung des baaren Geldes auf die Preise der Waaren beurtheilen kann.

Es reducirt sich nämlich aller Tauschwerth der Dinge zuletzt auf nichts als auf die Quantität und Qualität der Arbeit, welche es kostet, um zu demselben regelmäßig und beliebig zu gelangen. So lange nun ein Ding schlechterdings nicht anders beliebig erlangt werden kann, als durch eine bestimmte Quantität Arbeit von einer gewissen Qualität, so lange wird jeder der dieses Ding bedarf und begehrt, dasselbe nicht anders erlangen können, als wenn er entweder diese Arbeit selbst daran wendet, um sich dieses begehrte Ding zu verschaffen, oder etwas dafür gibt, das regelmäßig zu erlangen eben so viel kostet, als das begehrte Ding, und welches von dem der dasselbe besitzt, gleichfalls eben so eifrig begehrt wird, als der andere das seinige begehrt. Dieses Verhältniß ändert sich nur dann, wenn eine Sache, deren Herausbringung eine bestimmte Quantität Arbeit gekostet hat, in solchem Ueberfluß erzeugt worden ist, daß sie nicht in solchem Maße begehrt wird, oder wenn ein solcher Mangel daran ist, daß der Begehr darnach größer ist, und deshalb nicht befriedigt werden kann. Diese Veränderung aber trifft den Preis einer

Digitized by Google

Sache um so weniger und um so seltener, jemehr sie von solcher Beschaffenheit ist, daß sie leicht in beliebiger Menge da hervorgebracht oder dahin geschafft werden kann, wo sie begehrt wird, und jemehr entweder die Begierde darnach leicht beschränkt, oder die Befriedigung derselben durch andere Mittel ersetzt werden kann.

Vergleicht man nun in dieser Hinsicht den Tauschwerth des Geldes und des Getreides mit einander, so wird die allgemeine Regel seyn, daß man so lange einen Scheffel Getreide mit einem bestimmten Stücke Silbergeld beliebig kaufen kann, als ein Scheffel Getreide mit einer solchen Quantität Arbeit von gleicher Qualität beliebig erlangt werden kann, als jenes Stück Silbergeld mit derselben Quantität und Qualität Arbeit zu erlangen ist. Sobald aber die beliebige Erlangung eines solchen Stückes Silbergeld mehr Arbeit kostet als ein Scheffel Getreide, wird man auch mehr Getreide, und wenn es mit weniger Arbeit beliebig zu erlangen ist, wird man weniger Getreide dafür erhalten können.

Rührt also der Ueberfluß an Gelde daher, daß eine und dieselbe Arbeit noch ein-, zwei- oder dreimal so viel Geld hervorgebracht hat, und hat sich das Verhältniß der Geldmenge zu den übrigen Waaren, die man für Geld sucht, nicht geändert, ist endlich auch Nachfrage und Angebot der gegen Geld gesuchten Waaren sich gleich geblieben, so wird man noch ein-, zwei- oder dreimal soviel von dem wohlfeiler gewordenen Gelde für die Waaren geben müssen als bisher; findet dagegen der umgekehrte Fall statt, daß die Waaren mit weniger Arbeit, die Gewinnung derselben Quantität Geld aber mehr Arbeit kostet, so werden die Waaren aus doppelter Ursache im Geldpreise proportionirlich fallen, wenn nicht veränderte Nachfrage oder Angebot jenen Ursachen entgegenwirken. In dieser letzten Hinsicht findet in Ansehung des Tauschwerthes des Geldes und der verschiedenen Waarenclassen ein großer Unterschied statt, welcher bei Betrachtungen dieser Art nie unbeachtet bleiben darf. Das Material des Geldes (Gold und Silber) und eben deshalb auch das Geld selbst, behält unter allen Dingen, welche wir kennen, am allerdauerhaftesten und regelmäßigsten seinen Tauschwerth, weil alle vorhandenen Vorräthe auf der ganzen Erde im Angebote auf jedem Markte, wo sie feilgeboten werden, concurriren, und das Hinschaffen von einem Markte zum andern, wenn sie auch noch so entfernt von einander sind, nur wenig Procente ausmacht. Daher bestimmt sich der Tauschwerth des Goldes und Silbers immer durch die Quantität der nothwendigen Kosten, zu welchen die letzte Quantität dieser Metalle, welche zur Befriedigung des allgemeinen Begehrs nöthig sind, herbeigeschafft werden kann. Und da diese Kosten der Erfahrung zufolge sich geraume Zeit hindurch gleich bleiben, so

Digitized by Google

ändert sich der Tauschwerth des Goldes und Silbers nur langsam und selten in beträchtlichem Grade. Die übrigen Waaren haben darin ein ganz anderes Schicksal.

Da sich nämlich die Quantität und Qualität der Arbeit, welche zur Hervorbringung oder beliebigen Herbeischaffung einer bestimmten Quantität anderer Art von Waaren öfter ändert als bei dem Gelde, da ferner in Ansehung vieler derselben die Natur bald mehr bald weniger zu ihrer Vermehrung oder Verminderung beiträgt, da endlich die Nachfrage und das Angebot der einen oder der andern Waare bald stärker und dringender, bald schwächer und weniger dringend ist: so wird auch der Tauschwerth dieser Waaren, gegen Silber gerechnet, bald größer, bald kleiner seyn, und man wird für eine und dieselbe Quantität Geld bald mehr bald weniger erhalten können, wenn gleich der reelle Geldwerth, selbst nach seinem ursprünglichen und allgemeinen Maßstabe des Werthes gemessen, sich gar nicht geändert hat. Jedoch ist zu bemerken, daß gleiche Veränderungen des reellen Tauschwerthes nach Arbeit berechnet, nicht in vielen Dingen zugleich vorfallen, und daher sicher geschlossen werden kann, daß, wenn der Tauschwerth vieler, ja fast aller Dinge gegen das Geld zu gleicher Zeit und lange Zeit hinter einander statt finde, die Veränderung dieses Verhältnisses nicht in den übrigen Dingen, sondern in dem Gelde vorgegangen seyn müsse; dahingegen, wenn sich nur der Tauschwerth einiger Waaren, gegen das Geld gerechnet, ändert, so ist sicher zu schließen, daß die Ursache dieser Veränderung nicht in dem Gelde, sondern in der Veränderung des Werthes derjenigen Waaren liege, deren Geldpreis sich geändert hat.

Nun aber hat sich in den letzten 30 Jahren der Geldpreis der übrigen Waaren bei weitem nicht so allgemein und in solchem Grade gleichförmig verändert als der Geldpreis des Getreides und solcher Waaren, welche von gleicher Natur sind als Getreide, z. B. wie der Producte fremder Länder, des Kaffees, des Zuckers, der Baumwolle u. s. w., oder solcher, wo die vervollkommnete Arbeit die Ursache des Fallens der Preise deutlich andeutet. Und hieraus folgt nothwendig, daß sich diejenigen irren, welche die Ursache des Fallens des Getreides in den letzten 8 bis 9 Jahren in der verminderten Menge des baaren Geldes suchen. Daß kurzsichtige Köpfe gleich an Geldmangel denken, wenn sie irgendwo Noth sehen, ist begreiflich, da sie in der beschränkten Stelle, wo sie sich befinden, nur zunächst im Gelde das Mittel erblicken, sich alles was man bedarf, zu verschaffen. Wenn aber Männer von erweiterter Einsicht, wie die Herren Steimmig, Soden und Seutter sich so fest daran halten können, als sie in den vorliegenden Schriften thun, darüber muß man sich wundern.

Digitized by Google

Herr Steimmig wagt es in seiner Schrift „Ueber das britische Korngesetz", S. 14, das Verhältniß der Vorräthe des Geldes in den verschiedenen Epochen von 1790, 1810 und 1820 in bestimmten Zahlen anzugeben, und zieht aus diesen Angaben viel zu rasch Schlüsse auf die Verschiedenheit der Geldpreise der Dinge und insbesondere des Getreides. Denn

1) sind die Zahlen, welche die verschiedenen Geldquantitäten in den verschiedenen Epochen bestimmen, selbst höchst unsicher und so gut als ohne Beweis angenommen, indem die Berechnungen, denen er aus Humbold und andern folgt, leicht Fehler nicht von Millionen, sondern von Milliarden enthalten können;

2) läßt sich von dem einen Dato nämlich der vorhandenen Menge des Geldes auf den Geldpreis noch gar nichts folgern, wenn man nicht zugleich a) die Veränderung der Quantität und Qualität der Waaren, welche damit gekauft werden sollen, vor sich hat, ein Datum, das dem Herrn Steimmig gänzlich fehlte, b) den verschiedenen Grad der Geschwindigkeit des Umlaufes des Geldes, und c) alle veränderten Verhältnisse des Angebotes und der Nachfrage der verschiedenen Arten von Waaren kennt. Ohne genaue Kenntniß aller der Verhältnisse, zu welcher zu gelangen ganz unmöglich ist, läßt sich kein einziger sicherer Schluß aus der Verschiedenheit der Geldmenge auf die Verschiedenheit der Geldpreise ziehen.

Herr von Seutter und Graf Soden zeigen zwar auf eine einleuchtendere Art, daß Deutschland viel baares Geld verloren. Aber ihren Folgerungen, daß dadurch die Preise des Getreides haben fallen müssen, liegen eben so unsichere Thatsachen zum Grunde, als den Schlüssen, woraus sie die Angaben der Summe des Metallgeldes bestimmen wollen, welches aus Deutschland gegangen seyn soll. Richtig ist es, daß Deutschlands Haupttauschmittel, womit es ausländische Producte bezahlte, in ländlichen Producten bestand, und daß, als der Eingang derselben nach England und Frankreich von deren Regierungen verboten oder durch hohe Zölle erschwert wurde, Deutschland in Verlegenheit kam, womit es die Lieferungen jener Länder bezahlen sollte. Zunächst mußte also allerdings wohl Gold und Silber oder baares Geld angewandt werden, um die Ausländer für das was Deutschland noch von ihnen empfing, statt des bisherigen Getreides zu bezahlen. Dieses wurde auch dadurch erleichtert, daß eine unendliche Menge anderer Güter durch den Krieg in Deutschland zerstört und die productiven Kräfte dieses Landes schon zu Grunde gerichtet waren, zu deren Ankauf und Erhaltung sonst eine große Menge Geld nöthig war, das nun durch jenes Unglück müssig wurde und daher natürlicherweise seinen Gang ins Ausland nahm. Denn es

Digitized by Google

fand im Lande keine gewinnreiche Beschäftigung mehr. Indessen mußte die Natur der Sache diese Ausströmungen des baaren Geldes ganz von selbst bald in die natürlichen Schranken zurückdrängen. Denn 1) mußten sich die Einkäufe fremder Waaren nothwendig vermindern, da die Verarmung von Deutschland durch innere Ursachen für viele den Genuß ausländischer Producte unmöglich machte, wie auch die Tabellen der Ein- und Ausfuhr, wenn man sie unparteiisch ermittelt, die verminderte Einfuhr ausländischer Producte klar beweisen. 2) Das baare Geld aber, was zur innern Zahlung nöthig war, mußte auf irgend eine Art wieder hereingeschafft werden. Die auswärtigen Anleihen, in welchen einige das verderbliche Mittel dazu sehen wollten, konnten nur eine schwache Hülfe dabei seyn. Das Hauptmittel, die benöthigten Baarmittel wieder herein zu schaffen, blieben immer Deutschlands Producte. Wurde sein Getreide nicht mehr begehrt, so mußte die Industrie andere schaffen, und kauften diese England und Frankreich nicht, so mußte Deutschland seine Producte bei andern Ländern anzubringen suchen und dafür von ihnen das baare Geld kaufen, was es zu Bezahlung englischer und französischer Producte nöthig hatte. Mußte es seine Producte auch wohlfeil hingeben, ohne sie konnte es doch keine edeln Metalle ins Land schaffen. Denn sein Vorrath hätte sich in wenig Jahren erschöpft, wenn es gar keine Mittel gehabt hätte, die ausgehenden Vorräthe durch neue Einfuhren von andern Seiten her, so weit sie zum Austausch nöthig waren, zu ersetzen, oder die Ausländer, von welchen sie für baar Geld kauften auf die Länder, an welche sie für baar Geld verkauften, darauf anzuweisen. Wenn man uns aus den Handelstabellen glaublich machen will, daß aus Deutschland immer Geld hinausgehe, aber gar keins wieder hereinkomme, so beruhen die Schlüsse, auf welche man dergleichen Behauptungen baut, auf lauter irrigen Angaben. Denn es ist ein falscher Schluß, wenn behauptet wird, daß keine andere deutsche Waare aus dem Lande geht, als welche in den Zolltabellen und in den Ausfuhrlisten steht, und daß eine Ausfuhr, wovon man nicht Ort und Stelle und Quantität in Zahlen nachweisen kann, gar nicht existirt. Es ist vielmehr gewiß, daß der Verkehr der größere ist, welcher in den Aus- und Einfuhrlisten fehlt, da sich die meisten Producte durch viele Zwischenwege aus dem Lande entfernen, und auf Wegen hereinkommen, wo sie der öffentlichen Beobachtung gänzlich entgehen.

Alle statistischen Angaben hierüber leiden an Auslassungen, welche in den meisten Fällen und im Allgemeinen immer stärker sind als die Angaben.

Daß weniger baares Geld jetzt in Deutschland ist als vor

Digitized by Google

30 Jahren, wollen wir keineswegs leugnen. Die Franzosen haben es geplündert, die Regierungen mußten viel auf den Krieg in Polen, Rußland, Frankreich verwenden; das Volk mußte 1816—17 viel fremdes Getreide für baares Geld kaufen, und als deutsche Producte und Waaren vom Auslande zurückgewiesen wurden, mußte Deutschland das Fremde, dessen es bedurfte, zum größten Theile mit baarem Gelde bezahlen. Also baar Geld ist gewiß in Menge aus Deutschland gegangen, und Deutschland ist dadurch ärmer geworden, weil ihm von dem, was es dafür erhalten, wenig übrig geblieben und vieles ganz umsonst hat weggegeben werden müssen. Aber noch vielmehr als dieser Verlust des baaren Geldes hat zur Verarmung Deutschlands beigetragen der Verlust an Producten und nützlichen Sachen, welche die Feinde und die Kriegstruppen zerstört haben, die untergegangenen Zweige der Industrie, welche das Continentalsystem zerstört hat, welche unendlich größer sind als die, welche es statt derselben hervorgetrieben, die Verrückungen der Handelswege, welche die feindliche Politik hervorbrachte u. s. w. Weil Deutschland von dem Unglück letzterer Art betroffen ist, so bedarf es nun auch weniger baares Geld als ehemals, und wenn es auch die ganze Summe, die es verloren hat, plötzlich wieder erhielte, so würde es dadurch seinen Reichthum nicht wieder erlangen; denn das Geld würde nicht im Stande seyn die verlornen reellen Güter wieder hervorzubringen, und daher größtentheils nur angewandt werden, die luxuriösen Bedürfnisse davon einige Zeit zu befriedigen, in deren Hände der Zufall die Geldsummen spielen würde. Volksreichthum begründen nur lebendige und mannichfaltige productive Kräfte, Geld aber reicht nicht hin, um diese zu erzeugen und in steter Thätigkeit zu erhalten. Wenn man daher die Verminderung der Geldsumme in Deutschland als die Ursache der Verarmung des Landes vorstellt, so ist dieses ein Irrthum, es ist nur eine Wirkung davon.

Herr Gall sucht die Ursache des Elendes von Deutschland darin, daß die Menschenkraft in dem Verhältniß zu dem alles beherrschenden Gelde einen zu geringen Werth habe, und läßt sich in weitläufige Schilderungen ein, um zu beweisen, daß der Geldlohn, welchen der Arbeiter erhält, kaum zureiche, sein und seiner Familie elendes Leben zu fristen, da hingegen einige wenige im Ueberfluß schwelgten, um das durch ihre Mitmenschen in saurem Schweiße Hervorgebrachte zu vergeuden. Die Ursache dieser Werthlosigkeit der Menschenkraft, oder die Ursache davon, daß die Menschenkräfte keine größere Belohnung finden, liegt doch wieder nur darin, daß es an Mitteln fehlt, sie stärker zu belohnen. Wäre eine größere Nachfrage darnach vorhanden, so würde der Werth

Digitized by Google

der Menschenkräfte bald steigen. Diese Nachfrage aber hängt von verschiedenen, durch die Nation verbreiteten Capitalien ab, die nicht in wenig Händen, sondern durch die ganze Nation vertheilt seyn und für viele ein gutes Einkommen bewirken müßten, wenn sie den Werth der Menschenkräfte in die Höhe treiben und den Wohlstand unter das Volk allgemein verbreiten sollten. Nun sind aber so unendliche Capitale im Kriege vergeudet und vernichtet, daß es eben an Mitteln fehlt, so viel Hände zu beschäftigen, als die im Kriege zusammen gepreßten Capitale beschäftigen konnten. Die Werthlosigkeit der Menschenkräfte ist also gleichfalls eine natürliche Wirkung der Verluste im Kriege als der Armuth des Volks, sie ist der Hauptbestandtheil des Elendes selbst, nicht die Ursache desselben. Es kann für die Arbeit nicht mehr gegeben werden, weil die Bestimmung ihres Lohnes blos von der Concurrenz der Arbeit suchenden Capitale abhängt, und diese Concurrenz allenthalben um so geringer ist, je weniger Capitale vorhanden sind, welche Producte suchen, und je weniger Capitale bereit sind, welche die Kosten dazu vorschießen können. Daß es am erstern fehlt, daran sind die Zerstörungen im Kriege Schuld. Die letztere Gattung von Capitalien, wenn auch viel davon vorhanden sind, finden aber bei dem Mangel der Nachfrage, keinen Nutzen bei der Production nicht gesuchter Waaren, und suchen daher ihr Unterkommen im Auslande oder in unfruchtbaren Verwendungen.

Daß durch das continuirliche Sinken der Getreidepreise der Landmann ärmer geworden, daß diese Verarmung auch auf die Capitalisten, welche ihre Capitale geliehen haben, einen höchst nachtheiligen Einfluß gehabt, und alle Gewerbe, welche für den Landmann gearbeitet haben, dabei viel gelitten, ist eine ganz evidente Sache. Ob aber niedrige Getreidepreise überhaupt für den Wohlstand einer Nation nicht zuträglicher sind als höhere, ist eine Frage, welche dadurch nicht entschieden ist. Vielmehr ist es augenscheinlich, daß je weniger dem Volke seine nothwendigen Bedürfnißmittel kosten, desto mehr Mittel behält dasselbe übrig, seine Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens zu befriedigen, so daß ein Volk das glücklichste wäre, welches auf die Gewinnung seiner nothwendigen Bedürfnisse gar keine Mühe und Arbeit zu verwenden und gar nichts dafür zu bezahlen brauchte, denn ein solches könnte seine ganze Zeit und Mühe auf Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens, oder auf Erhöhung seiner geistigen Cultur verwenden. Eine solche Revolution, wenn sie möglich wäre, würde freilich die Landeigenthümer um ihr ganzes Vermögen bringen, weil die Getreidefelder ihren Tauschwerth verloren hätten und kein Einkommen mehr geben könnten, das einen Tauschwerth hätte. Dahingegen wären die sämmtlichen producti-

Digitized by Google

ven Kräfte, die sich bisher mit Getreidebau beschäftigen mußten, für andere Productionen gewonnen, und würden bald die Tauschwerthe ersetzen, welche durch eine solche Revolution zu Grunde gegangen wären. Ich stelle diesen Fall in einem Beispiele, das sich in seiner ganzen Fülle in der Welt nicht ergeben wird, nur deshalb so schroff hin, um die Folgen anschaulich zu machen, welche eintreten müssen, wenn er sich in einem minderen Grade ereignete. Daß wir das benöthigte Getreide so theuer bezahlen müssen als es jetzt geschieht, rührt blos daher, daß die Erzeugungskosten des aus den allerunfruchtbarsten Feldern gewonnenen Getreides so hoch sind. Denn sobald es nöthig ist, daß auch aus schlechten Feldern oder durch eine kostbarere Kultur das nöthige Getreide erzielt wird, kann letzteres nicht anders erhalten werden, als für einen Preis, welcher alle dazu nöthigen Kosten und Profite vergütet. Alles Getreide, welches mit viel geringeren Kosten erzeugt wird, nimmt sodann denselben Preis an, und es muß dann alles Getreide gleich theuer bezahlt werden. Der Ueberfluß über die nothwendigen Erzeugungskosten des Getreides fällt sodann den Grundherren als Rente zu, und durch diese wird der Capitalpreis der Ländereien für die Eigenthümer derselben bestimmt. Würde die Vervollkommnung der Cultur der Erde so weit gebracht, daß nur die Hälfte der Arbeit nöthig wäre, um ihr dieselbe Quantität der Lebensmittel abzugewinnen als vorher, wäre es durch Anwendung sicherer Capitale dahin gebracht, daß die sonst unfruchtbareren Ländereien eben so viel und mit eben so wenig Mühe und Kosten gleich viel hervorbrächten, als die von Natur fruchtbareren, oder wäre eine Frucht eingeführt, wie die Kartoffel, der Reis, der Brotbaum u. s. w., welche Nahrungsmittel in hinreichender Menge für gleiche niedrige Productionskosten lieferten: so würde die Rente der besseren Felder zwar abnehmen, die Grundstücke solcher Art würden an Capitalwerth verlieren und die Eigenthümer derselben würden allerdings einbüßen, aber die Nation im Ganzen würde dadurch so wenig ärmer werden, daß sie vielmehr dadurch nur gewinnen könnte. Denn sie würde mehr Lebensmittel mit weniger Mühe und Arbeit erhalten und die dabei ersparte Arbeit könnte nun zu anderen Producten und Genüssen angewandt werden, und die Nation wäre also in der That reicher geworden, obgleich die Grundstücksbesitzer an Rente verloren und ihre Grundstücke einen geringeren Kaufwerth erhalten hätten.

Es ist daher keine richtige Vorstellung, wenn einige das Unglück der deutschen Nation darin sehen wollen, daß durch die niedrigen Getreidepreise der Geldertrag der Ländereien so tief gesunken sey, und wenn sie den Nationalreichthum nach den Capitalen berechnen, welche die Grundstücke vor zwanzig Jahren werth wa-

Digitized by Google

ten, wo der Durchschnittspreis des Scheffel Weizens 2 bis 3 Thlr. war, und ihn mit denen vergleichen, welcher in den letzten sechs Jahren statt gefunden hat, und wenn sie meinen, die Nation habe die ganze Differenz verloren, welche den Unterschied jener Capitalwerthe der Aecker ausmacht. Denn die höheren Preise, welche die Getreideverzehrer sonst geben mußten, wurden ja von der Mehrheit der Nation an die Minderheit derselben bezahlt, und wenn diese mit geringeren Preisen vorlieb nehmen muß, so bleibt ja der Ueberschuß in den Taschen der Mehrheit, und wenn die niedern Preise fortdauern, so gewinnt die Mehrheit mit dem, was ihr die niedern Getreidepreise übrig lassen, auch die Rente und die Capitale, welche die Grundeigenthümer verlieren. Der ganze Unterschied ist blos der, daß die Rente, welche der Acker nicht mehr seinem Eigenthümer trägt, nun dem Getreideconsumenten, der das Getreide kauft, zufällt, und daß das Capital, welches der Werth des Ackers verliert, nunmehro in den productiven Kräften liegt, welche bei der Getreideproduction erspart werden und nun andere Werthe schaffen. Wenn z. B. der rohe Ertrag eines Stückes Feld sonst für 2000 Thlr. Geld verkauft wurde, wovon die Hälfte zur Erstattung der Productionskosten nöthig war, die andere Hälfte aber dem Eigenthümer als Grundrente zufiel, so wird ein solches Grundstück dem Eigenthümer, zu 4 Procent gerechnet, 24,000 Thlr. werth seyn, die Käufer der Producte dieses Ackers aber müssen, wenn ein Arbeitstag gleich mit 8 Gr. angenommen wird, 60,000 Arbeitstage, oder welches dasselbe ist 2000 Thlr. dafür bezahlen. Nun setze man aber, dasselbe rohe Product dieses Ackers könnte für 1000 Thlr. von den Consumenten gekauft werden, und zur Erstattung der Erzeugungskosten gehörten nur 800 Thlr., so wird der Eigenthümer des Ackers nur 200 Thlr. jährliche Rente erhalten können und folglich 800 Thlr. jährlich verlieren, und sein Grundstück wird nicht mehr 24,000, sondern nur 8000 Thlr. werth seyn. Dahingegen werden die Consumenten für dieselbige Quantität Nahrungsmittel nur 12,000 Arbeitstage zu bezahlen haben, und sie werden daher mit den übrigen 12,000 Arbeitstagen sich einen Werth in andern Producten verschaffen können, wodurch die Nation das vollkommen wieder gewinnt, was der Grundstücksbesitzer eingebüßt hat. Wenn die dadurch gewonnenen productiven Kräfte in Gelde angeschlagen werden, so muß ihr Geldertrag eben so hoch geschätzt werden, als der Ertrag, welchen das Grundstück durch das Sinken des Preises seiner Producte eingebüßt hat. Der Unterschied besteht blos darin, daß die Rente, welche der Acker trägt, einem, nämlich dem Eigenthümer desselben zufällt, dahingegen die Arbeitsrente, welche bei den erniedrigten Getreidepreisen dem Consumenten zu Theil

Digitized by Google

wird, sich unter viele vertheilt. Verfolgt man das Schicksal dieser Rente weiter in ihrer Anwendung, so kann sie in der Hand der Grundeigenthümer eben so verschieden seyn, als in den Händen der Käufer der Ackerproducte. Was jener dadurch gewinnt, kann er verzehren, oder kann productive Arbeit dafür verrichten lassen u. s. w. Was die Käufer der Producte dadurch erhalten, besteht in der ersparten Arbeitszeit oder in dem beim Einkauf ersparten Gelde. Die gewonnene Arbeitszeit können sie müssig genießen oder zu andern Diensten und Productionen anwenden u. s. w. In der Regel wird jedoch das, was die Arbeiter durch wohlfeile Preise gewinnen, bei einer an Industrie gewöhnten Nation immer mehr zu Vermehrung der Productionen, also zur Vermehrung des Nationalreichthums angewandt werden, als das, was die Grundeigenthümer durch die hohen Getreidepreise mehr erhalten.

Ist also durch die Einführung des Kartoffelbaues und durch die vervollkommnete Ackerkunst die Gewinnung der Lebensmittel wirklich erleichtert und wohlfeiler geworden, und liegt darin eine Ursache der Wohlfeilheit der Preise der Lebensmittel, so ist nichts mehr zu wünschen, als daß diese Ursachen fortbestehen und immer wirksamer werden. Die damit verknüpften Uebel, daß nämlich darüber viele Capitale verloren gehen, welche in der Speculation, daß die hohen Preise bleiben oder noch mehr steigen werden, und auf Verbesserungen und Ankauf von Ländereien verwandt wurden, sind allerdings vorhanden, und wer daran leidet, ist zu beklagen, aber sie sind Folgen eines Rechnungsfehlers, die der tragen muß, der ihn begangen hat, und der deshalb keine Entschädigung von der ganzen Gesellschaft verlangen kann. Sein Rechnungsfehler fällt ihm allein zur Last, obgleich eine Regierung zu tadeln ist, welche ihre Unterthanen hat verleiten helfen, ihn zu begehen.

Es kann dieses Raisonnement angewandt werden, um den Werth der englischen Kornpolitik zu zeigen. Die englische Regierung hat durch das Verbot der Einfuhr des fremden Getreides die Capitale und die productiven Kräfte in England auf dem Boden des Inlandes getrieben, und durch Fixirung des hohen Preises, bis zu welchem durchaus kein fremdes Getreide ins Land gelassen werden durfte, die Inländer aufgemuntert so viel Capitale und Kräfte auf den Ackerbau zu wenden, als zur Production einer solchen Quantität Getreide nöthig war, die für Englands Consumtion erforderlich ist. Da diese Quantität aus den von Natur fruchtbaren Feldern zu erzeugen nicht möglich war, so mußten auch schlechte Felder bebaut und auf die fruchtbaren eine vollkommnere, kostbarere Culturart angewandt werden, um die für England nöthige Quantität Getreide hervorzubringen. Da nun aber dieses ohne größere Kosten nicht möglich war, so mußte das

Digitized by Google

Getreide in England bis zu einem Preise gesteigert werden, welcher auch die Cultur des allerschlechtesten Ackers oder denjenigen Grad vollkommener Ackercultur bezahlte, welcher nöthig war, um den vollen Bedarf Englands zu befriedigen.

Offenbar ist es nun, daß das englische Volk so viel an productiven Kräften für andere nützliche Dinge einbüßte, als es mehr auf den Ackerbau verwenden mußte, wie nöthig gewesen wäre, wenn es unbedingt fremdes Getreide eingelassen hätte. Wenn nämlich Polen, Deutschland, Rußland ꝛc. z. B. nach des englischen Landwirth Jakob's Bericht im Parliamente höchstens den dreißigsten Theil des Getreidebedarfs für England (550,000 Quarter) für ein Drittel des Preises geliefert hätte, zu welchem die Engländer durch Erhöhung ihrer Feldercultur den ganzen Bedarf liefern, so wäre klar, daß sodann die englischen Getreideproducte um dieses Dreißigstel zurückgeblieben wären, und es wären nur diejenigen Felder in Cultur geblieben, oder es hätte nur so viel Capital und Arbeit an die Ackercultur gewandt werden können, als der Preis verstattete, zu welchem die Fremden ihr Getreide auf englischen Märkten verkaufen konnten. Setzen wir also, daß dieses zwei Drittel des Preises gewesen wäre, den das den englischen Landbauern versicherte Getreidemonopol hervorbrachte, so würde unstreitig aller Getreidebau in England, der mehr Kosten verursachte, als der durch freie Concurrenz bestimmte Preis erstatten konnte, in England unterblieben seyn, und es würden weder die Capitale noch die Kräfte auf den englischen Ackerbau verwandt seyn, welche die englische Kornpolizei dahin getrieben hat. Es würden also alle diese Capitale und Kräfte, welche in dem theureren Landbau beschäftigt sind, andern Gewerben und andern Beschäftigungen zugeflossen seyn. Was nun diese hervorgebracht hätten, würde bei weitem mehr gewesen seyn, als was zum Ankaufe des benöthigten Dreißigstels seines Getreidebedarfs vom Auslande nöthig war. Denn wenn z. B. das englische Volk 17 Millionen Quarter Getreide jährlich bedarf und solche den englischen Landbauern bei dem Getreidemonopol, zu 60 Schilling mit 51 Mill. Pf. St. bezahlen muß, diese aber bei freier Concurrenz des ausländischen Getreides zu 46 Schilling mit 34 Mill. Pf. St. kaufen kann, wovon es ungefähr 825,000 Pf. ans Ausland bezahlt, indem Handels- und Transportkosten größtentheils noch den Engländern zu Gute kommen, so profitiren die englischen Consumenten 17 Mill. Pf. dabei, die zwar dem englischen Getreidebau entgehen, dagegen aber in andern Gewerben angelegt und zur Erzeugung anderer Objecte des Genusses oder Verbrauchs verwandt werden können. Mit einem geringen Theile dieser Waaren (etwa mit 550,000 Pf. St.) kann England alles Getreide kaufen, was

Digitized by Google

es außer seinen eigenen Erzeugnissen vom Auslande bedarf, die übrigen Waaren (etwa für 16,450,000 Pf.) hat es durch solche Veränderung seiner Getreidepolitik gewonnen, und kann daher um so viel mehr Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten genießen. Es könnte zwar Manchem scheinen, als ob England dadurch so viel nicht gewinne, weil doch die Gutseigenthümer und Ackerbauer diese Summe einbüßten, allein es ist wohl zu merken, daß diese Summe blos durch die Kornbill ihnen in die Hände gespielt wurde, die Nation aber dadurch gar nichts mehr empfing, als was sie ohne diese Bill für einen viel geringeren Preis empfängt, und daß für das, was übrig bleibt, noch Objecte des Genusses verfertigt werden, die beim Bestehen gedachter Bill nicht erzeugt werden konnten, welche also die Nation einbüßen mußte. Es ist also offenbar, daß England, wäre die Kornbill nie gewesen, um die ganze Quantität der Güter reicher geworden wäre, welche vermittelst der Summen, welche der wohlfeilere Ankauf des Getreides übrig gelassen hätte, hervorgebracht worden wären. Man kann auch nicht sagen, daß die Ackerbauern dieselbe Production veranlaßt haben würden, wenn das, was sie bei dem niedrigen Preise einbüßen, in ihre Hände gekommen wäre. Denn in diesem Falle wäre die Production nur einfach gewesen, bei den niedrigen Getreidepreisen aber bringt dieselbe Summe zweimal so viel Güter hervor. Gesetzt der Getreideconsument bezahlt 100 Pfund für sein Getreide, so kann allerdings der Getreideverkäufer 100 Pf. verzehren oder sie auf productive Arbeit wenden, und z. B. wieder 100 Pf. hervorbringen. Aber der Consument hat dabei immer nur sein ihm benöthigtes Getreide. Kostet ihm aber dasselbe nur 50 Pfund, so kann er für die andern 50 Pfund noch einen gleichen Werth von Sachen hervorbringen oder verzehren, folglich hat er neben derselben Quantität Getreide noch einen gleichen Werth von andern Waaren, welche der Getreideproducent nicht haben konnte, wenn er wieder eine gleiche Quantität Getreide an die Stelle des verkauften setzen will. Denn nach der Voraussetzung des Marktpreises von 100 Pfund wird er eine gleiche Quantität nicht für 50 Pf. produciren können. Wäre aber dieses auch wirklich der Fall, so hätte die Kornbill dem Getreideproducenten einen solchen Profit auf die ungerechteste Weise aus dem Vermögen des Getreideconsumenten in die Tasche gespielt. Ohne die Getreidebill hätten also die englischen Capitale und Arbeitskräfte eine für England selbst und für alle übrigen Länder viel nützlichere und zweckmäßigere Anwendung gefunden, und die Engländer würden dabei nicht minder profitirt haben als die mit ihnen verkehrenden Nationen.

Unter allen uns vorliegenden Schriften hat keine die Ursachen

Digitized by Google

der Wohlfeilheit der ländlichen Producte so klar und richtig auseinandergesetzt, als der Aufsatz von dem Freiherrn von Voght in den oben benannten „Landwirthschaftlichen Heften", S. 1 fg. Er findet die Ursache im Allgemeinen in dem Ueberflusse der ländlichen Producte. Daß dieser vorhanden sey, beweist das anhaltende allgemeine dringende Angebot. Die Ursachen dieses Ueberflusses findet er 1) in den 30 Jahre lang bestandenen hohen Preisen, welche die stärkste Prämie zur Anreizung einer immer größern Production waren, und wodurch sowohl im westlichen als östlichen Europa eine immer größere Extension des Landbaues und eine größere Vollkommenheit der Getreidearten entstand. Die Theilung der Gemeinländereien, der Fruchtwechsel, das Mengen des Bodens, die Dismembrationen und eine Menge anderer Umstände wurden in Bewegung gesetzt, um den Ertrag zu vermehren. Die ungeheure Consumtion im Kriege schuf dieser erweiterten Production stete Abnehmer und unterhielt die Nachfrage zu den hohen Preisen. 2) Die Wirksamkeit aller dieser Ursachen der Vermehrung der Producte wurde noch durch die sechs trockenen und warmen fruchtbaren Jahre von 1819–1825 vergrößert.

Nachdem nun alle diese Ursachen in vollen Schuß gesetzt waren und immer fortwirkten, waren mit einem Male Umstände eingetreten, welche aufs stärkste auf Verminderung der bisherigen Nachfrage wirkten. Denn 1) hörte der Krieg auf und mit ihm die unendliche verschwenderische Consumtion desselben, insbesondere auch der Nahrungsmittel für Menschen und Vieh. Die großen, in Hinaussicht auf die bisherige Consumtion angeschafften Vorräthe stockten, und der Landmann fand keine Käufer mehr für seine gefüllten Boden, Scheunen und Speicher. Schon dieser Umstand mußte natürlicherweise die Preise herunterdrücken; jeder beeilte sich um so mehr, was er hatte, los zu werden, da die Ursachen reicher Ernten fortwirkten und die Vorräthe sich immer mehr und mehr häuften, und wenngleich die Wohlfeilheit und die wachsende Bevölkerung die Consumtion etwas vermehrte, so geschah diese Vermehrung doch in keiner solchen Proportion, als das Ende des Krieges und andere Umstände die Consumtion und die Nachfrage vermindert hatten. 2) Das Angebot und die Nothwendigkeit zum Verkauf wurde gerade durch das Fallen der Preise noch dringender. Denn um Pachtgeld, Zinsen und Abgaben, welche letzteren sich eher vermehrt als vermindert hatten, zu bezahlen, mußte natürlich eine viel größere Quantität ländlicher Producte zu den niedrigen Preisen, als sonst zu den höheren verkauft werden. Die Angebote mußten also häufiger und dringender werden und eben dadurch den Preis noch tiefer herunterdrücken. Hierzu kam 3), daß seit dem Jahr 1815 die Ausfuhr des Getreides nach

England gänzlich ausblieb, theils wegen der Kornbill, welche einem Verbote des ausländiſchen Getreides gleich kam, theils wegen der eigenen inländiſchen zugenommenen Getreideerzeugung, welche im Frieden hinreichte die Bedürfniſſe Englands zu befriedigen, und daher ſelbſt dann die Ausfuhr dahin ſehr vermindert haben würde, wenngleich das Korngeſetz nicht gegeben worden wäre; ähnliche Urſachen hinderten auch den Abfluß des deutſchen Getreides in andere Länder. 4) Kornhändler konnten unter dieſen Umſtänden auch keine Luſt finden, ihr Geld auf Ankauf großer Vorräthe zu wenden und auf Steigen der Preiſe zu ſpeculiren, da ſich keine Urſachen finden ließen, welche ein ſolches Steigen in kurzer Zeit wahrſcheinlich machten, eine Getreideſpeculation auf längere Zeit aber Capitaliſten nie zuſagen kann. Die Vorräthe fanden daher ſelbſt zu den niedrigſten Preiſen keine hinreichenden Käufer, zumal da die Anleihe in Staatspapieren den Geldmännern ſicherere Vortheile verſprach.

Durch dieſe hier angegebenen Urſachen iſt die Entſtehung und Dauer der niedrigen Getreidepreiſe vollſtändig erklärt. Geldmangel hat darauf nicht den geringſten Einfluß. Niemand wird deshalb einen Pfennig mehr für einen Scheffel Getreide geben, wenn ſich ſein Geldvorrath vermehrt. *)

III.

Histoire de René d'Anjou, Roi de Naples, Duc de Lorraine et Comte de Provence. Par M. le Vicomte F. L. de *Villeneuve Bargemont*. Mit dem Portrait des Königs und ſeiner zweiten Gemahlin, Jeanne de Laval, von René ſelbſt gemalt. Drei Bände. Paris, 1825. 8.

Der Verfaſſer des vorliegenden Werkes gehört auch zu jenen etwas beſchränkten Geſchichtforſchern, denen das Geweſene einzige Norm für das Werdende iſt. Mit großer Vorliebe betrachtet er die gute alte Zeit des romantiſchen kräftigen Ritterlebens, der verſchwundenen adeligen und geiſtlichen Inſtitute und Freiheiten; auch weiß er die Zeit, wo auf der verfluchten Erde nach ſeiner Anſicht „l'oubli de tout principe religieux, le mépris de tout ce

*) Der Schluß dieſes Aufſatzes wird in dem 2ten Hefte dieſes Bandes gegeben werden. D. Red.

Digitized by Google

qui est sacré sur la terre, l'abandon des saines institutions" herrſchte, recht tragiſch und herzergreifend auszumalen. Aber der wunderliche René von Anjou iſt bei aller ſeiner Gutmüthigkeit doch nicht dazu gemacht, dem rohen und kindiſchen Treiben der mittelalterlichen Menſchheit, die freilich, was die Natur der Sache mit ſich brachte, von den verfeinerten Laſtern eines cultivirten Geſchlechtes frei geblieben iſt, zu unſern Zeiten Eingang und Bewunderung zu verſchaffen. Als Menſchen kann man den ſonderbaren Mann lieb gewinnen und ſelbſt hochachten, aber als Staatsmann, als Regent betrachtet, wird der Tadel mehr als einmal laut werden müſſen. In allen ſchweren und mannichfachen Prüfungen des Lebens harrt René geduldig aus; vergebens wendet er das Einkommen ſeiner Erbſtaaten auf die Eroberung des von Johanna II. ſeinem Bruder vermachten und nach deſſen Tode ihm zugefallenen Königreichs Neapel und Sicilien; ſein tapferer und trefflicher Sohn Johann ſtirbt, wahrſcheinlich vergiftet, als er nahe daran war, ſich ein Königreich (Arragonien) zu erobern, ſeine ſelbſtändige, herrſchſüchtige Tochter Margaretha, an Heinrich VI. verheirathet, den Shakſpeare mit den Worten:

Was never subject long'd to be a King
As I do long and wish to be a subject,

ſo trefflich ſchildert, muß er ſelbſt nach dem ſchrecklichen Tode ihres Gemahls und ihres Sohnes mit 50,000 Thalern (auch Ludwig XI. gibt ſo viel, läßt ſich aber dafür ihre eventuellen Rechte auf Lothringen u. ſ. w. abtreten) aus der Gefangenſchaft löſen, und anderes mannichfaches häusliches Ungeſchick ſtürmt über ihn herein. Wenn du, ſchreibt er an die gefangene Margaretha, deinen Kummer weniger fühlen willſt, ſo denke an den meinigen, wahrlich er iſt groß. — — — Da ſucht er in den von Jugend auf ihm nicht fremden, mannichfachen Beſchäftigungen und verſchiedenartigen Künſten und Wiſſenſchaften ſich Troſt und Erheiterung zu verſchaffen. Malerei, Muſik, Dichtkunſt und Wappenkunde ſcheinen den unglücklichen Kronprätendenten, den traurigen Vater mit dem Leben wiederum ausgeſöhnt zu haben. Freilich ſcheint er auch über dieſem Treiben ſeine Herrſcherwürde und ſeine Herrſcherpflichten, beſonders in der Nähe des ſchlaulauernden und bei ſeiner abergläubiſchen Frömmigkeit höchſt gewiſſenloſen Ludwig XI., nicht ſelten vergeſſen zu haben, obgleich das Andenken an ſeine Güte ſich heute noch bei den dankbaren Einwohnern der Provence erhalten hat. Recht gut ſagt Chevrier in ſeiner „Histoire littéraire de Lorraine", t. III, 20: „Dévot et courageux, il vint en Provence pour suivre les traces de ses brujantes processions. Au goût de la peinture il réu-

Digitized by Google

nit la manie des vers. Il avoit quelque fois de bons intervalles, et le désir de combattre le saisisait au milieu de ses folies ou de pieuses bagatelles."

Wenn nach Frau von Stael die Deutschen es nicht verstehen ein Buch zu machen, so finden wir hier auch einen Franzosen, einen Hofmann, der es so wenig versteht, wie mancher grundgelehrte Professor auf deutschen Hochschulen. Beinahe die Hälfte des ganzen, aus vierzehn hundert und zwanzig Seiten bestehenden Werkes nehmen die zahlreichen Noten ein, wo das Bekannteste aus allen zugänglichen Handbüchern mit wichtigen Auszügen aus Handschriften bunt und kraus untereinander läuft; selbst an Wiederholungen fehlt es nicht; vergebens erwartet man eine kritische Nachricht über die handschriftlichen und gedruckten Quellen, vergebens sieht man sich nach einem Inhalts- oder Capitelverzeichniß um, der arme Leser findet sich in ein Meer von Zahlen und Daten versetzt, in dem er, wenn ihm die Zeitläufe nicht im voraus schon so ziemlich bekannt sind, sicherlich untergeht. Auch von der widerlichen Affectation, die trockenen Namen und Zahlen mit poetischen Redensarten und Beschreibungen ausputzen zu wollen, ist der Verfasser nicht frei zu sprechen; möchte doch vorzüglich den Historikern, denen Wahrheit über alles gehen muß, die treffliche Regel des Cicero: de parvis submisse, de mediocribus modice, de gravibus magnifice dicere, immer vor der Seele schweben. Wer erwartet wohl in einer diplomatischen Geschichte des Königs René eine romantische Beschreibung der Gegend von Neapel (I, 257)? so wenig wie in einem bedeutenden Werke eines deutschen Historikers eine Schilderung der bamberger Landschaft. Bei alle dem ist das Werk sehr schätzbar, es enthält viel Neues, freilich manches von sehr untergeordnetem Interesse, z. B. die detaillirte Beschreibung der Tänze und Bälle im 15ten Jahrhundert (II, 274, 283 fg.); auch in den Besitzungen des Königs René zeigte sich, wie allenthalben zu der Zeit ein übertriebener, alles häusliche Glück zerstörender Luxus (II, 347). Der höhere politische Grund, warum auch ein viel umsichtigerer Herrscher als René in Italien sicherlich nicht zum Ziele gekommen wäre, die eigentliche Ursache, warum die italienischen Herren dem Herzog von Anjou entgegen waren, ist dem Herrn Vicomte ganz entgangen. Philipp Maria Visconti, Herzog von Mailand und erwählter Oberherr von Genua, „schlauen, heimtückischen und unruhigen Geistes" (Bartholomaei Facii de rebus gestis ab Alphonso primo Neapolitanorum rege, Commentariorum libri decem, Jo. Michaëlis Bruti opera nunc primum in lucem editi. Lugduni, 1560. 4. S. 112—118), hat nicht, wie Herr Villeneuve behauptet, aus Schwachheit (I, 219) mit

Digitized by Google

Alphons dem Weisen ein Bündniß abgeschlossen, sondern aus Furcht, der übermächtige Einfluß von Frankreich in die Angelegenheiten Italiens möchte die Macht seines Hauses schwächen; so dachten alle Dynasten, so auch die mächtige Republik Venedig. Mit dieser Bemerkung ist auch das Mißlingen der spätern Unternehmung von Jean d'Anjou nach dem Tode Alphons des Ersten (1461) besser entschuldigt, als mit folgenden Redensarten: „Cependant, quoique ses rares vertus, sa force d'âme, sa bonté reconnue, lui eussent affectionné toute la noblesse et le peuple, la crainte inspirée par le caractère despotique de Ferdinand paralysa les efforts qu'on ne proposait de tenter." (II, 141.) Eben so lächerlich ist es, wenn der Hofgeschichtschreiber Faccius behauptet: Alphons sey blos aus Mitleid für die unglückliche (schändliche) Johanna II. zur Annahme des Königreichs bewogen worden.

Das Wichtigste, was uns der Verf. gibt, sind unstreitig die Beiträge zur Cultur- und Sittengeschichte des 15ten Jahrhunderts. Der wahre Freund des Vaterlands kann nicht genug gegen die trüglichen, romantischen Schilderungen eines Mittelalters warnen, wie es nie gewesen; nach der einen Phantasei findet man in ihm „die Religiosität als die schönste Blüthe, die in dem innersten Herzen des Volkes damals erglühte", nach der andern, „das sinnige Aufblitzen einer bessern Gemüthswelt", nach der man wiederum als dem entschwundenen Gan-Eden immerdar streben müsse. Solche phantasie- und gemüthreiche Leute sind schwer zu bekehren, woran auch wohl im Ganzen nicht viel gelegen ist, wenn sie nur nicht dem reinen Gemüthe des deutschen Jünglings und der deutschen Jungfrau eine Sehnsucht nach einer Zeit einflößen möchten, die jeder Geschichtskundige für ein bloßes Gedankenbild erklären muß. Zufällig kommt dem Referenten die „Histoire de Charles VI, Roy de France", von dem Erzbischof von Rheims, Jean Juvenal des Ursins, zur Hand (Paris, 1653, von Denys Godefroy herausgegeben), wo gleich auf der vierten Seite Folgendes zu lesen ist. Nach dem Tode Karls des Fünften (1380), auch der Weise genannt: „les gens de guerre estans sur les champs, pilloient, roboient, prenoient prisonniers, efforcoient femmes, violoient et depuceloient vierges et faisoient tout les maux que ennemis pourroient faire, excepté bouter feu, et se retiroit tout le peuple es forteresses et bonnes villes, marchands estoient detroussez, et disoient qu'ils ne payoient de leurs gages. Le Duc Regent (Ludwig I. von Anjou) envoya vers plusieurs Capitaines et aucuns manda et parla à eux... *mais conte n'entenoient et pis en faisoient*", und dies war gleich nach dem Tode eines Königs, unter dessen

Regierung, nach gleichlautender Versicherung aller Schriftsteller, „Frieden und Gerechtigkeit" herrschten; zu welcher Rohheit und Schlechtigkeit mußten die Gemüther dieser Bewaffneten nicht herabgesunken seyn!

René, wahrscheinlich ein Schüler des berühmten Johann van Eyck, war ein großer Freund der Malerei, er malte Karl VII., Karl VIII. als Kronprinzen und mehrmals sein eigenes Portrait; doch verleugnet er auch hier seinen bizarren Geschmack nicht, wie aus seinem „Gemälde des Todes" hinlänglich erhellt: „der Sarg ist geöffnet, der Leichnam lehnt sich gegen das Kreuz und wird scheußlich zerfressen von den nagenden Würmern" (III, 233). Auch die Gemälde, die er kaufte, mußten sich durch eine Sonderbarkeit empfehlen: so kaufte er drei am 5ten Mai 1476 zu Lyon um drei écus, wovon das erste einen Mann vorstellt, der eine Frau, und das zweite eine Frau, die einen Mann kämmt (III, 103). Am meisten Freude hatte aber der gute Mensch an Tournieren, Masqueraden und Narrenspielen, er selbst schrieb ein Turnierbuch und malte es mit eigner Hand aus (Gassier, „Hist. de la chevalerie française", c. XXXIII, 291; „Histoire de René", II, 300); eine vollständige Herausgabe dieses für die Sittengeschichte nicht uninteressanten Werkes wurde schon vor einiger Zeit angekündigt. So spurlos wie seine abenteuerlichen Aufzüge ist auch sein am 11ten August 1448 gestifteter Orden: Loz (Ruhm) en croissant verschwunden (II, 39), er ist auch der Stifter des berühmten, vielbesprochenen Narrenspiels zu Aix (II, 248, wo die frühern Untersuchungen hierüber angeführt sind). Jean Michel von Angers, ein sehr berühmter Verfasser von sogenannten Mysterien, hatte sich seiner Gunst im hohen Grade zu erfreuen; er selbst dichtete einige solche heilige Komödien, einen großen Roman: „La doulce Mercy" überschrieben, und einiges andere, wovon in einem „Aperçu sur la poésie du XV siècle" am Ende des zweiten Bandes ausführlich Rechenschaft gegeben wird. Sein Roman ist eine Nachahmung des berühmten Romans von der Rose, der im funfzehnten Jahrhundert von Manchem verschrien und durch den berühmten Kanzler Gerson in einem eigenen Werke angegriffen wurde. Es treten hier dieselben allegorischen Personen auf, wie Bel Accueil, Franchise, Piété, Faux-semblant u. s. w. Merkwürdig ist, daß der Advocat, der im Champion des dames von Martin Franc gegen das weibliche Geschlecht auftritt, die Geschichte mit der Päpstin Johanna anführt; bei dieser Gelegenheit ruft er aus:

O benoist Dieu! comme oza same
Vestir chazuble et chanter messe!
O fame oultraigeuse et infame!

Digitized by Google

Franc-Voiloir leugnet die Thatsache ganz und gar nicht, sondern behauptet, wenn Johanna eine liederliche Weibsperson gewesen ist, so wurde sie doch ein erbaulicher Papst, der oder die der Kirche sehr viel Gutes gethan hat, und dann:

Je n'ai pas lu en escripture
Que la papesse gouvernat,
Ou par simoniaque injure,
Ou hérésie machinast,
Et qu'ainsi ce pape en valoit bien un gaultre.

In einem moralischen Gedicht: „Mortifiement, ou Mortification de vaine Plaisance", will er beweisen, daß wir durch das Unglück, das wir auf der Erde erdulden, bewogen werden sollen, uns von der irdischen Freude abzuwenden. Es fehlt hier keineswegs an sehr poetischen Stellen. Die göttliche Gerechtigkeit und die Contrition, durch Mitleiden über die Klagen der Seele bewogen, kommen zu ihr und reden sie folgendermaßen an:

Cognois que tu es? d'ou tu viens? là ou vas?
Comment fut faicte? et lors tu cognoitras,
Le parfait bien (qu'à tos ne tient, qu'auras),
Et la grant gloire qui l'est veoir appareillée,
Et le royaulme que tu posséderas . . .
Des cieulx d'azur desquels tu jouiras!
Et là, ton Dieu, face à face verras!

Ganz nach dem Leben geschildert ist sein: „L'Abuze en Cour", wahrscheinlich zu der Zeit geschrieben, als der heimtückische Ludwig XI. sich der Provinz Anjou bemächtigte (1473). Am Hofe sagt er:

. . . . fault estre saige et discret;
Seais regardant et feins de ne rien voir,
Seais escoutant, et feins ne rien sçavoir;

was an die, den Hofleuten vom Marechal Richelieu gegebene Regel erinnert. Redet von jedem gut, sagt dieser berühmte Hofmann, meldet euch um jede Stelle, die leer wird, und setzt euch, wenn ihr könnt, denn ihr werdet häufig genug stehen müssen. Ueber den heiligen Valentinstag, dessen René mehrmals in seinen Gedichten erwähnt, wird der Referent bei einer andern Gelegenheit ausführlichere Auskunft geben.

— nn.

Digitized by Google

IV.

Sinnbilder und Kunstvorstellungen der alten Christen. Von Dr. Friedrich Münter, Bischof von Seeland, königlich dänischem Ordensbischof, Professor der Theologie auf der Universität zu Kopenhagen, Großkreuz des Danebrogordens und Danebrogsmann. Zweites Heft *). Mit acht Steindrucktafeln. Altona, Hammerich. 1825. 4.

Herr Bischof Münter hat nicht gezögert uns auch den Schluß seiner Untersuchungen über den Gegenstand, welchen der Titel besagt, zu geben. Er fängt mit der zweiten Hauptabtheilung an: die Bilder Christi, der heiligen Jungfrau, Johannis des Täufers und der Apostel Petrus und Paulus. Wir wollen zuerst von der Anmerkung sprechen, welche auf der dritten Seite des Werkes steht, da sie zu bedeutend für die Kunst des Alterthums und der mittlern Zeit ist. Die Stelle in der Naturgeschichte des Plinius (XXXV, c. 2), worin derselbe ein Inventum Marci Varronis beschreibt, wodurch Bildnisse vieler Personen neben die Lebensbeschreibungen derselben gestellt waren und gestellt werden konnten, nimmt Münter für Andeutung der Erfindung des Holzschnittes schon in jenen ältesten Zeiten an, und was dafür bemerkt wird, ist nicht ohne Wichtigkeit, bedeutend die Aufmerksamkeit auf sich ziehend. Daß die alten Völker von einer Kunst, Figuren in eine harte Masse zu schneiden und in eine weiche einzudrücken, mehr wußten, als man, im Stolze auf die neue Erfindung der Buchdruckerkunst, Holzschneide- und Kupferstecherkunst hat zugeben wollen, ist gewiß, und verringert das Mächtige, Bedeutende und Große in der Erfindung und Verbreitung der genannten Kunstausübungen auch nicht im geringsten, denn eben von dieser Wirksamkeit und Ausdehnung hatte das Alterthum keine Ahnung; im geringen Kreise mögen sie aber wohl etwas Aehnliches und Entsprechendes gekannt und geübt haben. Dahin gehören die alten Siegel mit Bildern, die Stampillen mit Schriftzügen, wobei sich Thier- und Pflanzengestalten finden, die aber zumeist immer nur in weiche, nachher gehärtete Massen gedrückt wurden. Ein Druck mit Farbe war etwas Neues, dies mag aber Varro angewendet haben; doch blieb die Kunst gewiß in tiefster Kindheit, ward wenig angewendet und wurde im Mittelalter nicht etwa erneut, sondern wirklich von neuem er- und gefunden.

Aus den zusammengestellten Nachrichten der Kirchenväter geht wohl unbestreitbar hervor, daß dieselben keine Gesichtsbildung und

*) Ueber das erste Heft s. Hermes, 26ster, Bd. S. 278 fg.

Digitized by Google

Körperdarstellung des Heilandes aus alten Abbildungen oder unbezweifelbarer Sage nach gekannt haben, indem die Zeit Christi, in dem Gedankengange des Judenthums befangen und alles Heidnische angelegentlichst zu vermeiden suchend, jede Abbildung der Gesichtszüge Christi vermied, auch kein Bedürfniß dazu fühlte, indem alles nur von dem Geiste aus- und dahin zurückging. Die Kirchenväter führen daher nur die Vorherverkündigungen der jüdischen Weissager an, legen diese nach ihren Ansichten aus, aber vernichten sie nicht durch Bestimmung sicherer Abbilder. Daher kommt es dann auch, daß, als das Bedürfniß der verschiedenen Völker sich entwickelte, ein Bild des Erlösers zu besitzen, ein jedes Volk ihn so darstellte (es wird dies näher im vorliegenden Werke ausgeführt), wie die Volksbegriffe männliche Schönheit verlangten und entwickelten; daher kommt es, setzen wir hinzu, daß mit der steigenden Kunst auch der edlere Ausdruck in den Bildern Christi wuchs, daß man bemüht ward eine idealische Schönheit zu schaffen, nicht die körperliche allein, wie der Grieche und Römer bei seinen Götterbildern gewöhnt war, sondern auch die geistige, indem alles Hohe und Tiefe, alles Würdige, Edle und geistig Erhabene durch Meissel und Pinsel auszudrücken versucht ward, und indem man nur in den äußern Umrissen sich den Bildern näherte, welche ein heiliger Glaube der Vorzeit als das wirkliche Bild bezeichnete.

Es wird, nach Gabler's Vorgang („De *αὐθεντία* epistolae Publii Lentuli ad Senat. romanum de Jesu Christo scriptae"), bewiesen, daß dieser Brief falsch sey, welches wir, da wir dazu keineswegs gerüstet sind, dahin gestellt seyn lassen müssen, aber doch die Frage aufwerfen möchten: ob der Vorgänger des Pilatus, der unter dem Namen Valerius Gratus (und nicht Publius Lentulus, wie ihn der Erzbischof Anselm von Canterbury im elften Jahrhundert nennt, der zuerst diesen Brief verbreitete) bekannt ist, auch wirklich Valerius geheißen habe? ob dies nicht blos aus der Abkürzung des Namens vermuthet worden sey? und ob er nicht vielmehr Valens oder Valentius (wenn auch vielleicht sonst für diesen Namen kein Beispiel damals vorkommt, da doch Kaiser Valens im vierten Jahrhundert wohl nicht der erste dieses Namens unter den Römern war) hieß? woraus dann der im dritten Jahrhundert oft erwähnte Name Lencius leicht seinen Ursprung nehmen konnte. Wir werfen wenigstens diese Frage der Untersuchung solcher Männer hin, die dazu geeignet sind, und führen nur an: wenn wir von jüdischen und andern zum Christenthum bekehrten Schriftverfassern auch keine Beschreibung des Heilandes haben, so lag sie dagegen dem Römer, dem durch Religion und Leben sich alles bildlicher gestaltete, der Bilder aufzufassen und zu beschreiben wußte, nahe, und selbst die steckbriefartige Beschreibung,

Digitized by Google

welche der römische Landpfleger dem Senat gegeben haben soll, liegt ganz im Geiste seines Amtes und Verhältnisses und seine reiche Einbildungskraft könnte wohl von Leben, Wandel und Lehre des Heilandes ergriffen seyn, wie ja auch Pilatus nur mit Widerstreben ihn dem Wüthen der Juden preis gab (Matth. XXVII, 24; Lukas XXIII, 4, 20, 22; Johannes XVIII, 38). Wenn wir so einiges für die Wahrheit und Glaubhaftigkeit dieser Nachricht angeführt zu haben glauben, so bleibt uns nur ein einziger Punct: wie es gekommen, daß die Kirchenväter von diesem Briefe nichts erfahren haben? Wir müssen aber auf die im vorliegenden Werke angeführten Beschreibungen des Heilandes von Johann von Damaskus (in der Mitte des 8ten Jahrhunderts) verweisen, der eine ähnliche Schilderung, wie die angebliche des Lencius oder Lentulus, liefert, und es scheint wohl glaublich, daß im Alterthum mehrere Beschreibungen vorhanden gewesen seyn müssen, die, wer weiß aus welchem Grunde (vielleicht weil sie nur von Heiden herrührten), von den Kirchenvätern nicht benutzt wurden (die lieber auf die Propheten des alten Testamentes zurückgingen), oder vielleicht auch einigen unbekannt waren, und von denen nur die des Lencius sich bis in spätere Zeiten und so bis auf die unsere, wohl möglich nicht ohne Veränderung und Entstellung einiger Kleinigkeiten, erhalten hat. Diese oder eine ähnliche scheint wenigstens dem Johann von Damaskus und nach ihm dem Nicephorus Callistus (erst um 1333) vorgeschwebt zu haben. Auch ist wohl nicht ganz zu vernachlässigen (was der Verf. S. 11 bemerkt), daß die Scheitelung der Haare, die Lencius anführt, eine Folge der Bildung des Scheitelknochens sey, die Gall bei besonders gottesfürchtigen Menschen gefunden haben will.

Die scharfsinnige Auslegung, was das für eine Gruppe gewesen sey, welche Eusebius zu Cäsarea sah und für eine Darstellung Christi und der vor ihm knieenden blutflüssigen Frau (Matth. IX, 20) hielt, lese man im Werke selbst (S. 12 — 16) nach, und ein jeder wird gewiß die Ueberzeugung erlangen, daß eine solche Verwechselung vorgegangen sey, wenngleich nicht erst später (wie Hr. Münter annimmt) die Inschrift nach der Umstürzung undeutlich und verletzt worden seyn muß, sondern schon früher, als sie noch stand und Eusebius sie sah, der es aber auch schon zweifelhaft auszudrücken scheint, ob wirklich Christi Bild darunter zu finden sey. Wer weiß, wie das Mittelalter und jede Zeit bis auf unsere, unbekannt gewordene Bilder auszudeuten und Geschichten dazu zu machen versteht, der wird sich nicht wundern, daß etwas Heidnisches christlich gedeutet ward. Man sehe nur so manches christlich gewordene Denkmal des Heidenthums an, das bis auf unsere Tage blieb.

Digitized by Google

Die ältesten Nachrichten über die Bilder Christi finden sich bei der berüchtigtsten Abtheilung der Gnostiker, den Karpokratianern. Ueberhaupt war es bei den Gnostikern am möglichsten, weil es Heiden, zum Christenthume bekehrt, waren, welche Bilder früher geliebt und angebetet hatten, ja wie man ihnen nachsagte, noch später angebetet haben sollen. Eusebius erzählt: er habe gemalte Bilder Christi und der Apostel Paulus und Petrus gesehen. Der Verf. wirft die Frage zur Untersuchung auf: ob etwa auf der Insel Kephallonia, wo sich die Karpokratianer unter andern aufhielten, nicht etwa noch Bildsäulen oder geschnittene Steine der Art sich finden sollten? Daß sich gemalte Bilder aus jener Zeit nicht mehr erhalten konnten, ist gewiß, aber vielleicht auch nicht so sehr zu bedauern; denn wenn dergleichen einst da waren, wie die Angabe des Eusebius nicht zu bezweifeln ist, so wurden sie gewiß immer in jüngern Nachbildungen aufbewahrt und wieder erneut, und so uns vermuthlich in einzelnen der ältesten auf uns gekommenen Bilder überliefert. Den in einen Smaragd geschnittenen Kopf bei Chifletius (hier unter 3 nachgebildet) halten wir für sehr dunkel, ob er einen Christus vorstellen solle. Er hat etwas von der Bildung des Aeskulap, die man in jener Zeit wohl den Christusbildern gab, und somit einige Aehnlichkeit mit Christus, wie ihn sich die spätere Zeit dachte. — Auch Alexander Severus hatte in seiner Hauskapelle ein Bild Christi, zusammen mit dem des Abraham und Orpheus, welche er alle drei als Stifter der Hauptreligionen verehrte. Wo also im Anfange des 3ten Jahrh. *einige* Bilder gewiß vorkommen, erschienen auch unstreitig mehrere; fortgesetzte Untersuchungen geben sie uns vielleicht noch einst, oder wir haben sie auch schon unbewußt; denn wer gibt an, wie die damaligen Christen die Abbildungen des Heilandes gaben? ob diese mit unsern übereinkamen und nicht vielleicht ganz anders in Hinsicht der bezeichnenden Beiwerke waren? Wie wenig in Gewißheit man indessen auch späterhin (unter Constantin) über Bilder Christi war, bezeugt das dringende Forschen der Constantia, um sich ein wahrhaftes Bild zu verschaffen.

Der Verf. kommt nun zu den noch wirklich vorhandenen Bildern Christi und bemerkt zuerst eine Münze aus der Zeit Constantins des Großen, auf der einen Seite mit einem kapellenartigen Gebäude, zwei liegenden Kriegern und dem Worte *ἀνάστασις*, also mit der heiligen Grabkapelle, und auf der andern Seite mit dem Kopfe des Heilandes. Der Nimbus um das Haupt und dasselbe mit Strahlen gekrönt, ist eine sehr alte Erscheinung, auf alten Kaisermünzen häufig und so wohl keinem Zweifel unterworfen, wenn man Adelung über die Korssunschen Thüren, S. 61 fg. damit vergleicht, daß Constantin schon dem Herrn der Ehren,

Digitized by Google

dem Könige aller Engel und Geister, einen Heiligenschein um das Haupt gab; um ihn aber zu bezeichnen und jede andere weltliche Deutung bei dem schon sonst gewöhnlichen Nimbus zu vermeiden, wurde das Kreuz dazugefügt und hineingesetzt. Herr Münter gibt eine Vermuthung über die Entstehung des Heiligenscheines, die geistreich aufgefaßt und nicht zu vernachläßigen ist. Die Alten kannten den Somnambulismus und die mesmerischen Erscheinungen; also behandelten oder in solchem Zustande befindlichen Personen scheinen alle die, welche mit ihnen in magnetischer Verbindung stehen, einen leuchtenden Schein um das Haupt zu haben, ein heller Schimmer scheint von ihnen auszugehen. Sollten die Alten dies nicht auch gewußt haben? Eine solche Schilderung der Person mußte etwas Göttliches für sie haben, und so erhielten ihre Götter und Kaiser diesen Götterschimmer um das Haupt.

Wir können die lehrreichen und umsichtigen Mittheilungen des Hrn. Vrfs. nicht weiter genau verfolgen (unsere Anzeige möchte sonst leicht zu einem Buche anwachsen), sondern wollen nur gelegentliche Bemerkungen anfügen. Es ist ein großer Verlust, daß, seitdem Aringhi und andere ihre Werke herausgaben, so manche Bildwerke, besonders die in Farben, verloren gegangen sind. Die alte Zeit war in Nachbildungen solcher Werke nicht genau; es genügte ihr die einzelnen unterscheidenden Zeichen der Bilder wieder zu geben, aber an eine charakteristische Auffassung der alten Zeit und ihrer Werke, wodurch sie von andern Zeiten und Darstellungen sich unterschieden, war nicht zu denken, wenigstens sehr selten und immer mehr ein glückliches Ungefähr, als absichtsvolle Bestrebung. Was der Zeichner etwa noch bewahrt, ließ nun oft der alte Kupferstecher noch fallen, und so sind wir gegen alle alte Nachbildungen verloren gegangener Werke sehr ungläubig und würden nicht leicht wagen Folgerungen über Kunst und Zeit aus Gesichtsbildungen u. dgl. auf solchen alten Nachbildungen und Stichen zu ziehen. Aus diesem Bekenntniß geht hervor, in wie weit wir solchen Abbildungen der vorigen Jahrhunderte eine entscheidende Stimme beimessen. Viel wird nicht dadurch gewonnen und wir müssen leider bei all diesem fast wieder von neuem anfangen.

Merkwürdig ist, daß die älteren Christusbilder aus den Cömeterien und Katakomben (man s. Taf. V unsers Verfassers) einen stark angegebenen Bart auf der Oberlippe haben, der niederhängt (beinahe auf slavische Weise), während der Kinnbart mehr geschoren und verhältnißmäßig weit kürzer ist. Die spätere Zeit des Mittelalters verließ diese Darstellungsart, obgleich noch die ersteren Jahrhunderte streng daran hielten, als an etwas alt Hergebrachtes und Ueberliefertes.

Digitized by Google

Die Bilder der heiligen Jungfrau. Die Hauptbemerkungen sind: die frühste Zeit gab keine Bilder der heiligen Jungfrau, da das zurückgezogene Leben der morgenländischen Frauen überdies jeder Abbildung im Wege gestanden hätte. Die Sage, welche den heil. Lukas als einen Maler schildert, der die heil. Jungfrau gemalt, ist ganz unstatthaft. Erst als die Monophysiten die Verehrung der Maria auf das höchste trieben, kommt ihr Bild vor, und dabei leitete der Ausspruch des Julius Afrikanus, Johann von Damaskus und Nicephorus Callistus: Jesus war in allem seiner Mutter ähnlich. So wurden die später erscheinenden Marienbilder den ältern Christusköpfen nachgebildet, nur die Züge verweiblicht. Indessen ist gewiß, daß auf Stellung und Gesichtszüge der Mutter Gottes und des Kindes auf ihrem Schooße das alte Bild der Isis mit dem Horus auf dem Schooße eingewirkt hat, indem solche uralte Bilder unstreitig christlich verehrt worden sind (wie das Madonnenbild zu Puy), und gewiß ist, daß manche wunderthätige Madonna nach solchen äthiopischen und ägyptischen Bildern geformt ward, vornämlich die unter dem Namen Maria Aegyptiaca bekannte schwarze Madonna. So besonders auch das zu Czenstochau verehrte wunderthätige Marienbild. Die frühste Zeit gibt meistentheils der Maria die Gesichtszüge, welche man die byzantinischen zu benennen gewohnt ist, und die man meist immer lieber die unchristlichen nennen sollte, es sey denn, daß wirklich spätere neugriechische Kunst dabei eingetreten: das Mittelalter und vor allem Raphael erschöpften nachher ihre Kräfte, um die Mutter des Herrn so lieblich und überschön (um uns dieses Ausdruckes für idealisch zu bedienen) wie nur möglich zu bilden. Die hauptsächlichste Bildung und Ausbildung der Marienbilder gehört, wie der Verf. sehr richtig bemerkt, dem spätern Mittelalter an. Es wäre wohl zu untersuchen, ob nicht auch schon die älteste Zeit, in Berücksichtigung der Offenbarung des Johannes XII, 1, die heil. Maria mit einem Monde zu ihren Füßen abbildete, worin das Mittelalter sich so sehr gefiel.

Die Bilder Johannes des Täufers. Es ist auffallend, daß sich so wenig Bilder dieses Heiligen bis jetzt vorfinden. Die Vorstellungen der ältesten Zeit stimmen völlig mit denen überein, wie sie auf Bildwerken, Gemälden, alten Siegeln bis in die Zeit des dreizehnten Jahrhunderts gehen; und da die Bildwerke, welche wir kennen, einen unstreitig griechischen (oft besser, wie schon erwähnt, urchristlichen) Ursprung verrathen, so ist wohl auch darin ein Beweis der Behauptung unsers Vrfs., daß dieser Heilige mehr auf Bildwerken des Morgen- als des Abendlandes erschienen seyn mag. Die Vorstellungen, die wir von der Taufe des Heilandes kennen, sind darin übereinstimmend, daß Christus

Digitized by Google

immer mitten im Jordan steht (so beschreibt sie auch der Verf.), und daß das Wasser ihm wellenförmig gekräuselt wie eine Wassersäule bis um die Mitte des Leibes geht und wie ein Tuch sich um die Hüften legt. So erscheint unstreitig nach alten Mustern die Darstellung der Taufe noch auf dem alten Siegel des breslauer Domcapitels. Erst die spätere Zeit des vierzehnten Jahrhunderts ging von dieser alten Form ab und behandelte die Darstellung großartiger, freier. Wundersam ist die Darstellung auf einem bedeutenden alten Taufsteine (das Jahr läßt sich nicht mit Sicherheit bestimmen), der sich in der großen Pfarrkirche zu Liegnitz befindet. Christus steht in so erhabenen Wellen, wie eben beschrieben, neben ihm ist ein Bäumchen mit fünf Blumen- oder Blätterbüscheln, über ihm schwebt in einem Heiligenscheine ein Kopf und dabei eine Hand mit dem Arme bis zum Ellbogen, der mit einem Gewande umhüllt ist, die Hand zeigt nach dem Kopfe und streckt segnend über Christus ihre Finger aus. Johannes hat beide Hände erhoben und hält die eine segnend über Christi Haupt; er ist mehr bekleidet als sonst gewöhnlich.

Sollte die Darstellung des heil. Johannes mit einem Lamm auf der Hand (S. 30, Abb. 18, Taf. VII) wirklich so alt seyn? Wir möchten sie für eine weit jüngere Erfindung halten. — Die Darstellung des Kopfes in einer Schüssel liebte ebenfalls das spätere Mittelalter, und das Domstift zu Breslau nahm es als Hauptzeichen an: Caput Sancti Johannis in disco, wie sehr alte Umschriften die Darstellung benennen. In Siegeln des Domcapitels, der Stadt und der Mannen des Gerichts ältester Zeit zu Breslau wird daher die Schüssel mit dem Bilde gefunden. Vielfältigst findet sich aber auch dieses Bild an andern Orten.

Die Bilder der Apostel Petrus und Paulus. Nur diese beiden erscheinen auf alten Bildwerken hauptsächlich ausgezeichnet. Ueber ihre Gesichtsbildung hatten sich bei den alten Christen Sagen erhalten und um so leichter auch gewiß Abbildungen, da sie vielfache Reisen machten und mit Griechen und Römern in besondere Verhältnisse traten. Die Karpokratianer hatten Bilder dieser Apostel, Eusebius sah welche und der heilige Chrysostomus hatte sogar ein Bild des heil. Paulus in seinem Arbeitszimmer; Ursachen genug, diese Bilder als sehr verbreitet unter den Christen anzunehmen.

Auf der berühmten Bildsäule des heil. Petrus in der Peterskirche, einem aller Vermuthung nach antiken Reste des Leibes, Gewandes und der Füße, ward ein neuer Kopf gesetzt, der dem Petrusbilde entspricht, welches wir auf alten päpstlichen Siegeln und auf Gemälden bis zum heutigen Tage beinahe beobachtet finden und welches wohl dem uralten Bilde und der Natur entspre-

Digitized by Google

chen mag. Kurzes krauses Haar, der Haarkranz im Nacken gekräuselt, die Stirn und Scheitel blos und nur auf der Mitte der Stirn ein kurzer, lockiger Haarbüschel. Das ist gewiß die ursprüngliche Abbildung, wie wir schon an andern Stellen erklärt haben. Dagegen möchten wir zweifeln, daß die von Beger angeführte, in Berlin befindliche kleine eherne Bildsäule im königl. Cabinet, welche das Monogramm Christi im Arme hält (wir sahen sie nie) wirklich ein Petrus seyn solle und ob ihn nicht das am Monogramma befindliche P (eigentlich das griechische R) zu dieser Annahme verführt hat, wenigstens entspricht sein Kopf der von uns als wahrhaft angenommenen Darstellung keineswegs. Die Bleitafel (Taf. VI, 22) ist ungeheuer roh und schlecht; wir halten sie daher nicht für ein Werk der ersten christlichen Jahrhunderte, sondern des weit rohern spätern Mittelalters und bei christianisirten barbarischen Völkern gefertigt. — Daß Petrus immer so gleichförmig gebildet worden ist, hat auch darin seinen Grund, daß Papst Innocenz III. im Jahre 1198 den Domherrn der Peterskirche das ausschließende Recht zugestand, die Bildnisse desselben für Pilger in Metall zu gießen. Diese trugen es in alle Welt, und die Maler, Bildkünstler u. s. w. aller Gegenden beeiferten sich ein so wahrhaft empfangenes Bild zu wiederholen.

III. Biblische Geschichten des alten Testaments. 1. Der Sündenfall; eine überaus häufig erscheinende Vorstellung. Höchst merkwürdig für uns ist die Vorstellung einer Eva, oder wie andere wollen, einer Venus pudica auf einer Grablampe, die d'Agincourt herausgegeben hat und die hier auch im Steindruck erscheint. Wir würden hier viel zu weitläufig werden müssen, wenn wir nur einiges darüber berühren wollten, was überdies keinen Bezug auf das vorliegende Werk hat; wir versparen es daher zu unserer längst vorbereiteten Abhandlung über Eva-Siva-Bilder, die wir im Kunstblatte beim Morgenblatte zu geben gedenken. Der Verf. widerlegt die Meinung, daß auf dem bekannten Hieroglyphenbilde, welches Norden zuerst bekannt machte, eine Anspielung auf die alttestamentliche Sage des Sündenfalls zu finden sey, und wir glauben seiner, von der Meisten Ansichten abweichenden, Meinung beipflichten zu müssen.

2. Das Opfer Kains und Abels. Wir können uns noch nicht damit befreunden, daß die einzige Darstellung der Art, welche der Verf. aus Bottari entlehnte, wirklich Kain und Abel, vor Gott dem Vater stehend, darstellen solle, da wir besonders aus den unbedeutenden Gesichtern der nebenstehenden Personen nicht das herauslesen können, was andere darin finden. Daß Gott der Vater in früher christlicher Zeit, trotz der Abmahnungen der Kirchenväter, doch wohl leiblich dargestellt erschienen seyn

Digitized by Google

mag, glauben wir; denn der sinnlich empfängliche alte Christ, dem Heidenthum erst entwunden, suchte für jeden Begriff ein sinnliches Bild, und eben die Ablehnung der Kirchenväter scheint dahin zu deuten, daß sie etwas Sträfliches zu vermeiden oder auszurotten suchten.

3. Die Arche. Die Vorstellungen sind zum Theil höchst wunderlich und abenteuerlich und verdienen wohl eine nähere Untersuchung. Wir haben dies Sinnbild, nur in anderer Verbindung, schon im ersten Hefte besprochen; hier sind indessen die Abbildungen weit eigenthümlicher und weit alterthümlicher gehalten, wogegen die früher bemerkten mehr mit den Bildern des späteren Mittelalters übereinstimmen: immer ein geschlossenes, festes, kastenartiges Schiff. Das Schiff, worauf Christus im Sturme fuhr, trat darauf auch hiermit in Verbindung, und so trug und hob eines das andere, sich mit vielfältig verbreiteten heidnischen Sagen wohl auch vermischend und so eine höhere Bedeutsamkeit bei den erst christlich gewordenen Völkern erhaltend. Man sehe in französischen Sagen, was darin von einem Schiffe gefabelt ist, welches König Salomon bauen ließ, wovon weiter unten eine nähere Andeutung.

4. Abraham und die Patriarchen. Es ist besonders Isaaks Opferung und seine Errettung durch die Hand Gottes, welche auf alten Bildwerken dargestellt worden und bis tief in unsere Zeiten auf ähnliche Weise hineingeht, da sich auch nicht viel an der Darstellung ändern läßt.

5. Moses. Die Bilder aus seinem Leben enthalten nur fünf Ereignisse, wogegen die spätere Zeit einen weit größeren Reichthum der Darstellung zeigte; indessen wollen wir nicht behaupten, daß mit diesen fünf Vorstellungen alles abgeschlossen sey, vielmehr ist wohl wahrscheinlich, daß noch mehrere einst bei genauerer Untersuchung zum Vorschein kommen werden. a. Moses, der sich (vor dem brennenden Busche) die Schuhe auszieht, eine auch dem Mittelalter und der neuern Zeit beliebte Darstellung, so dunkel und nebelhaft sie auch immer ausfallen mag. b. Der Untergang Pharao's; auch diese Darstellung liebte das Mittelalter und die neuere Zeit. c. Moses schlägt Wasser aus dem Felsen. Besonders darum auch späterhin beliebt, weil Christus von den Kirchenvätern als Fels (Petra) oft geschildert ward, so wie wieder auch als Quelle (Fons); demnach, möchte man sagen, wird Christus vorgestellt, wie er aus sich selbst durch Moses gezogen wird, oder das alte Testament die Schöpferin, die Quelle des neuen. Man sieht leicht, zu welchen tief verwickelten mystischen Ideen ein so beliebtes Bild führen und Anleitung geben konnte. d. Moses empfängt die Gesetztafeln. Die alte

Digitized by Google

Zeit scheint Moses bei dieser Gelegenheit immer stehend vorgestellt zu haben. e. Moses schlägt die Amalekiter (durch sein Gebet auf einem dem Schlachtgewühl nahen Felsen). Dies hat das Mittelalter weniger geliebt und dargestellt.

6. Josua und Kaleb. Die Darstellung der Männer mit der großen Weintraube war für Jung und Alt in der frühesten und neuesten Zeit zu anziehend, als daß wir sie nicht auch auf alten Bildwerken finden sollten. Wir erinnern uns auch, diese Darstellung auf Taufbecken gesehen zu haben, wo sie denn doch etwas dunkel erscheint, wenn man nicht annehmen will, die Traube komme hier nicht aus Kanaan, sondern aus jenem gelobten Lande, welches den frommen Christen jenseits erwartet, wohin er durch die Taufe gelangt.

7. Simson. Daß die älteste Zeit den Simson nicht als Bezwinger des Löwen darstellte, lag gewiß darin, weil die römisch-griechischen Vorstellungen des Herkules bei gleicher Arbeit noch zu geläufig waren, um nicht leicht eine Mißdeutung zu veranlassen. Darum ward seine Stärke lieber durch das Tragen der Thorflügel der Stadt Gaza dargestellt, und späterhin suchte man die Zweideutigkeit zwischen Herkules und Simson dadurch zu vermeiden, daß man die antike Nacktheit vermied und Simson bekleidet mit dem Löwen streiten ließ.

8. David. Von ihm, wie er gegen Goliath die Schleuder schwingen will, soll nur ein einziges Bild bis jetzt aufgefunden seyn, und auch dies sieht noch wohl etwas zweifelhaft aus, da man Goliath darauf nicht erblickt.

9. Die Himmelfahrt des Elias. Das Relief bei Bottari (welches zu vorliegendem Werke [Taf. IX, 43] wiederholt ist) hat eine ganz antike Haltung, in der dabei befindlichen Architektur, in der Quadriga, auf der Elias eben emporsteigen will, und besonders in dem liegenden Flußgott, dem Bilde des Jordan. Wir halten daher die Darstellung für sehr alt und würden sie für noch älter erklären, wenn nicht schon in den Bauwerken eine spätere Zeit erschiene: Rundbogen unmittelbar auf den Knäufen der Säulen oder Pfeiler, ohne weiteres Gebälk, stehend. — Dabei gedenkt der Verf. der Gedächtniß- und Begräbnißmünze Konstantin's, die schon die heidnischen Ansichten ganz verläßt und christliche Ansicht zeigt.

10. Der Prophet Jonas. Ein besonders beliebter Gegenstand, weil die Christen darin die Andeutung der Auferstehung Christi und ihrer eigenen fanden; er ist daher häufig wiederholt worden und wir finden, nebeneinander oder getrennt, folgende Darstellungen: a. Jonas vom Meerungeheuer verschlungen. Bei der zusammengesetzten merkwürdigen Darstellung nach Bottari,

die hier vom Verf. in den Steindrücken wiederholt ist, ward ein wundersamer Kasten, der neben dem den Jonas ausspeienden Fische steht, nicht erklärt. Er sieht wie die Arche nach ältester Art aus (die wir auf früherm Blatte abgebildet finden) und der daraus wachsende Baum ist vielleicht der des Lebens, welcher in alten Sagen so bedeutsam hervortritt. Es wird wohl nicht ganz an unrechter Stelle seyn, hier aus altfranzösischen Dichtungen die Nachrichten über den Baum des Erkenntnisses anzufügen. „Eva nahm ein Zweiglein des Baumes der verbotenen Früchte mit aus dem Paradiese, pflanzte es und es grünte frisch und ward ein dichter starker Baum. Eva nannte ihn den Baum des Todes, aber der Herr befahl ihr ihn den Baum des Lebens zu nennen. Er war ganz weiß, als ein Anzeichen, daß die, welche ihn gepflanzt, noch Jungfrau war. Als sich Adam und Eva einst unter dem Baume befanden, befahl ihnen der Herr sich zu umfangen und bedeckte sie mit einer dichten Wolke. Eva ward, es war an einem Freitage, mit Abel schwanger und nun veränderte sofort der Baum seine Farbe und ward grün, wie die andern Bäume des Waldes, ein Sinnbild der verlornen Jungfräulichkeit und der Empfängniß. Früher schon war durch mehrere Sprößlinge der Baum fortgepflanzt worden. Unter ihm tödtete auch Kain seinen Bruder an einem Freitage, und nun ward er mit einem Male roth wie Blut. Die Schößlinge, die man jetzt fortpflanzen wollte, gingen alle aus; aber der erste Baum und die früheren Ableger grünten in ihrer vollen Kraft und Stärke. Die zu verschiedenen Zeiten gemachten Ableger behielten die Farbe, die damals, als sie gepflanzt wurden, der Mutterbaum hatte. In der Sündfluth gingen alle Bäume aus, nur der Baum des Lebens mit seinen Ablegern blieb (und darum sieht er auch wohl aus der geöffneten Arche hervor?) und blieb bis auf Salomon" *). Aus diesem Holze wurden durch Salomon drei Mastbäume zu einem wunderbaren Schiffe gemacht, welches er bauen ließ, und das die heilige Kirche bedeutete; ein darin stehendes Bette war der Altar, worauf Christus geopfert ward, die dreifarbigen Maste bedeuteten: der weiße die Jungfräulichkeit, der rothe die christliche Barmherzigkeit und der grüne die ausdauernde Geduld **). Ganz richtig ist auch die Bemerkung des Hrn. Vrfs. (S. 46, Anm. 67), daß das Kreuz Christi aus dem Holze des Baumes der Erkenntniß gemacht worden sey. b. Jonas vom Meerungeheuer wieder an das Land gewor-

*) Erzählungen, Dichtungen, Fastnachtsspiele und Schwänke des Mittelalters von Büsching, I, S. 424, 425.

**) A. a. O., S. 411, 412.

fen. c. Jonas ruhend im Schatten der Kürbislaube. d. Jonas sich den Tod wünschend. Es ist auffallend und merkwürdig, daß gerade die Geschichte des Jonas so beliebt im Alterthume geworden ist, und nur das Einzige deutet den Grund an, wie schon vorher bemerkt, daß seine Verschlingung durch einen Fisch und die Wiederausspeiung durch denselben gleichsam eine Vorherverkündigung der Auferstehung war.

11. Ezechiel's Gesicht von der Auferstehung. Es reiht sich diese Vorstellung an die vorige an, kommt indessen, wie der Verf. anführt, bis jetzt nur einmal entdeckt vor und ist auch da noch zweifelhaft.

12. Hiob in der Asche.

13. Nebukadnezar.

14. Die drei Jünglinge im feurigen Ofen. Das spätere Mittelalter liebte vorstehende drei Darstellungen sowohl in Sage und Wort, als auch in Abbildungen sehr und wir finden sie daher häufig. Die letzte Darstellung kannte und liebte auch besonders schon das christliche Alterthum, wie viele Abbildungen darthun. In der Zeit der Christenverfolgung und des standhaften Festhaltens am Christenglauben war dies Bild wohl besonders bedeutsam.

15. Susanna.

16. Daniel in der Löwengrube. Häufig vorkommend, und auch hier die Deutung: göttliche Rettung aus großen Gefahren und Verfolgungen.

17. Tobias. Man sollte glauben, daß diese Vorstellung, worin der Fisch (den alten Christen so beliebt) bedeutsam hervortritt, öfter vorkommen müsse, aber der Verf. bestreitet dies und wir gestehen, daß die gelieferte Abbildung des nackten Jünglings mit einem Fische und Stocke so viel ganz Antikes in Auffassung und Darstellung hat, daß wir kaum ein christliches Bild darunter vermuthen möchten, um so mehr, da die Figur allein steht und keine Andeutung auf den Engel des Herrn sich findet. Aus dieser einzeln aufgeführten Darstellung sieht man aber auch, wie der Hr. Verf. selbst bemerkt, wie viel Lücken in der christlichen Kunstgeschichte es noch gibt.

IV. Biblische Geschichten des neuen Testaments. (Die Geburt und Kindheit Jesu.) 1. Maria's Besuch bei Elisabeth. Nur eine Darstellung ist dem Hrn. Verf. bekannt geworden und sie mag wohl nicht sehr alt seyn, da die Vorstellung vollständig so ist, wie sie im späteren Mittelalter noch erscheint; doch läßt sie sich auch wohl nicht viel anders wenden und gestalten.

2. Joseph's und Maria's Reise nach Bethlehem.

Digitized by Google

Nur eine sehr merkwürdige, in Elfenbein geschnitzte Darstellung dieser Begebenheit hat sich bis jetzt gefunden; an eine Flucht nach Aegypten ist, wegen der Gestalt der heil. Mutter, nicht zu denken. Der Verf. setzt sie in das fünfte oder sechste Jahrhundert und vieles, besonders die Lagerart des heil. Joseph zeigt urchristliche Anklänge.

3. Die Geburt Christi. Diese äußerst beliebte Darstellung im Mittelalter würde, dem Werke unsers Verf. nach, sehr selten nur vorkommen, da er nur eine Abbildung anführt; aber es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß sie auch in der ältesten Zeit gewiß überaus oft erschien, und alle Darstellungen bis ins zwölfte Jahrhundert zeigen überaus viel Spuren urchristlicher (neugriechischer) Darstellung, so daß man sieht, alle Künstler oder wenigstens die meisten nahmen das Ganze als eine strenggeschichtliche Ueberlieferung an; Ochs und Esel werden nie fehlen.

4. Die Weisen aus dem Morgenlande. In der hier aus Bottari entlehnten Darstellung ist das Christkind sehr groß. Die Kleidung der Könige, ja sogar die Joseph's, hat in ihrer Aufschürzung noch viel Antikes; eine Mohrengestalt zeigt sich noch nicht. Zu den Bemerkungen über den achteckigen Stern, der sehr bedeutsam erscheint, fügen wir noch einen Hinweis auf Büsching's Abhandlung über die achteckige Gestalt der alten Kirchen. In Berücksichtigung dieser Schrift ist uns die Bemerkung besonders wichtig, daß der achteckige Stern auch auf einer Mosaik aus dem elften Jahrhundert (und so vermuthlich in Nachahmung älterer Werke) in der Markuskirche zu Venedig erscheint, welche die Taufe Jesu vorstellt; er erscheint über der sich auf Jesus herabsenkenden Taube, auf einem dunklen Grunde, aber von Licht umgeben. Sollte man nicht die Baptisterien, die in der Regel achteckig erscheinen, als diesen Stern betrachten können, der sich um die Taufsteine verkörpert gelegt hatte? Ja selbst den Kreis dabei außen, um das innere Achteck, oder umgekehrt, konnte man auf den Heiligenschein deuten, der den Stern umfaßt, oder von ihm umstrahlt wird. Uebrigens ist aber der achteckige Stern, wie überhaupt die achteckige Gestalt, nicht blos dem Christenthume eigenthümlich, sondern dem ältesten Heidenthume beliebt und bekannt und als heilig geschätzt und verehrt.

5. Die Kindheit Jesu. Wir können in dem mitgetheilten Bilde, worin Christus auf einem Sessel sitzt, eine Schriftrolle in der Hand hält und vor sich ein rundes Bücherbehältniß hat, worin noch 7 Rollen stecken, ihn nicht für einen lernenden Christus halten, sondern auch nur für einen lehrenden, wovon die folgende Abtheilung spricht. Dort stehen ja auch 8 Rollen vor ihm, hier hat er eine derselben vor sich beim Sprechen genommen, gleich-

Digitized by Google

sam daraus lesend und so die Wahrheit der schriftlich verfaßten christlichen Lehre bekräftigend, sie als sein Wort anerkennend.

6. Der zwölfjährige Jesus im Tempel. Wie kommt es, daß die merkwürdige Darstellung von acht Schriftrollen auf dem zu diesem und dem vorigen Satze gehörigen Bilde vom Verf. nicht bemerkt und erläutert worden ist? Da wir eben von der Bedeutsamkeit der Zahl 8 sprachen, wurden wir darauf aufmerksamer, und wünschten wohl, daß der Hr. Verf. sein Augenmerk noch einmal darauf richtete. Schon glaubten wir die Abtheilungen des neuen Testaments darin zu erkennen, aber diese reichen nicht aus, es sind nur sieben: die vier Evangelien, die Apostelgeschichte, die Briefe, die Offenbarung.

(Das Lehramt Jesu.) 7. Die Taufe Jesu. Wir beziehen uns auf früher, beim Täufer Johannes, Gesagtes. Auf der gelieferten Abbildung steht Christus bis auf die Mitte des Leibes in dem Jordan, wie wir schon oben uralte Darstellungen bemerkten. Was bedeuten aber die Zeichen auf der Schüssel oder eirunden Tafel, die der Engel, außer dem Tuche zum Trocknen, hält? Warum überhaupt dies Becken?

8. Jesus mit seinen Jüngern. a. Jesus mit den zwölf Aposteln. Die hier erwähnten Vorstellungen sind sehr beachtungswerth. Auch wir sind der Meinung, daß die auf mehreren dergleichen Sarkophagen vorkommenden, unten abgebildeten Personen die in dem Sarge beigesetzten Personen vorstellen, weil sie die Stelle einnahmen, welche in folgenden Zeiten die Donatarn oder Stifter der Bilder erhielten, und es ist immer sehr merkwürdig, wenn unsere Vermuthung, der auch der Verf. zum Theil und andere Forscher beitraten, gegründet ist, dies später so beliebte Verhältniß schon in der ältesten christlichen Zeit dargestellt zu sehen. b. Jesus mit zwei oder mehrern Aposteln. Mit zweien der Apostel erscheint er am häufigsten. Wundersam ist die Darstellung (auch hier Taf. X, 60 nachgebildet), auf der Christus die Füße auf ein Gewand gesetzt hat, das eine nackte Figur, die man nur bis unter der Brust sieht, über sich gewölbt hält. Ist es das verschleierte, von ihm entschleierte Heidenthum, das zu seinen Füßen liegt? Ist es die überwundene Hölle, durch den gewölbten Schleier gleichsam zu unterirdischer Höhle geworden? Ohne Absicht ist die Darstellung gewiß nicht, die vom Verf. bemerkten Deutungen wollen wenigstens dem Verf. und auch uns nicht genügen. c. Die Jünger unter der Gestalt von Lämmern. Wir sprachen davon schon beim ersten Hefte.

9. Jesus lehrend, aber nicht mehr als Knabe, sondern als Mann.

10. Jesus erklärt dem Volke die Propheten. Eine

Digitized by Google

noch dunkle Vorstellung, ob der Künstler wirklich die bemerkte Auslegung darstellen wollte.

11. Jesus und die Samariterin.

12. Sie wollen Jesus zum König machen. Die mitgetheilte Abbildung soll sich auf die Stelle im Evangelium des Johannes VI, 15 beziehen (die andern Evangelisten haben sie nicht): „Da Jesus nun merkte, daß sie kommen würden und ihn haschen, daß sie ihn zum Könige machten, entwich er abermals auf den Berg, er selbst allein." Wir glauben, gegen diese Auslegung, darin die Jünger auf dem Wege nach Emaus mit Christo zu erkennen und zwar die Stelle (Lukas XXI, 29): „Und sie nöthigten ihn und sprachen, bleibe bei uns, denn es will Abend werden und der Tag hat sich geneiget. Und er ging hinein, bei ihnen zu bleiben."

13. Christus gibt Petrus die Schlüssel des Himmels.

14. Lasset die Kindlein und wehret ihnen nicht zu mir zu kommen. Das Alterthum stellte dieses liebliche Bild sehr einfach dar.

15. Die fünf klugen Jungfrauen. Diese Darstellung aus den Lehrbildern Christi kommt auf alten Kunstwerken nur selten vor; das aus Bosio entlehnte Bild ist verwischt und undeutlich geworden. Hat der Kupferstecher dem Zeichner getreu nachgearbeitet, so möchten wohl Palmenzweige oder ein Stab unter dem, was sie in der rechten Hand halten, verstanden seyn. Das Mittelalter liebte diese Vorstellung überaus, so daß sie sich bei der Marienkirche im Schlosse zu Marienburg zweimal, einmal oben an der Kirchthüre und dann unten an der Thür der Auenkapelle findet. Auch bei der erstern (der sogenannten goldenen Pforte) hat die eine Jungfrau einen Stab (wie es scheint) in der Hand, und zwar die kluge einen ganzen, wohlerhaltenen, die thörichte einen geknickten und zerbrochenen *).

(Wunder Jesu.) 16. Die Verwandlung des Wassers in Wein auf der Hochzeit zu Cana. Die Darstellung findet sich auf mehrern alten Sarkophagen und nach dem Zeugniß des Asterius wurde sie auch häufig in die Kleider der Christen gewebt. Auffallend ist es, daß Christus oftmals auf den Darstellungen, wo er wunderthätig erscheint, mit einem Stabe in der Hand auftritt. Der Verf. nennt diesen Stab „den Stab Moses, den Stab der Macht," aber er kommt auch ganz mit den Zauberstäben überein, welche das spätere Mittelalter den Zauber-

*) Das Schloß zu Marienburg von Büsching, S. 25.

künstlern in die Hände gab. Sollte nicht hier schon eine ähnliche Ansicht vorwalten, sollte nicht schon dem Alterthume der zauberkräftige Stab bekannt seyn? Ist nicht der Stab Moses ein und dasselbe mit der späteren Zaubergerte? Freilich wäre auch die Benennung „Stab der Macht" immer bezeichnend und richtig, denn das ist er ja immer.

17. Die Heilung des Gichtbrüchigen am Teiche Bethesda. Daß der, auf der dem Werke beigefügten Abbildung, neben dem Kranken sitzende Mann mit dem Horne ein Wärter seyn soll, der zum Vergnügen des Kranken darauf geblasen, kommt uns etwas sonderbar vor, um so mehr, da es eine Art von Harsch- oder Heerhorn ist. Soll es nicht vielmehr eine Andeutung des weitschallenden Ruhmes Christi durch diese Wunderthat seyn? Gleichsam die Fama? Daß bei solchen Gelegenheiten auf den Bildern die Menschen klein erscheinen und Jesus sehr groß, ist wiederum merkwürdig und erinnert an alte heidnische Fabeln, welche die Menschen klein, die Götter aber sehr groß darstellten, eben um dadurch ihre, die Menschlichkeit überragende Göttlichkeit zu zeigen. Auffallend ist die oftmals vorkommende Rolle in den Händen des Heilandes. Sollte sie nicht dahin deuten, daß die auf dem Bildwerke vorgestellte Begebenheit, durch das Evangelium erhärtet, im Evangelium enthalten sey? Wogegen manche andere Darstellungen vorkommen mögen, die blos aus der Sage ihren Ursprung nahmen und die daher, weil man nur Biblisches suchte, weniger bemerkt und unausgedeutet geblieben sind, da man sie nicht zu erklären wußte. Die Legenden des Mittelalters haben noch manches Liebliche und Anmuthige aus der Jugend Christi, das einer Darstellung sehr bequem war. Man muß auch noch in dieser Hinsicht die alten christlichen Denkmale aufmerksam durchgehen.

18. Das blutflüssige Weib. Erscheint öfter, war sehr beliebt und ward wohl mit für eins der größten Wunder Christi gehalten. Die oftmalige Darstellung führte gewiß manche Verwechslung mit ähnlichen, ja beinahe gleichen heidnischen Bildern herbei.

19. Das kananäische Weib. Läßt sich schwer vom vorigen unterscheiden.

20. Heilung von Blinden.

21. Die Speisung der Fünf- und der Viertausend. Angedeutet durch Körbe mit Brot, welche der Heiland segnet; gewöhnlich haben die Brote Kreuzeinschnitte.

22. Jesus wandelt auf dem Meere und hilft Petrus. Wir haben diese Darstellung schon im ersten Hefte, bei Gelegenheit des Schiffes, näher betrachtet. Soll der unter dem

Digitized by Google

Schiffe befindliche Fisch nicht den Sturm, das stürmische Wallen des Wassers und das dabei von Delphinen umtanzte Schiff andeuten?

23. Die Auferweckung des Lazarus. Diese oft wiederholte Darstellung war den Christen so lieb, weil darin eine Vorherverkündigung der Auferstehung lag; denn Lazarus war ja wirklich schon beerdigt und die Verwandten schilderten seinen Leichnam als schon der allgemeinen Verwesung hingegeben. Weil er so ein bereits Begrabener war, wird er auch immer als Mumie, oft klein wie ein Kind, vorgestellt und erscheint dabei in mancherlei Umgebungen, oft auch ganz allein und ohne Grabdenkmal, ohne Haus, vor dem Heilande stehend. Auch hier ist Christus immer übermenschlich groß gegen die Leiche.

(Das Leiden Jesu.) 24. Der Einzug Jesu in Jerusalem.

25. Das Fußwaschen. Wenn die mitgetheilte Darstellung auch im ersten Augenblicke wohl an Jesus vor Caiphas erinnert, so ist doch unstreitig die richtigere Idee, daß hier die Fußwaschung gemeint sey.

26. Die Gefangennehmung Jesu in Gethsemane.

27. Petrus wird als Galiläer erkannt. Eine höchst ungewisse und zweifelhafte Darstellung, da der Augenblick der Handlung durch gar zu wenig auffallend Aeußeres bestimmt und festgestellt ist, um zu entscheiden, daß nur dieses und kein anderes Ereigniß gemeint seyn kann.

28. Die Verleugnung Petri. Auch dies ist eine eigenthümliche Darstellung mit ganz antiker Haltung. Man möchte eher glauben, die Segnung und Anbetung eines Hahnes zu sehen, als eine bildliche Darstellung jener Worte Christi: ehe der Hahn zweimal krähet ꝛc. In den Erklärungen der Bilder (S. 133) meint zwar der Verf., es sey Petrus mit der Magd, aber dies scheint uns nicht der Fall, vielmehr möchte es der sehr jugendlich gehaltene Christus seyn, der auf den Hahn weiset und die bekannten Worte spricht; Petrus hat verwundert und beleidigt die Hand mit dem Finger gleichsam zur Frage: das sollte ich thun? erhoben. Jesus ist ja, selbst kurz vor seinem Leiden, öfter als jugendlich schöne Gestalt dargestellt.

29. Jesus vor Pilatus, und

30. Pilatus wäscht sich die Hände; beide Darstellungen gehören eigentlich zusammen, eine folgt der andern. Sie sind höchst merkwürdig, da sie viel Antikes in ihrer Ausführung haben, enthalten aber auch einzelne Nebenumstände, welche die Evangelien (und selbst das nicht aufgenommene des Nikodemus) nicht erwähnen. Sollte nicht daraus hervorgehen, daß die Römer be-

Digitized by Google

stimmte und schriftliche Nachrichten von dem Erlöser besaßen, die nicht auf uns gekommen sind, aber von den noch zum alten Glauben geneigten Künstlern benutzt wurden? Mit unbedenklichem Antheil, mit unwidersprechlicher Vorliebe und Theilnahme, mit unbestechlichem Gerechtigkeitsgefühl behandelte Pilatus den Heiland, und es mag dies wohl eine damals vorherrschende Stimmung der Römer gewesen seyn. Wäre es dabei zu verwundern, wenn sie auch getreue Abbildungen von Christus gehabt hätten? Wohl gewiß nicht, und wir verweisen dabei auf die zum Anfange beigebrachten Ansichten. — Die jedesmal erscheinende Anwesenheit eines Beisitzers bei dem Verhöre Christi (eine ganz nothwendige römische Gewohnheit), die auffallend mehr antike Haltung des Ganzen, wie schon bemerkt, scheinen hier von uns unbekannteren Einflüssen zu zeigen, als bei den meisten andern Bildwerken. Man möchte sagen, man sähe, daß die Künstler sich hier mehr auf eigenem bekannten Grunde und Boden befunden hätten, als bei den andern, wo sie mehr fremde Sitten, Gebräuche, ja zum Theil auch fremden Glauben darstellen mußten.

Anhang: 31. Die Gefangennehmung Petri. Die Aehnlichkeit der hier vorgeführten Darstellung mit der früher bemerkten, die Gefangennehmung Christi angeblich vorstellend, ist auffallend. Für unsere geäußerte Ansicht: Christus mit den Jüngern nach Emaus zu sehen, spricht freilich die Darstellung Taf. XII, 84 nicht, in der wohl unverkennbar ein Petrus, nach den späterhin stehend gewordenen Ansichten seiner Gesichtsbildung und seiner Haare, zu erkennen ist.

V. Kirchliche Handlungen. 1. Die Taufe. Die hier, nach Schöne's „Geschichtsforschung", II, Taf. I, mitgetheilte Darstellung ist in mehr als einer Hinsicht wichtig. Der hinter dem taufenden Geistlichen stehende Krieger in einer der römischen ähnlichen Tracht kann sehr wohl dem zehnten Jahrhundert angehören, ja noch später seyn, wie die alten Bildwerke aus den Zeiten der Karolinger (s. Eccard Script. rer. Franc. und andere Werke) uns dieselbe Tracht aufweisen. Dagegen ist die Tracht der Frauen sehr auffallend und auf eine neue Zeit deutend, wiewohl sie auch schon in älterer Zeit vorkommen kann. Des Taufsteins Form spricht auch wieder für eine neuere Zeit, wie auch schon der Verf. bemerkt. Wir glauben, es sey eine ganz bestimmte Handlung dadurch ausgedrückt, so wie uns ein ähnliches Bild vorschwebt, das wir nur nicht mehr zu bestimmen wissen, wo es vorkommt, auf dem aber nur eine Figur im Taufkessel steht. Der Taufende ist nicht ein durch den Heiligenschein bezeichneter Priester oder Bischof, sondern wirklich ein heilig gesprochener Bischof, indem uns eine Bezeichnung der priesterlichen Würde durch einen

Digitized by Google

Heiligenschein nie vorgekommen ist. Die völlig deutsche Tracht der bei der Taufe befindlichen Frauen scheint uns auf einen Heiden bekehrenden Deutschen, auf einen heil. Bonifazius, Anscharius, Kilian oder denen ähnlich, hinzudeuten. Auch scheinen uns die vorn stehenden Frauen keine Kleider zu halten, sondern nur Tücher zum Abtrocknen, so wie wir nicht ein Ehepaar, sondern ein paar Kinder in den Täuflingen sehen. Der Ort, woher dies Gemälde genommen, müßte auch wohl belehren; doch hat auch Schöne darüber leider nichts Näheres. — Ganz wunderlich ist die zweite Darstellung eines roh ausgehauenen Steines zu Aquileja, auf dem das Taufwasser als eine dichte Wasserfluth vom Himmel aus der in einem Heiligenschein schwebenden Taube strömt. In dem vermutheten Bischofe sollte man, der Zeichnung nach, nur die Tracht einer Frau erkennen und überhaupt ist das Ganze noch sehr dunkel. — Diese ganze Entwickelung betrachten wir überhaupt nur als Andeutung, da der Hr. Verf., wenn er es auch ablehnt, doch bei der Darstellung aus dem 10ten Jahrhundert zu weit in das Mittelalter hineingreift.

2. Bezeichnung mit dem Kreuze. Das hier mitgetheilte Bild scheint uns nach allem, besonders nach der Gesichtsbildung und dem geschorenen Kopf, keineswegs ein abendländisches Werk, sondern ist ein neugriechisches (ungeachtet der lateinischen Umschrift, in welcher doch auch das Nica auf das griechische *Νικα* deutet); auch das Kreuz auf der Stirn ist nur bei dem griechischen Religionscultus zu suchen, und überhaupt ist das Ganze wohl aus einer ziemlich neuern Zeit, wenigstens schwerlich dem Urchristenthum angehörig. Die Bezeichnung mit dem Kreuze bei Personen ist gewiß im Abendlande nicht zu alt, bei Sachen findet sie sich schon im Urchristenthum (z. B. bei den Kreuzbroten u. a.).

3. Abschluß einer Ehe. Bis jetzt auch nur ein einziges Stück vom Hrn. Verf. aufgeführt, dem — wir nicht solch hohes Alter, wie von ihm geschehen (das 6te od. 7te Jahrh.), beimessen möchten. Die künstliche Erklärung der Ringe, auf denen eine Schlange sich um das Kreuz windet (wovon im ersten Hefte die Rede war), verwirft wohl der Verf. selbst mit Recht. Wir glauben, man müsse des Deutsamen und Bedeutenden auch nicht zu viel im Alterthume sehen wollen, in welchem, wie bei uns, die Laune des Künstlers oft so viel that, und die alten Meister würden sich oft wundern, wenn sie erführen, was sie bei ihren Werken vielmals gedacht haben sollen.

4. Betende Matronen und Männer. Ein Druckfehler, zweimal „Festtag", obgleich das zweite Wort einen Gegensatz zum ersten bilden soll, entstellt die ersten Zeilen. Auffallend ist,

Digitized by Google

daß zumeist nur Frauen, Matronen so betend dargestellt werden, meist immer mit mäßig ausgebreiteten Händen; die Gestalt des Kreuzes mit dem Körper zu bilden, war auch hier beliebt. In vielen streng katholischen Ländern findet man noch das Liegen mit ausgestreckten Armen vor den Altären, oft, bei sonst einsamen Kirchen und beim Dunkel des Abends, ein erschreckender Anblick. — Die hier auf dem mitgetheilten Bilde, zu beiden Seiten der betenden Frau stehenden kleinen Massen, eine mit einem Riemen (wie es scheint), der als Handhabe dient, die andere ohne denselben, sind auch uns höchst dunkel. Mit Bücherbehältern können wir uns nicht einigen, noch weniger mit Gewichten, als Sündenlast; wir müssen noch glücklichere Vermuthungen erwarten. Das eine Stück ohne die Riemen gleicht vollkommen einem Säulenfuße. Es möchte wohl kein allgemeines Sinnbild seyn sollen, sondern eines, das ganz besondern Bezug auf die dargestellte Matrone hatte, was bei dem Mangel der Kenntniß der Verhältnisse jetzt nicht mehr genau zu entziffern seyn möchte.

5. Das Liebesmahl. Agapen und Todtenmahle bei den Christen waren nicht ungewöhnlich und einzelne in den Katakomben und Begräbnissen vorkommende Darstellungen der Art deuten darauf hin. Sie gehören nur der Urzeit des Christenthums an, denn die spätere Zeit des Mittelalters verschmähte sie ganz und so kamen sie bald aus dem Kreise der bildlichen Darstellungen.

6. Eine Versammlung christlicher Lehrer. Das hierzu gegebene Bild zeigt Figuren, die edel und schön gehalten und besonders reich und trefflich mit Gewandung umhüllt sind. Barbault theilte es aus einem vermutheten Tempel des Clitumnus (auf dem Wege von Spoleto nach Foligno) mit und vermuthete, das Ganze sey ein christliches Denkmal (wie in der Ueberschrift angegeben), nicht ein heidnisches, wie auch das Ganze nicht ein Heidentempel, sondern eine christliche Kirche seyn sollte. Nun kommt es aber wohl darauf an: ist dies Bildwerk auch ursprünglich in diesem Tempel gewesen? Kam es nicht erst später hinein? Es ist nur ein einziger Punct darin, der uns auf etwas christlich Heiliges zu deuten scheint, der Diener, der auf einem Tuche, also mit verhüllten Händen, ein Buch zur Versammlung bringt, welches ihm ein alter Mann mit bloßer Hand abnimmt. In dieser Scheu, etwas Heiliges (die Bibel meint Barbault und unser Verf.) mit bloßen Händen zu berühren, scheint ein christlicher Anflug zu liegen, sonst sieht aber die ganze ehrwürdige Gesellschaft aus, als wenn eine Anzahl alter heidnischer Philosophen in einem lebhaften Gespräch, in einer Disputation begriffen wäre, und besonders ist der letzte, links vom Beschauer, der mit dem Zeigefinger der rechten und ausgestrecktem Daumen und anderem Finger der linken

Digitized by Google

Hand lebhaft etwas zu beweisen sucht, weder ein Presbyter noch ein Diakon, noch weniger ein Bischof, sondern hat mit seiner durchlöcherten, bis zum Kinn erhobenen Tunica, mit seinen nackten Füßen eher das Ansehen eines Diogenes, und auf ein solcher Zeit angehörendes Werk hat auch Kleidung und alles mehr Bezug, auch der edlere Faltenwurf der Gewänder, es sey denn, daß der Zeichner einiges verschönert hat. Will man indessen doch das Ganze christlich erklären und den, welchen wir als Diogenes bezeichnet, für einen Einsiedler halten, der aus seiner Klause zu diesem Gespräch würdiger Bischöfe und Kirchenväter gekommen, so — können wir auch nicht viel dagegen einwenden.

Anhang. Bildnisse. 1. Hippolytus, Bischof von Portus Romanus. Die Bildsäule dieses Bischofs, dessen Leben und Zeit in bedeutendes Dunkel noch gehüllt ist (man streitet sogar darüber, wo sein Bisthum war), ist wahrscheinlich eines der ältesten christlichen Kunstwerke und von höchster Wichtigkeit. „Sie erweckt", sagt der Verf. „das Verlangen nach mehrern der Art! Wie viele mögen in der Zeit der Barbarei zerstört worden seyn, wie manche vielleicht unerkannt als Statuen von Philosophen in den römischen Sammlungen aufbewahrt werden! die einzige war diese Bildsäule des Hippolytus gewiß nicht. Es sind aber noch viele Ruinen in der Gegend von Rom vorhanden, wo nie Untersuchungen angestellt sind. Bei Ostia sieht man viele Reihen von Hügeln, die aus eingestürzten Palästen entstanden sind. Carthago's Trümmer sind noch nicht untersucht worden. Vielleicht findet man unter diesen dereinst Statuen Cyprians und des großen Kirchenlehrers Augustinus." Wann wird Europa zur Vernunft kommen, um, statt die Welt wahrhaft nicht beglückenden Treibens, nur auf Ruhe, geistige Bildung und Untersuchung der alten merkwürdigen Gegenden, die jetzt die schändlichste Barbarei bewohnt, zu sehen! Wie viel ist in Italien noch allein zu thun übrig! Wie jammervoll und elend saumselig verfährt man dort!

2. Konstantin der Große. Mehrere Bildsäulen von ihm sind vorhanden; auf Münzen kommt er, wie natürlich, häufig vor.

3. Römische Bischöfe. Nach angestellten Untersuchungen soll man für das zwölfte und dreizehnte Jahrhundert noch keine Aehnlichkeit erwarten können. Dies mag indessen doch nur mit großer Einschränkung anzunehmen seyn, indem die Unähnlichkeit bei Gemälden blos durch späteres Uebermalen bewirkt ward. Sonst gibt es gewiß viele ähnliche Bilder, besonders wenn sie gleichzeitig sind. Wenn freilich in späterer Zeit ein Papst seine Vorgänger nach einander malen ließ, mag oft die Einbildungskraft des Malers nach Gutdünken gearbeitet haben.

Digitized by Google

4. Tertullian und andere Kirchenlehrer. — —

Zu den Abbildungen wollen wir schließlich noch ein paar Bemerkungen geben. Taf. V, 5. Aus dem Siegel des Königs Fulko von Jerusalem läßt sich durchaus nichts folgern und erklären, auch halten wir die Darstellung darauf keineswegs für eine Abbildung der Kirche der Auferstehung zu Jerusalem. Es ist weiter nichts als ein gewöhnliches sogenanntes Thorsiegel, d. h. es sind die Thore einer Stadt, wie sie die Stempelschneider so oft bilden, mit Thürmen, mehr oder minder kirchenähnlich an der Seite. So ist auch bei diesem Siegel in der Mitte nichts anderes als ein Thorthurm mit verschlossener Pforte zu sehen. Daß Kuppelthürme dabei sind, ist dem Orte angemessen, wo wahrscheinlich das Siegel verfertigt ward, aber nichts darauf ist ein getreues Abbild, so wie auch nicht auf den Münzen. Man vergleiche das Siegel zu den goldenen Bullen vom Kaiser Karl IV, da ist auch ein Thorthurm mit Nebenthürmen; in der offenen Thorthüre steht: Aurea Roma, und doch ist gewiß an eine Nachbildung irgend eines Theiles von Rom nicht zu denken, es ist ein Thorthurm, wie er bei böhmischen und deutschen Städten häufig vorkommt. (Heineccius, „De Sigillis"; Büsching, „De antiquis Silesiacis sigillis", Taf. 3, XXI.) Solcher Thorflügel gibt es zu hunderten, ohne daß je eine Nachbildung wirklicher Gegenstände zu vermuthen.

Wie die Madonna mit dem Christkinde, Taf. VI, 15 erscheint, ist etwas der Isis mit dem Osiris auf dem Schoße ähnliches nicht zu verkennen.

Ganz unbegreiflich ist es, wie Taf. VI, 17 für eine betende Maria erklärt werden kann! Es ist ein deutlicher, alter, kahlköpfiger Mann mit dem Heiligenschein und betend ausgebreiteten Armen. Es ist der Heilige, welcher die Mutter Gottes anruft und darauf bezieht sich die Münzinnschrift *ΔΕCΠΟΝΙΝΑ μητὴρ Θεοῦ CωZOIC.* Die Worte neben dem Heiligen bezeichnen keineswegs seinen Namen, sondern sind im Ganzen mit zu lesen. Auffallend ist das noch unten stehende und vom Verf. nicht erklärte X. Wäre irgend eine Andeutung da, die in dem Bilde selbst auf Christus hinwiese, obgleich es eigenthümlich wäre, daß dieser selbst seine Mutter als Helfetin anrief, so könnte man wohl glauben, es solle Christus vorgestellt seyn; es ist aber ein Heiliger und der Kalender nennt mehrere, die mit Ch ihren Namen beginnen, wenn nicht, was noch wahrscheinlicher, das X Zeichen des Münzortes ist. Wir haben leider Tomini's Werk nicht, um uns zu belehren, was dieser etwa darüber bemerkt.

Bei dem Bildwerke Taf. IX, 27 scheint uns die im Text geäußerte Meinung: der dritte Jüngling solle noch in den Ofen gesteckt werden, annehmlicher, als die in der Bildbeschreibung

Digitized by Google

geäußerte: es sey der Augenblick der Befreiung, denn der zum Ofen Schreitende scheint mit Stricken gebunden und daran von dem Führer gehalten. Der auf dem Ofen Stehende reicht ihm die Hand zum Empfange. Was hat der außen Stehende aber auf linker Seite flügelartiges ausgestreckt; ist es eine sehr schlecht gezeichnete Hand?

Wir scheiden mit Dank gegen den Herrn Verf. von diesem lehrreichen Buche und wünschen, daß die hier angeknüpften Untersuchungen eifrigst fortgeführt werden mögen. Lebhaft erinnerte uns das Ganze an ein Werk, welches gleichsam als Vorläufer dem eben betrachteten diente, an das treffliche Werk des gelehrten Fr. Adelung über die Korssunschen Thüren, von dem wir nächstens eine ausgeführtere Anzeige zu geben gedenken, da es, wie uns scheint, lange nicht die aufmerksame Betrachtung gefunden hat, die es so sehr verdiente.

Bg.

V.

Die Staatsverfassung der Gothen in Italien.

Die Auswanderung germanischer Stämme nach Italien und in andere von römischer Bildung und römischen Waffen beherrschte Länder, wo sie in sich selbst zusammenstürzende, von äußerem Andrang vernichtete, oder in der Noth und den wechselnden Bedrängnissen der Zeiten unerschüttert sich aufrecht haltende Reiche gründeten, gehört zu den denkwürdigsten und folgereichsten Begebenheiten der Weltgeschichte. Was das Alterthum von den nachfolgenden Geschlechtern scheidet, was Europa nicht allein, sondern auch die mit germanischem Blute gemischten Reiche über dem atlantischen Ocean in Sitten und Gewohnheiten, in Gesetzen und Sprachen, in Regierungsformen und bürgerlichen Einrichtungen so eigenthümlich gestaltet, das Durchdringen und Zerfließen römischer Bildung in altgermanisches Herkommen, nahm in diesen Zeiten seinen nicht unmerklichen Anfang. Forschungen, deren Zweck ist, diesen beginnenden Veränderungen nachzuspüren und deren Folgen in den Begebenheiten folgender Jahrhunderte aufzuweisen, würden wohl von jedem, dem eine gründliche Einsicht in die Formen und Bestandtheile der mittelalterlichen und neueuropäischen Menschheit am Herzen liegt, zu den anziehendsten

Digitized by Google

und fruchtbringendsten gezählt werden, vorzüglich weil in unsern allgemeinen Geschichten und besondern Darstellungen einzelner Reiche und Völker, über den großartigen, leicht sich darbietenden Kriegsbegebenheiten, über der Erörterung einzelner an sich gleichgültiger Ereignisse, die häufig kaum sichtbaren Spuren innerer Veränderungen und gegenseitiger Einwirkung verschieden gesinnter und gesitteter Völker, wenn auch beachtet, doch in ihrer ganzen Wichtigkeit nicht erfaßt werden.

In dieser Beziehung, wie in vielen andern germanischer Stämme auf römischem Boden, ist kein Reich interessanter und unterrichtender, als das ostgothische in Italien. Reichlich fließen verhältnißmäßig die Quellen, aus denen wir seine Geschichte schöpfen können, aber getrübt durch hohlklingende, von einer andern Zeit und andern Verhältnissen geborgte Phrasen geschmackloser Rhetoren, durch gelehrten auf Griechenland und Rom alles zurückführenden Aberwitz, und durch eine vorzüglich in dem gänzlichen Mangel an Geschmack und in einer Mißachtung der allgemeinen Sprachregeln sich beurkundende Verschrobenheit. Daß die alten Lieder, mit ihnen auch die gothischen *), in denen sich wohl am getreuesten das politische Leben eines jeglichen Stammes, die Vergangenheit und Gegenwart abspiegelten, so ganz und gar verloren sind, daß kein einziges historisches Denkmal aus diesen Zeiten in germanischer Zunge verfaßt und erhalten worden ist, gehört zu den beklagenswerthesten Erscheinungen in der vaterländischen Geschichte. Nach einseitigen Berichten der spätern römischen Schöngeister, welchen alles sogenannte Barbarische anekelte, ein Fehler, den auch der umsichtige Gibbon in mancher Beziehung mit ihnen theilte, müssen wir großentheils die wichtigen Jahrhunderte der Völkerwanderung beschreiben, — könnten wir mit ihnen ungeschminkte Aeußerungen der rohen Einwanderer vergleichen, — wie die punischen Kriege durch einheimische Berichte, eben so würden sich manche Begebenheiten und Einrichtungen der germanischen Stämme anders darstellen. Leider ist die feine Bemerkung des trefflichen Mascov's („Geschichte der Deutschen", II, Anm. 43): „Es läuft aber die Historie der Gothen nicht in einem fort, sondern ist wie ein Fluß, der bald hier, bald da austritt und sich endlich in viele Arme zertheilt", mehr oder weniger auf die Geschichte aller Völker anwendbar, während des vierten, fünften und sechsten Jahrhunderts. Zur nachmaligen Bearbeitung dieses verflüchtigenden, widerlichen Stoffes, nach so tüchtigen Vormännern wie Mascov und Gibbon, bedurfte es der Vaterlandsliebe und der ausdauernden Kraft des Freiherrn von Gagern.

*) Jornandes de rebus geticis, c. 4.

Digitized by Google

Die Gothen, das gebildetste Volk unter den Barbaren *), aber auch nicht fremd den Lastern, die immer größtentheils mit Verfeinerung in Verbindung stehen **), die lange schon ihre Gewohnheitsrechte und ihre Weisthümer geordnet hatten, ob auch aufgeschrieben, ist eine andere Frage (die Longobarden hatten bis zum König Rotharis ihre Gesetze nur memoria et usu, Paul Diac. IV, 44), denen ein ruhiges, im Schweiße des Angesichts erworbenes Brot verhaßt war, die ihren heimathlichen Pelz den höchsten Ehrenstellen der Römer vorzogen ***), dieselben Gothen sollen, während bei allen andern germanischen Stämmen der Römer verachtet und zu einer viel geringern Sühne angesetzt ward, nach den affectirten Phrasen des vielfach überschätzten Cassiodor unter gleichen Gesetzen mit den Römern gestanden und ihr Reich nach dem in Fäulniß versinkenden byzantinischen Staat eingerichtet haben ****)! Hätte auch Thucydides oder Tacitus uns so Wunderbares berichtet, nimmermehr würden wir ihnen Glauben schenken, denn die Natur, gleichmäßig in ihren Bestrebungen und folgerecht in ihren Wirkungen, liebt nicht in ganzen Nationen, was schon Aristoteles bemerkt, die sogenannten Sprünge der im einzelnen Menschen sich widerstrebenden Leidenschaften. Aber wie konnte Cassiodor dieses hinschreiben, wie konnte dem umsichtigen Manso, durch treffliche Leistungen über verschiedene Zeiträume der Menschengeschichte ausgezeichnet, wie konnte solch einem Manne in seiner „Geschichte des ostgothischen Reiches in Italien" (Breslau, 1824), wenn auch die zahlreichen Vorgänger nicht darauf aufmerksam gemacht hätten, dieser scheinbar unerklärliche Widerspruch entgehen? Höchst wahrscheinlich hat der die Leitung aller Geschäfte besorgende Rhetor aus dem unerschöpflichen Vorrathe seiner pragmatischen Maximen, aus den nach seiner schönkünstlerischen Ueberzeugung trefflichen Chrien und Phrasen †) manches in die amt-

*) Jornandes l. c. c. 5.

**) Ammian. Marcellin. XXII, 7, ibid. Interpp.

***) Synesios Rede über das Königthum. Griechisch und deutsch von Karabinger, München, 1825, S. 40. *Οἷς ὑπῆρξεν αἰσχύνη τὰ παρὰ Ῥωμαίοις πάλαι καὶ δοκοῦντα καὶ ὄντα σεμνότατα.* Theodoret. hist. eccl. V, 32. Ueber die Pelzkleidung der Gothen, Gothofredus ad Cod. Theod. A. V, 240. ed. Ritter.

****) Var. I, 1. Regnum nostrum imitatio vestra est, wird an Anastasius geschrieben, in republica vestra didicimus, quemadmodum Romanis. aequabiliter imperare possimus. VIII, 3. Gothis Romanisque apud nos jus esse commune.

†) In der Vorrede zur Instit. divin. litt. II, 508, Venetiis, 1729, erklärt sich Cassiodor folgendermaßen: Minus fortasse diserti (his in

lichen Schreiben hineingepfuscht, was der Gothe Theodorich, dessen Unwissenheit und Abneigung in Beziehung auf Gelehrsamkeit hinlänglich bekannt sind, entweder in seinem ganzen Umfange nicht verstanden *), oder als eine unschädliche Thorheit an einem sonst höchst brauchbaren Diener belächelt hat. Und in den erwähnten ostgothischen Geschichten mangeln auch in andern Beziehungen, obgleich das Ganze zu den trefflichen historischen Erscheinungen gezählt werden muß, umfassende Forschungen nebst einem das Wichtigere herausfühlenden und mit Sicherheit ordnenden Scharfsinn **). Wenn der Versuch eines jugendlichen Forschers an die Werke eines ergrauten Meisters sich reihen dürfte, so möchten die folgenden Bemerkungen für eine ergänzende Berichtigung des angeführten Werkes sich ausgeben.

Schlanken Körpers, blondgelben langen Haares, freien Blicks und keuscher Sitte beurkunden die Gothen, von den Alten Geten genannt (Interpp. ad P. Orosii Hist. I, 16), die Pytheas schon drei Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung unter dem Namen der Gutones kennt ***) und Pollio schon in Ost- und Westgothen unterscheidet (Claud. c. 6), durch sich selbst ihre rein germanische Abstammung. Geschlechter, die sich durch Kriegsthaten, Tapferkeit und Muth auszeichneten, wußte der Germane zu schätzen, sie wurden Adelige, Hervorragende****) genannt; nur solch ein einziges Geschlecht, die Amaler, scheinen die Ostgothen

---

libris sumus) quoniam in eis non *affectata eloquentia*, sed relatio necessaria est, er glaubt also, in dem amtlichen Ausschreiben wäre eine zierliche, geschmückte (affectata) Rede am rechten Orte.

*) Maffei sagt schon, Ver. ill. I, 227: „La corrente de' moderni scrittori esalta Teodorico per ondi nazioni nelle quali Goti premura non poteano aoere e forse più d'una volta nè pur cognizione della materia."

**) Wie konnte Manso sagen: „es sey ungewiß, daß die Gothen die nicäische Kirchenversammlung beschickt und bei ihrer Aufnahme in die jenseitigen Donauländer das Christenthum schon gekannt hätten (S. 7)", da Theophilos als Bischof der Gothen unter den Acten unterschrieben steht? Maskov, Geschichte der Deutschen, I, 318. Theophilus Bosphoritanus. Socrates II, 41. *Θεόφιλος τῶν Γότθων ἐπίσκοπος.* Es können also die Mösogothen nicht darunter verstanden werden. Conciliorum Coll. curante Coleti. (Venetiis, 1728), II, 64. C. 98. B. Tillemont, Mém. eccl. VI, 2, 619.

***) Grimm's deutsche Grammatik XI—XIII nach der ersten Ausgabe.

****) Die Könige der Vögel wurden Adalar genannt, und wie viele Namen sind mit Adal zusammengesetzt, Adalrich, Adalbert, Adalgisus u. s. w. Wigand, Das Femgericht Westfalens. (Hamm, 1825), 16, 8.

Digitized by Google

gekannt zu haben *), der gemeinen Freiheit aber erfreuten sich alle übrigen Stammgenossen. Wie unsre Wohlgeboren, Hochwohlgeboren, ward ihnen von den schmeichelnden, mit hohlen Wörtern freigebig um sich werfenden Römern der Titel Nobilis, Senior u. dgl. beigelegt, weshalb diese Wörter keineswegs zur Annahme eines besondern Adelstandes berechtigen **). Auch dürfen wohl die Angaben des Jornandes: einwandernde oder auf den Streifzügen der Gothen in Gefangenschaft gerathene Weise hätten einen, wahrscheinlich orientalischen Priesterorden gestiftet, Hauptbedeckte (Pileati) genannt, zum Unterschiede von den andern Freien, den Hauptumlockten (Capillati) ***); einer hätte das Gewohnheitsrecht und altes Herkommen unter dem Titel Bellagines, die noch zu seiner Zeit vorhanden waren, geordnet und aufgeschrieben, — nicht so ganz übergangen werden, wie vom Verf. der ostgothischen Geschichte geschehen. Ist dies das einzige Beispiel, daß Fremdlinge eine Nation zur Sittigung geleitet haben? Wem schwebt nicht der grauende Tag auf dem classischen Boden Griechenlands vor der Seele, wo ägyptische oder phrygische Ankömmlinge die thierischen Autochthonen mit dem Menschlichen befreundeten? wer erinnert sich nicht der bedeutungsvollen Kopfbedeckung orientalischer Priester? — ja durch gefangene Geistliche ward auch das Christenthum zuerst unter den Gothen verbreitet, auch Ulfilas Voreltern waren der Sage nach gefangene Christen aus Kappadocien. Die Kopfbedeckung aber ward auch bei andern germanischen Stämmen, wie bei den Römern, als das Zeichen eines höheren adeligen Standes betrachtet ****).

Wie andere deutsche Stämme, kannten auch wahrscheinlich die Gothen in früheren Zeiten keine Könige, der Tapferste ward auf Kriegesdauer von den versammelten Freien zum Könige ge-

*) Gothorum nostrorum libertate laetentur, schreibt Theodorich, als man einige Gothen zu Sclavendiensten zwingen wollte. Var. IV, 30.

**) Auf einen Adelstand bei den Gothen schließt Gibbon c. 39, n. 28, aus Proc. bell. Vandal. I, 8. c. 1. 197 c., wahrscheinlich durch die lateinische Uebersetzung Nobiles irre geleitet; Procop sagt, Theodorichs Schwester folgten: *Γότθων δοκίμων χιλίους ἐν δορυφόρων λόγῳ*, was blos heißt: tausend auserlesene Gothen zur Leibgarde.

***) Jorn. l. c. c. II, quas usque nunc conscriptas Bellagines nuncupant. Ueber das Wort siehe Zahn's Glossarium zu Ulfilas unter lag, Canciani leges Barb. I. praef. Capillati kommen auch bei Cassiodor vor. Var. IV, 49. Manso 91, 1.

****) Fabretti de Columna Trajana syntagma. (Romae, 1683, Fol.) 6, 14. E Dione excerptae historiae ab Joan. Xiphilino. Excudebat Henricus Stephanus 1592. 198. *Καὶ τινὲς τῶν Ῥωμαίων πίλα ὡς ἠλευθερωμένοι ἔφερον.*

wählt (eine Sitte, die auch unter den Amalern nicht ganz vergessen war *)) und auf einem Schild erhoben, symbolisch andeutend, den ehren die Waffen, der sich im Kriege Ruhm erworben **). Zum Unterschiede von den späteren, weit mächtigeren Herrschern werden diese Kriegsobristen von Turner in der angelsächsischen Geschichte passend Waffenkönige genannt; Recke nennt Ulfilas jeden Machthaber ohne Unterschied. Athanarich der gepriesene war blos der vorzüglichste Richter (judex potentissimus) seines kriegerischen Stammes, mag nun Heerführer und Richter, wie Lindenbrog will, gleichbedeutend seyn, wofür der gleichzeitige Orosius angeführt werden kann, der Athanarich einen König nennt (Orosii Hist. VII, 34), oder mag er nach Themistius den Titel eines Richters, der sich auf Weisheit gründe, dem königlichen blos Macht andeutenden Namen vorgezogen haben (Amm. Marc. XXVII, 5. III, 186, ed. Wagner, Lipsiae, 1808). Im westgothischen Spanien waren die Könige nicht erblich, sondern sie wurden aus den edelsten Geschlechtern auf Lebensdauer gewählt ***).

Sobald aber die verschiedenen Zweige des germanischen Völkerstammes die Wohnsitze ihrer Voreltern nothgedrungen oder aus freier Wahl verließen, wurden sie auf ihren Zügen in ewige Fehden verwickelt; selbst in den eroberten Provinzen, in den neugegründeten Reichen war vonnöthen, stets gerüstet zu seyn gegen meuterischen Aufruhr der Unterthanen und gegen äußerlichen Andrang. Die Gewalt der Könige hätte sich deswegen nothwendig befestigen und vermehren müssen, wenn auch die despotische Ordnung des absterbenden Roms und des in sich versinkenden Byzanz, wenn auch die Sklavenseelen römischer Begisten und Schetoren dem freien Sinn adeliger Geschlechter nicht eine andere Richtung gegeben hätten. Im ostgothischen Reiche war man, wenn Prunkreden für historische Zeugnisse gelten können, schon ziemlich weit auf dem Wege der Unumschränktheit vorwärts geschritten ****).

Der Ostgothe Theodorich — Ost- und Westgothen sind, wie

---

*) Var. VIII, 2, 7. Mascov a. a. O. I, 228 über die Westgothen.

**) Indicamus, schreibt Vitiges, parentes nostros Gothos (unsere Brüder die Gothen) inter procinctuales gladios *more majorum*, scuto supposito, regalem nobis contulisse dignitatem, ut honorem arma darent, cujus opinionem bella pepererant. Vand. X, 31.

***) Concilior. coll. VI, 431. B.

****) Var. IX, 4. Als Amalasuntha Theodahat zum Mitregenten annahm, schreibt Cassiodor: *voluit parentem ipsis quoque legibus anteferre.*

Digitized by Google

oben bemerkt wurde, uralte Benennungen verschiedener Genossenschaften eines und desselben Stammes *) — hat wie Philipp von Macedonien bei seinen Feinden die Künste eingesogen, wodurch er später sie bändigte. Wie die Sprache, der sicherste Probirstein zur Geistesmessung des Einzelnen wie eines ganzen Volkes, mit römischen und griechischen Wörtern vermischt ward **), so scheinen auch die Gothen in dem römischen Dacien und den byzantinischen Provinzen gegen die Einwirkungen der in allen Beziehungen, Körperkraft und edelgesinnten Muth ausgenommen, höher stehenden sie umgebenden Völker sich nicht rein erhalten zu haben. — Nachahmung fremder Sitten scheint der deutschen Nation in frühern wie in spätern Zeiten eigen zu seyn: konnten doch wiederholte Verordnungen römischer Imperatoren das Volk nicht von der Nachahmung des Barbarischen abhalten ***). Und so führte Theodorich, durchdrungen von dem Ansehen und der Gewalt eines byzantinischen Kaisers, ein sowohl an sich als in Beziehung auf römische Bildung nicht ganz barbarisches Volk nach Italien, und errichtete daselbst für sich und seine Nachkommen eine zwiefache Herrschaft mit verschiedenen Gerechtsamen; — wie ein Kaiser beherrschte er die Römer und die eroberten Provinzen des abendländischen Reiches, als König aber regierte er das angestammte Volk der Gothen.

Die Einwohner Italiens scheinen von den anwogenden Barbarenstämmen, aller erzählten Gräuel ungeachtet, häufig menschlicher behandelt worden zu seyn, als von manchen einheimischen Herrschern sowohl der frühern als spätern Zeiten ****). Diese haben unter Verhältnissen, wo die Bevölkerung Italiens noch nicht durch wiederholte Proscriptionen geschwächt, wo Vandalen und Hunnen noch nicht mit Pest und andern Seuchen gewetteifert

---

*) Zahn oder eigentlich Abelung in der Einleitung zum Ulfilas.

**) Zahn a. a. O. II, 12.

***) Die Verordnungen des Kaisers Honorius von 397, 399, 416 (Cod. Theod. V, 237—240). Die letztere bezieht sich besonders auf die Nachahmung der gothischen langen Haare, worauf viele Schriftsteller, unter andern Synesius de Calv. p. 77, ed. Petav., anspielen. Die Mischung des Römischen und Gothischen bezeichnen recht deutlich einige Epigramme des Ennodius: Ennodii opera, p. 66, ed. Schott. De Joviano: *qui cum haberet barbam gothicam, lacerna vestitus processit.*

Nobilibus tallis genicum, male compte, lacernis
Discordes miscens inimico foedere proles.

****) Salviani opera, ed Baluze, 1742. Malunt cives romani sub specie captivitatis apud barbaros vivere liberi, quam sub specie libertatis captivi (apud Romanos).

Digitized by Google

hatten, um aus dem schönen Lande eine Einöde zu machen, die grauen Veteranen mit den Gütern unschuldiger Bürger belohnt, während Odoacer (früher schon hatte der strenge Magnentius die Hälfte gefordert, Jul. Imp. orat. I, 34. Gagern, Nationalgeschichte der Deutschen, II, 28) seinem barbarischen Gefolge und dem bedeutenden römischen Anhang *) blos ein Drittheil des großentheils verwüsteten und wohl brachliegenden Landes angewiesen hat. Seinem Beispiele folgte der mild gesinnte Theodorich: während seine Stammgenossen in Spanien und im südlichen Frankreich das Doppelte nahmen, begnügte er sich bei Einzelnen selbst mit einer verhältnißmäßigen Abgabe **), und regierte so im Ganzen, daß nach den Zeugnissen verschieden gesinnter Schriftsteller, Boethius ausgenommen ***), die Bevölkerung Italiens nicht nur nicht gedrückt ward, sondern man wollte es ihr noch zum Vortheil anrechnen, daß sie durch die mannhaften Abkömmlinge verstärkt, gegen jeden fremden Andrang wiederum eine furchtgebietende Haltung gewinnen könne ****). Auch der gesunkene Ackerbau mußte unter ostgothischer Herrschaft sich wiederum erhoben haben; wir erfahren nämlich durch die Ausschreibung Cassiodors, daß die Provinzen von Italien aus häufig mit Getreide versehen wurden. Einzelne Habsüchtige, wie der Blutsverwandte Theodahat, suchten sich gegen die allgemeine Ordnung auf unrechtmäßige Weise größere Länderstriche anzueignen, obgleich wohl schon durch die allgemeine Sitte die regierende Familie zu größern Dominialgütern berechtigt war; und wahrscheinlich von dieser Berechtigung auch Gebrauch gemacht hatte. Theodorich und seine Nachfolgerin Amalasuntha zwangen den habsüchtigen Theodahat, die ungesetzlich erworbenen Güter den Eigenthümern wiederum abzutreten. Von den milden und weisen Maßregeln Theodorichs zeugt vorzüglich

*) So den Römern, die von Noricum nach Italien zogen. Eugyppi vita St. Severini 45.

**) Savigny, Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter, I, 285.

***) Quoties, sagt er (de Consul. Phil. I, 4. S. 9) miseros, quos infinitis calumniis *impunita semper barbarorum avaritia* vexabat, objecta periculis autoritate protexi; auch andere ehrenwerthe Zeugnisse sind im Widerspruche mit der gepriesenen Milde der Gothen.

****) Vides, sagt Theodorich Epiphanius, universa Italiae loca originariis viduata cultoribus. Ennodii opera, 361. Quid quod illas innumeras Gothorum catervas *vix scientibus Romanis* larga praediorum collatione ditasti, schreibt Ennodius an Liberius. Opera, 274. Var. II, 16. Proc. hist. arc. II, 54. Im Jahre 496 schreibt schon Papst Gelasius: Aemilia, Tuscia, ceteraeque provinciae, in quibus hominum *prope nullus existit*. Baronii ann. 496. 36.

Digitized by Google

sein Verfahren gegen die verwalteten westgothischen Provinzen, die ihnen von seinen Stammgenossen entrissene römische Freiheit ward ihnen, mit den schmelchelhaftesten Ausdrücken begleitet, zurückgegeben *); freilich war es in mancher Beziehung ein großer politischer Fehler, die Römer bei ihrem Hasse gegen die arianischen Ketzer und barbarischen Fremdlinge (Proc. III, 18. 508. A.) so selbständig dastehen zu lassen **).

Daß Italien den Händen Odoacers entrissen werden solle und müsse, darin waren Zeno und Theodorich einverstanden ***); wahrscheinlich wollte ersterer, wie später Justinian, das eroberte Land zu einer Provinz des oströmischen Reiches machen, nicht so der der griechischen Schlauheit nicht fremde Gothenkönig. Seine Schreiben an den byzantinischen Kaiser sind zwar voll von den größten Schmeicheleien und tiefsten Ehrenbezeigungen für die romanische Majestät, weniger nach Zenos Tod, und ein Gleiches befiehlt er seinen Nachkommen ****); doch er selbst nennt sich einen König von Italien, ja von kaiserlicher Würde finden sich Spuren in seinen Briefen †), die vielleicht der hyperbolischen Schreibart Cassiodors, vielleicht der von Jornandes berichteten, aber höchst unwahrscheinlichen Adoption Zenos zugeschrieben werden müssen, wenn sie nicht das geheime Streben Theodorichs, einst als Nachfolger der abendländischen Kaiser aufzutreten, andeuten und vorbereiten sollten. Wie allgemein bekannt, fand Theodorich bedeutenden Widerstand in Italien, nicht allein von den verschiedenen barbarischen Stämmen, denen Odoacer Häuptling war, sondern auch von einer nicht geringen Anzahl römischen Geblütes, so daß sein Heer der Zahl nach bei weitem geringer war, als das des Gegners Odoacer ††). Ueber diese Partei der Bevölkerung Italiens entbrannte vorzüglich der Zorn Theodorichs; von seinem Vor-

*) Var. III, 17. Papon, Histoire générale de Provence, IV, 51.

**) Zu willfährig war er den Bitten der Sicilier, wenige Gothen ihnen zur Besatzung zu schicken, damit ihrer Freiheit, ihrem glücklichen Leben nicht Abbruch geschehe (Proc. III, 16); die Haupturſache der schnellen Siege Belisars in Sicilien, die Haupturſache der schnellen und gänzlichen Auflösung des ostgothischen Reiches in Italien.

***) Die Unterhandlung der zwei Herrscher bei Sigonius: De occidentali imperio ad a. 488, ruht auf keinem historischen Fundament; die verschiedenen Ansichten werden, wenn auch die Form erdichtet ist, gut hervorgehoben bei Procop de bello gothico II, 6, t. I, 401 et 402.

****) Var. I, 1. Jornandes l. c. c. 59.

†) Var. IV, 41. V, 1. Manso 49, l.

††) Scis, quae tu pollicebaris, sagt Epiphanius, quum armis *numero adversarii praestantiores subsistere.* l. c. 358.

Digitized by Google

satze, sie des Rechtes der freien Verfügung über Hab und Gut zu berauben, konnten ihn nur die Furcht vor einem Aufstande und die Bitten des Bischofs Epiphanius abbringen *). Die achtungswerthen Geistlichen dieser Zeit waren häufig der einzige Trost, der einzige Schutz der hartbedrängten Menschheit, weshalb auch ihr politischer Einfluß seiner alle andere Gewalt vernichtenden Höhe zueilte. Allen Römern, nur die den Aufruhr angezettelt hatten ausgenommen **), blieben die hergebrachten Gesetze und Einrichtungen, die in den späteren Urkunden beinahe allen europäischen Ländern so häufig gefundene libertas romana. Nur die Führung der Waffen ward ihnen, wahrscheinlich zur Sicherheit des eingedrungenen Volkes, verboten; die Gothen seyen ja, heißt es in verschiedenen Ausschreibungen Cassiodors, der natürliche Hort der Italer; ihnen liege ja ob, ihre Kriege zu führen und sie zu vertheidigen ***). Die Nachahmung des Fremdartigen nahm jetzt bei den Römern außerordentlich zu; man glaubte den Herrschern dadurch zu gefallen und gefiel ihnen auch wirklich, die römischen Knaben lernten die gothische Sprache, und das gemeine Volk gefiel sich in der Nachahmung ihrer Sitten ****).

Zwei an Sitten und Gewohnheiten, an Sprache und Gesetzen verschiedene Völker — noch finden sich Urkunden in gothischer Sprache

---

*) Subita animum praestantissimi Regis Theodorici deliberatio occupavit, ut illis tantum romanae libertatis jus tribueret, quos partibus ipsius fides examinata junxisset; illos vero, quos aliqua necessitas diviserat, ab omni jussit et testandi et ordinationum suarum ac voluntatum licentia submoveri. Ennodii opera, 357 fg.

**) Paucos tamen, quos malorum inventores fuisse cognovi, locorumque morum tantummodo habitatione privabo, ne forte exurgens necessitas etc. Ennodii op., 360.

***) Var. VIII, 3. IX, 12. Manso, 113.

****) Romanus miser imitatur Gothum, et utilis (dives) Gothus imitatur Romanum, war ein Sprichwort Theodorichs. Anonym. Vales, in fine Ammiani Marcellini ed. Valesius. Parisiis, 1681, p. 666. Var. VIII, 21. Die Conjectur von Wagner (Am. Marcellini III, 400), anstatt *utilis*, *vilis* zu lesen, ist ganz unpassend: utilis heißt brauchbar, gut, reich, man erinnere sich an die Bedeutung von ἀγαθός, buono huomo u. dgl. Begriffe, deren mannigfache Seitenrichtungen Welker in seiner trefflichen Einleitung zum Theognis genau auseinandergesetzt hat. Pollux VI, 48: Ἰδίως δὲ τοὺς μὲν πλουσίους καὶ τοὺς παχεῖς καὶ τοὺς ἐνδόξους καὶ τοὺς βελτίους καὶ τοὺς ὀλίγους καὶ τοὺς χρηστοὺς καὶ τοὺς ἱππέας ὠνόμαζον, so sagt Theognis v. 497 ἀχρήστοισι für κακοῖσι. Welker Prolegom. ad Theognid. XXVI. Kortum, Staatsverfassung, S. 14.

Digitized by Google

aus und nach den Zeiten Theodorichs *), — bewohnten jetzt das unter ostgothischer Herrschaft sich erholende Italien **); beiden ließ der umsichtige Herrscher ihr herkömmliches Recht und ihre bestehende Verwaltung. Nur über die unter beiden Nationen vorzüglich oft vorkommenden Streitigkeiten hat er aus dem römischen Rechte geschöpfte, für beide gleich verbindliche Gesetze erlassen, zusammengefaßt in dem sogenannten Edictum Theodorici. Nur so ist es erklärbar, wie Theodorich gegen alles deutsche Herkommen [in die privatrechtlichen Verhältnisse, wenn sie den Staat nicht unmittelbar berührten, mischte sich nie ein deutscher Fürst, von oben herab ward nichts gegeben, sondern von den Markgenossen ward das Recht autonomisch gefunden und ausgebildet] ***) es wagen konnte, in Beziehung auf liegende Gründe, auf Sclaven und das weibliche Geschlecht den Gothen wie den Römern Vorschriften zu ertheilen. Mit den Gütern ward, was in den Gesetzen der Burgundionen und in vielen mittelalterlichen Urkunden ausdrücklich bemerkt ist, den neuen Besitzern auch ein Theil der Sklaven ****); von der Verworfenheit italischer Sitten aber geben uns Juvenal und Petron schon ein schreckliches Bild, das nach den feurigen Schilderungen des beredten Salvian †) wo möglich noch scheußlicher sich gestaltet. Mußten nun über die Theilung der erstern, wovon Cassiodors vermischte Sammlung hinlänglich zeugt, mußten nicht über manches verruchte Ansinnen, über manche den keuschen Sinn der Gothen verletzende Handlungen sich Klagen erheben? Deshalb wurden hierüber besondere Anordnungen erlassen; nur so ist der kurzen und höchst mangelhaften Arbeit ein Verständniß abzugewinnen. Mit griechischer Schlauheit benutzte Theodorich diese Gelegenheit, um die freisinnigen Gothen nach und nach an die römischen Gesetze zu gewöhnen, beinahe alle Anordnungen wie die meisten Entscheidungen in der vermischten Sammlung Cassiodors finden sich in dem Codex Theodosianus oder in den Constitutionen früherer Kaiser. Wahrscheinlich wurden auch bei besondern Vorfällen ergänzende Edicte erlassen; so erging im Jahre 507 ein Verbot gegen jegliche Veräußerung der Kirchengüter. (Conciliorum Coll. V, 539.)

---

*) Marini papiri diplomatici 180, 349. Zahn a. a. O. 49.

**) Gothis dominiantibus omni genere prosperitatis affloruit Italia. Sigonii occident. imperio 16tes Buch a. E., die Schattenseite ward aber schon angedeutet.

***) Wigand a. a. O. 50 fg.

****) Manso, 81.

†) Salviani opera, 148.

Digitized by Google

Was in gesunkenen, keine Scham mehr kennenden Staaten aller Zeiten gewöhnlich ist, die Gesetze nicht als eine Rechtsnorm für alle, sondern als Bändigungs- und Hemmungsmittel für den gemeinen Mann zu betrachten, finden wir schon in dem jugendlichen Königreiche der Ostgothen. Gegen die verruchte, nach den zahlreichen Verordnungen im Codex Theodosianus zu schließen, im vierten Jahrhundert so häufige Sitte, aus Habsucht die Ruhe der Todten zu stören, erließ auch Theodorich ein scharfes Verbot; doch sagt er an einem andern Orte: alle die das Reich der Lebenden verlassen haben, können kein Gut mehr besitzen, deswegen dürfe man mit Recht für den Fiscus das Gold aus den Gräbern nehmen: wo kein Herr ist, findet kein Verbrechen statt, und thöricht wäre es, das in den Gräbern der Todten zu lassen, womit den Lebenden das Leben gefristet werden könne *).

Zu unsern Zeiten, die sich in Uebertreibungen aller Art zu gefallen scheinen, wurden die früher in den Römerzeiten, (Gagern „Nationalgeschichte der Deutschen", II, 106; Creuzer's „Abriß der römischen Antiquitäten", 254) und in den neueuropäischen Reichen nur auf einigen Militairgrenzen bekannten Anordnungen ins innere Land versetzt, und so eine Bevölkerung zu einem stehenden Heere umgeschaffen, ohne jedoch dem Ackerbau und den andern Künsten des bürgerlichen Lebens entfremdet zu werden. Diese neue Schöpfung eines allezeit brauchbaren Heerbannes nennt das Zeitalter Militaircolonien, und dieser Name bezeichnet wohl am deutlichsten die Art und Weise der gothischen, vielleicht auch anderer germanischen Völker, namentlich der Longobarden, Niederlassungen in den eroberten Provinzen des römischen Reichs. Hätten wir die Weisthümer der Genossenschaften, die Erlasse des Gothengrafen und die mündlichen diplomatischen Verhandlungen **) nach der Weise Cassiodors in einer Sammlung vor uns liegen, welch ein anderes Bild würde uns von dem Gothenreiche in Italien entgegenleuchten!

---

*) Cass. IV, 34 vergl. mit IV, 18. In dem letztern Ausschreiben Cassiodors wird ein Geistlicher bezeichnet, der sich desselben Verbrechens schuldig machte, es soll ihm blos sein Raub abgenommen werden, aber er selbst pro sacerdotis honore ungestraft durchkommen, und doch in solchen Ausdrücken sprechen die spätern mönchischen Chronisten von ihm! z. B. Theodoricus Veronensis, Rex Italiae haereticus post mortem Joanis papae subito interiit et *turpiter* mortuus est. Chron. St. Aegidii apud Leibnitii Script. rer. Brunsvic. III. 573. ed. Hannoverae, 1711. Solche Wahrnehmungen müssen uns gleichzeitigen, leidenschaftlichen Verdrehungen noch mehr unterworfene Berichte der Mönche sehr verdächtig machen.

**) Sonderbar ist, daß Cassiodor das Buch de anima das 13te Var. nennt. In libro animae, *qui in variarum opere tertius decimus* continetur. Cassiodor. opera, II, 466.

Digitized by Google

Ohne Ausnahme waren alle Gothen zur Heeresfolge verpflichtet, ein auserlesener Theil (δόκιμοι τῶν Γότθων von Procopius genannt), trat an die Stelle der ursprünglichen, unter Anführung des Hausmeier stehenden *) Gefolge, passend in den lateinischen Scribenten der Zeit durch milites domestici bezeichnet und mit den Haustruppen der spätern römischen Kaiser verglichen **). Im Frieden wie im Kriege stand der König nach echt germanischer Sitte an der Spitze der Nation, nur in den verwelchlichten spätern Zeiten ließen sie sich durch Herzöge, Hausmeier u. dgl. vertreten; so führte schon Theodorich ***) seine Kriege nach der Eroberung Italiens, und Theodohat sendet seinen Hausmeier Vaccenes nach Rom, um die Ruhe herzustellen ****). Die bewaffnete Mannschaft der Gothen und anderer in Sold genommener befreundeter Stämme war zur Aufrechterhaltung der Ordnung und zum Schutze des Eroberten, über alle Provinzen des Reichs, in größerer Anzahl sicherlich an den Grenzen verbreitet, unter besondern von den bürgerlichen Verwaltungsbeamten unabhängigen Obern, duces und comites, principes und praefecti genannt †). Die Anführer waren großentheils gothischer Herkunft, doch finden sich auch Römer mit militairischen Ehrenstellen ††). Wie bei allen Völkern des Alterthums, besonders auch bei ihren Stammverwandten, den Westgothen in Spanien, waren die Unterabtheilungen des Heeres nach Zahlen angeordnet, 1000, 500, 100, 10, denen nach der Menge ihrer Untergebenen benannte Obere vorgesetzt waren, Millenarii, Quinquenarii, Centenarii, Decani †††). Alle Bewaffneten, nicht blos die an den Grenzen und

*) Perz, Geschichte der merovingischen Hausmeier, S. 12 fg.

**) Manso, 117.

***) Var. X, 18.

****) Var. VI, 21. VII, 24.

†) „Quamvis", heißt es VII, 1 in der Formula comitivae provinciae, „omnium dignitatum officia a manu secludantur armata et civilibus vestibus videantur induti, qui districtionem publicam docentur operari, tua tamen dignitas a terroribus ornatur, quae gladio bellico rebus etiam pacatis accingitur."

††) Manso 113 b. Die Truppen werden häufig auf die Aufrechthaltung der Ordnung und der bestehenden Gesetze hingewiesen.

†††) Pantini de officiis Gothorum, in Hispania illustrata II, 201. Urkundlich kommen blos die Millenarii bei den Ostgothen in Cassiodors Var. V, 26, 27 vor. Vergl. Du Cange unter d. W. Unbegreiflich ist es, wie der Sprachgelehrte Manso unter Millenarii „tausend der vorzüglichsten Krieger" verstehen konnte, 120, 9. Auch Ulfilas hat thiusundi fasts. Matth. VIII, 5. Joh. VIII, 12.

Digitized by Google

in den Burgen liegenden, bekamen einen Sold *), jährlich waren noch, wahrscheinlich aus Nachahmung der römischen Donativa, nach Verhältniß der eingegangenen Steuern, größere oder kleinere Geschenke ausgetheilt **); durch eigene Ausschreiben wurden die Anführer der Soldaten nach Hofe geladen, und auch Einzelne ausgezeichneter Thaten halber besonders belohnt ***). Dem Rector der Provinz, der auch wohl unter andern Titeln erscheint, lag die Erhebung der Steuern ob und die Aufrechterhaltung der polizeilichen Ordnung ****). Wer von den Gothen zur Zeit nicht zu der bewaffneten, wahrscheinlich in bestimmten Fristen wechselnden Mannschaft gehörte, lebte auf seinem in der Austheilung erhaltenen Gute, und trat wie die andern Barbaren †) an die Stelle des ehemaligen zinspflichtigen Besitzers; ja einer Stelle nach bei Cassiodor zu urtheilen, sind die Steuern unter Theodorich erhöht worden ††). Noch gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts war es etwas Unerhörtes, ohne Bewilligung der Stände eine allgemeine Landessteuer erheben zu wollen. Nicht ohne große Stürme scheint diese, dem germanischen Sinn fremde, und wie aus der Geschichte des Zehenten hinlänglich bekannt, von einer gewissen Hörigkeit ihm zeugende Anordnung durchgegangen zu seyn. Wohl pflegten die deutschen Stämme, wie die griechischen, mit Naturalien Geschenke (γέρατα), Gild, später Bete (so bei Ulfilas) genannt †††), zu machen;

*) Das Erstere behauptet Manso; doch ist die unten übersetzte Stelle aus Var. IV, 14 entgegen, und selbst in der Stelle, die 119 fg. angeführt wird, woraus erhellen soll, daß blos die Grenztruppen einen Sold bekommen haben, heißt es: praecipimus militibus annonas praestare, *sicut aliis quoque decretae sunt.* V. II, 5.

**) V, 26, 27. VIII, 26.

***) Var. II. cc.

****) Var. VI, 21: tibi fiscalium tributorum credita monstratur exactio, constat esse tuae fidei commissum principi enuntiare, quod in provinciis probatur emergere. Das Uebrige bei Manso 357.

†) Antiqui barbari V, 14, die von Odoacers und andern Horden übrig geblieben waren. Der Name Barbarus scheint keine entehrende Bedeutung gehabt zu haben; abenteuerlich ist die Etymologie Cassiodors: Barbarus a *barba* et *rure* dictus est; quod nunquam in urbe vixerit etc. ap. II, 366.

††) Var. IV, 38: pristinam revocandam esse consuetudinem, sicut Odoaceris tempore tributa solverunt. Sonderbar, daß Manso 96 x. das Gegentheil aus dieser Stelle schließt. Am deutlichsten erscheint diese doppelte gothische Bevölkerung in den Formeln für Neapel. Var. VI, 24, honoratis Possessoribus (Romanis et Gothis) und VI, 25 militibus.

†††) Ulfilas kennt das Wort. Luc. XX, 22.

Digitized by Google

aber von einer ſtetigen Steuer finden ſich nirgends Spuren, ſowohl in den frühern als in den verhältnißmäßig ſpätern Denkmälern deutſcher Staaten *). „Wie wir niemanden drücken wollen", läßt Caſſiodor Theodorich ſprechen, „ſo ſoll man uns auch nicht das Pflichtgemäße vorenthalten. Deswegen befehlen wir auch, auf dem Bericht der Curialen von Hadria, jeden Gothen zur Erfüllung ſeiner Schuldigkeit ſtrenge anzuhalten, damit der Arme nicht gezwungen werde dasjenige zu entrichten, was der Reiche unrechtmäßigerweiſe zurückhält. Dem Geſilas wird folgendermaßen geſchrieben: „Jeder möge ſeine eigene Schuldigkeit abtragen; der zahle Steuer, der ein Gut beſitzt, (is solvat tributum, qui possessionis noscitur habere compendium); deswegen bevollmächtigen wir dich, die in Picenum und den beiden Tuscien wohnenden Gothen zu ihrer Schuldigkeit anzuhalten. Jede Meuterei muß man im Anfange unterdrücken, damit die Anführer die andern nicht anſtecken. Wer demnach aus wildem Freiheitsgeiſt (agresti spiritu) unſere Befehle nicht achtet, deſſen Beſitzungen (casae) mögen für den Fiscus in Beſchlag genommen werden. Wer ſollte aber für den Staat beſorgter ſeyn, als diejenigen, die durch jährliche Geſchenke erfreut werden? Geſchenke, die ſie noch beſonders neben dem feſtgeſetzten Sold beziehen" **). Man ſieht, hier iſt von den Gothen in zwiefacher Beziehung die Rede; in dem erſten Ausſchreiben nämlich von den Gothen als Landbeſitzern, in dem letztern aber von den bewaffneten.

Gothen wie Römer mußten ſich den allgemeinen Verwaltungsnormen, ſo weit ſie mit der kriegeriſchen Verfaſſung der erſtern ſich vereinen ließen, unterwerfen ***), aber ihr Gewohnheitsrecht, das ohne gefährliche Aufſtände ſicherlich nicht hätte abgeſchafft werden können, blieb den Gothen unverletzt ****). Ihre

*) Pertz a. a. O. 124.

**) Qui enim debent ad fiscum celerius esse devoti, nisi qui capiunt commoda donativi? *Quando amplius de nostra humanitate recipiunt, quam stipendii jure praestetur.* Var. IV, 14. I, 19. IV, 24. In den von Manſo nicht benutzten Fragmenten des Codex Theodoſianus von Cloſſius p. 43 heißt es: Possessores, quos ad implendas necessitates nulla potest verecundia commovere, convenit intra annum trina vice, nisi omnes impleverint functiones duplatum debitum per officium impleant.

***) Var. V, 5, sive Gothus sit aut Romanus, qui veredum praesumit attingere etc.

****) *Sed ne pauca tangentes, reliqua credamur noluisse servare, omnia edicta tam nostra, quam Dominiavi nostri, quae sunt venerabili deliberatione* (in einer Wittena-gemot?) *famata et usualia jura publica sub omni censemus distrinctionis robore custodiri, quae*

Digitized by Google

rechtlichen Satzungen wie ihre Sitten scheinen durch den langen Aufenthalt in den römischen und griechischen Provinzen viel von der ursprünglichen Rohheit verloren zu haben; selbst der Zweikampf, eng verbunden mit dem Begriff von Ehre germanischer Völker, war, wenn nicht verboten, doch sicherlich nicht als richterliches Entscheidungsmittel anerkannt, was Theodorich andern barbarischen Völkern zur Nachahmung hinstellt *). Zu verwundern ist, daß der verschiedene Rechtszustand, von allen, die über das gothische Reich in Italien Forschungen angestellt haben, theils nicht erkannt, theils nicht gehörig hervorgehoben wurde. Nachfolgendes Schreiben Cassiodors allein ließe auf einen von den Römern ganz verschiedenen Rechtszustand schließen: „die Mannheit," heißt es darin, „macht den Gothen volljährig; wer einen Feind durchbohren kann, ist auch fähig, sich von jeder Beschuldigung vor Gericht zu reinigen **). Welch eine den römischen Begriffen von der Mündigkeit entgegengesetzte Aeußerung! Römischen Rechtssatzungen nicht weniger widerstrebend ist die durch Waffenverleihung vorgenommene Adoption des Herulerkönigs (Pithoei adv. subs. I, 1). Am Hofe zu Ravenna war ein gothischer Pfalzgraf als Vorsitzer des Gerichts bestellt, dem die Grafen und Vicegrafen, in den westgothischen Gesetzen Vicarii comitis, in den longobardischen Gastalden genannt ***), in den Provinzen dem Range nach untergeordnet waren ****). Auch in volkreiche Städte ward,

---

tanto minime se tegunt, ut nostra quoque juris jurandi interpositione cingantur. Athalarici Gothorum regis Edictum universale §. 12. Manso 414. Var. VII, 3. Unicuique sua jura serventur. Wornach die von Manso 94, 2, aus demselben Cassiodor angeführten Phrasen verstanden und erklärt werden müssen.

*) Var. III, 24. Quid opus est, schreibt er den Barbaren und Römern in Pannonien, homini lingua, si causam manus agat armata? Imitamini certe Gothos nostros, qui foris proelia intus norunt exercere modestiam.

**) Var. I, 38.

***) Var. VII, 13, 14, 26. Lex Wisigoth. II, 2, 12. Comes civitatis vel judex. Aus Var. IX, 14 erhellet deutlich, daß die comites provinciarum et civitatum blos Gothenrichter waren, was Manso 370 fg. ganz mißkennt. Duorum negotia Romanorum, schreibt Theodorich an Gilbia, comiti Syracusanae civitatis, etiam his invitis ad tuum diceris vocare judicium — *ordinariis judicibus* administrationum potestas servetur etc. Johannes a Johanne beweist hinlänglich, daß unter comitiva syracusana ganz Sicilien verstanden ist. Codex diplomaticus Siciliae I, 464.

****) Dbiges wird durch eine Stelle aus Wigand a. a. O. 32 deutlicher werden: „der Gau bildete die Heerbannsgrafschaft, und der vom

Digitized by Google

wie in den Ernennungen ausdrücklich bemerkt ist, wegen Ersparung der Kosten, die zur Führung eines Processes am fernen Hofe nöthig sind, ein besonderer königlicher Graf eingesetzt, wie in Syrakusa, Neapolis und an andern Orten *), von welchen Städten sich später in Italien wie in andern Ländern viele adelige Geschlechter genannt haben **). Die Instructionen der Gothengrafen, gleichlautend für alle Provinzen, waren folgenden Inhalts: Da die Gothen vermischt im Lande wohnen, hielten wir es vonnöthen, um jeden etwaigen Zwist zu verhindern, einen Grafen zu senden, der nach unsern Verordnungen (Edicta) die, zwischen zwei Gothen entstandenen Zwistigkeiten entscheiden soll; entsteht zwischen Gothen und Römern ein Streit, so möge, um alle Parteilichkeit zu verhüten, dem Gerichte ein römischer Rechtsgelehrter beiwohnen ***); zwischen zweien Römern aber sollen blos die bestallten römischen Richter erkennen, auf daß Niemandem sein Recht geschmälert werde. Mögen doch euch, fährt der Rhetor im Namen Theodorichs fort, die ihr einem Reiche angehört, dieselben Neigungen umfassen, möchten euch, o Gothen, die Römer wie in ihren Besitzungen, so im Herzen nah und befreundet werden! Ihr aber, o Römer, solltet mit großem Eifer die Gothen lieben, die den ganzen Staat vertheidigen und euch zum zahlreichen Volke machen; deswegen gehorcht allem, was immer der Graf zur Aufrechthaltung der bestehenden Ordnung verfügen wird ****).

Wohl mochte Theodorichs Streben, wovon seine ganze Regierungsweise und die abenteuerliche Idee Cassiodors, Gothen und Römer von dem halben Ursprung abzuleiten, hinlänglich zeugen †),

---

Kaiser ernannte Graf (comes) war der unmittelbar die Regierungsrechte handhabende Beamte, er war Heerbannsobrist und Richter, hielt die auf bestimmte Zeiten für immer festgesetzten Placita, wo er unter Königsbann über Ehre, Freiheit, unbewegliches Eigenthum, Friedensbruchssachen nach dem Ausspruche der Gaugenossen das Urtheil bestätigte, den Heerbannsdienst ordnete und die fiscalischen Abgaben erhob." Alle diese Befugnisse schimmern durch die Formeln und verschiedenen Ausschreibungen, weswegen auch die römischen Benennungen so ungleich sind; es gab kein römisches Amt, das alle Befugnisse eines deutschen Grafen umfaßt hätte.

*) Manso 370.

**) Pontini l. c. 197.

***) Eine andere ähnliche Anordnung zur Verhütung der Parteilichkeit in Cicero in Verr. II, 13.

****) Var. VII, 3 vergl. mit III, 13. V, 12. Gothi sese legibus Romanorum subdidere, sagt selbst der unermüdliche und scharfsinnige Muratori Antiq. Ital. med. II, 233.

†) Var. IX, 23. Originem gothicam historiam fecit esse romanam.

Digitized by Google

die zwei gegenseitig wenig befreundeten Nationen *) zur Vermehrung seiner Macht und seines Ansehens in eine umzuschmelzen, zu manchen der freisinnigen Gothen, an einen strengen Gehorsam gegen die von oben herab gegebenen Gesetze nicht gewöhnt, verhaßten Maßregeln verleitet haben. Diese Muthmaßung wird bei aller Schweigsamkeit der römisch gesinnten, prunkredneriſchen Schriftsteller durch die folgenden Ereignisse zur höchsten Wahrscheinlichkeit gesteigert. Die römische Bildung der Amalasuntha, Theodahats und vieler Hofleute **) war den in Waffenübungen ihr Leben hinbringenden Gothen verhaßt ***); der ungezogene, aber gothischen Sitten befreundete Athalarich wird gegen seine Vormünder in Schutz genommen, und wie aus dem unten folgenden Briefe des Vitiges erhellt, scheint sich im Volke der Gothen eine dem Hause der Amaler und somit der römischen Bildung abgeneigte Partei erhoben zu haben ****). Dieser scheint mit den lobpreisenden Phrasen, daß es den Gothen vorzüglich zur Ehre gereiche, die Bildung (civilitas), die bestehenden bürgerlichen Verhältnisse aufrecht zu erhalten, ihnen sey es besonders rühmlich, römische Verfeinerung mit barbarischer Tapferkeit zu vereinigen †): — mit solchen Phrasen scheint dieser Partei nicht gedient gewesen zu seyn. Sie wollte vielmehr die Besiegten willkürlich behandeln, was, wie die Ausschreiben Cassiodors bezeugen, zu häufigen Klagen Anlaß gegeben hat ††). Unumwunden ward auch erklärt, daß die vermeintliche Verschenkung eines sicilischen Hafens

*) Var. III, 31. Proc. de bello goth. I, 8. t. I, 326.

) Var. IX, 3. Proc. l. c. I, 23, vergl. oben S. 151, Note **). Es finden sich mehrere gelehrte Gothen, Jornandes selbst war Gothe; der Geographus Ravennas beruft sich häufig auf die gothischen Gelehrten, Athanarit, Hildebald und Markonnie. Grimm's deutsche Grammatik, XLVI.

***) Diese Kriegsübungen haben viel Aehnliches mit den später sogenannten Turnieren. Die Stellen sind gesammelt von Mascov II, 98 Anmerkung.

****) Worauf sich die Phrase Var. VIII, 5 von Athalarich zu beziehen scheint. Illum vero comitem (Gothorum) vobis fecimus *jurata voce promittere*, ut sicut nobis vestrum animum devotissime proditis, sic optata de nostris sensibus audiatis. Procop. de bello goth. I, 2. t. I, 312.

†) Sic enim Gothos nostros produximus, ut armis sint instructi et aequitate compositi; hoc est quod reliquae gentes habere non possunt, hoc est quod nos efficit singulares, si assueti bellis videamini legibus vivere cum Romanis (d. h. die Römer nicht zu drücken, sie bei ihrem Herkommen zu lassen). Var. VII, 25. III, 23.

††) Var. VIII, 28. Edictum Athalarici bei Manso 406.

Digitized by Google

von Theodorich keine gesetzliche Kraft für die Gothen habe *), was selbst auf ein, wenn nicht geschriebenes, doch in der Meinung des Volkes bestehendes Staatsrecht schließen läßt. Die Stimmung und die Ansichten dieser Partei spricht aber am deutlichsten aus Vitiges in seinem oben schon angeführten Ausschreiben an die Gothen **).

„Wir danken unserm Herrn Christ", schreibt der wetterwendische und allen Parteien gleichdienende Rhetor in seinem Namen, „daß unsre Brüder, die Gothen uns unter entblößten Schwertern gewählt und nach der Weise der Vorfahren auf einem Schilde erhoben haben, damit denjenigen die Waffen ehren, der im Kriege sich Ruhm erworben hat. Wisset, ich bin nicht in engen Gemächern, sondern in weithin sich erstreckenden Feldern gewählt worden, nicht unter süßen Gesprächen schmeichelnder Höflinge, sondern bei schallendem Trompetenklang ward ich hervorgerufen, damit von diesem Schalle begeistert das Volk der Gothen einen würdigen König finde. Entfernt nun alle Furcht vor Verlust, leget ab alle Sorgen und fürchtet nichts Unangenehmes. Wir, die wir selbst häufig im Kriege waren, wissen tapfere Männer zu schätzen; dazu kommt, daß ich selbst von den Thaten eines jeden Zeuge seyn werde und deswegen auf keinen fremden Bericht mich zu verlassen brauche; all unser Dichten und Trachten ist übrigens auf das Wohl des ganzen Volkes gerichtet." Spricht sich nicht in diesen, scheinbar blos allgemeinen Sätzen ein durchgehender Tadel der vorhergegangenen Regierungsweise aus? was um so kühner ist, da er auch den allgemein gerechten Theodorich trifft — schon im elften Jahrhundert werden im hohen Norden alte Gesänge von Theodoric de Beeren erwähnt (Leibn. script. III, 26) — und würde Vitiges dieses gewagt haben, wenn ihn nicht die Stimmung der Nation gleichsam dazu aufgefordert hätte?

Der tragische Untergang der Gothen als Nation ist hinlänglich bekannt, die Ursachen der schnellen Auflösung wurden im Laufe der Abhandlung mit kurzen Worten angedeutet, sie sind vortrefflich entwickelt in den vorliegenden ostgothischen Geschichten; auch noch in den Zeiten, wo die Ostgothen längst schon als selbständige Nation verschwunden waren, finden sich, was Muratori ge-

*) Proc. de bello Vandalico II, 5. *Εἰ δὲ Θευδέριχος τὴν ἀδελφὴν τῶν Σικιλίας ἐμπορίων ἐκέλευσε χρῆσθαι οὐδὲν τοῦτο πρᾶγμα· οὐδὲ γὰρ τοῦτο δικαιώματος ὑμῶν ὁτουοῦν ἀξίωσιν φέρει.* Cod. dipl. Siciliae I, 88.

**) Var. X, 31. Siehe oben S. 147 Note **).

gen den Grafen Maffei hinlänglich bewiesen hat *), einzelne Gothen in Italien, die unter griechischer Herrschaft nach ihren Gesetzen und nach ihrem Glauben **) getrennt von der übrigen Bevölkerung lebten, was sich auch in den früher von Westgothen besetzten Provinzen bis ins zehnte Jahrhundert erhalten hat ***). Wahrscheinlich haben sich diese schwachen Ueberbleibsel in der Folgezeit zu den stammverwandten Longobarden geschlagen und sind so verschwunden aus der Geschichte Italiens.

Karl Friedrich Neumann.

VI.

1) Die neuesten Entdeckungen in der Physik, Heilkunde und Chemie, so wie in den damit verwandten Wissenschaften. Herausgegeben von Dr. *Fr. Sertürner.* Jahrg. 1826. 1sten Bandes 1stes Heft. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1826. 8.

2) System der Pharmakodynamik, zum Theil als Leitfaden für seine Vorlesungen entworfen von F. A. Rube. Marburg, Krieger. 1825. 8.

Es ist schon mehrmals von dieser Zeitschrift erklärt worden, daß sie jede neue Leistung aus dem Gebiete der Wissenschaft in ihren Kreis aufnehme, wenn diese auch nicht gerade in einem größeren Werke niedergelegt worden; eben so wenig verschmähe sie von verfehlten Richtungen zu sprechen, theils um auch hieran zu zeigen, was die Zeit bietet, theils um auf den wahren Weg der Erkenntniß zurückweisen zu können. In dieser Berücksichtigung haben denn auch gegenwärtig genannte Schriften hier ihren Platz gefunden.

---

*) Antiq. It. m. aevi II, 1102. Marini Papiri, diplomatici 342 b. 343 a.

**) Die Gothen waren bekanntlich Arianer. Während ihrer Herrschaft übten sie die höchste Toleranz gegen katholische Christen, wie gegen Juden. Kriegerische Völker legen, wenn sie kein Fanatismus treibt, wenig Gewicht auf Meinungen; halbgebildete vertheidigen sie mit dem Schwerte; höher stehende wissen, daß physische Kraft im Kampfe mit dem unsichtbaren Geiste nur äußerst selten das ersehnte Ziel erreicht, und setzen deshalb nur Meinung gegen Meinung.

***) Histoire générale de Languedoc. I, 380.

Digitized by Google

Hr. Doctor und Apotheker Sertürner zu Hameln hatte sich schon seit dem Jahre 1805 durch seine schönen analytischen Entdeckungen am Opium bleibenden Ruhm zu erwerben begonnen und seinen Namen ehrenvoll bekannt gemacht. Obschon anfänglich nicht ohne Anfechtung, ließen ihm die Pharmaceuten und Chemiker doch späterhin (am entschiedensten seit 1817) Gerechtigkeit widerfahren, und erkannten von nun an die neuen Pflanzenalkaloide. Derosne's und Robiquet's Arbeiten wurden neben die seinigen gestellt, und wenn auch die Mekonsäure und das Morphium bis jetzt für den heilenden Arzt weniger Bedeutsamkeit erlangt haben, so sind doch ähnliche Stoffe, z. B. das Chinin bereits wichtiger geworden, die meisten aber als eine neue Art von Giften merkwürdig, wie denn Castaing's Proceß, ein für das Criminalverfahren nicht gleichgültiges Ereigniß, als Folge dieser Entdeckungen betrachtet werden kann.

Es konnte nicht ausbleiben, daß ein Mann, welcher auf so folgereiche Entdeckungen gestoßen war, nicht immer weiter auf dem neuen Felde, jenseits durchbrochener Schranken hätte fortschreiten sollen. Auch gab Hr. S. in einem eignen „System der chemischen Physik", und zumal in Gilbert's „Annalen", die ferneren Resultate seiner Forschungen. Jetzt zieht er indeß die Form einer eigenen Zeitschrift vor, um Unabhängigkeit von fremdem Einfluß zu gewinnen. Ein noch wichtigeres Motiv als das einer Castrirung seiner Arbeiten (wie sie sich der verstorbene Gilbert in seinen Annalen wohl unter dem Namen „freier Bearbeitung" erlaubte), ist ihm aber seine Ansicht der Natur, nach welcher er Physik, Chemie und Arzneiwissenschaft als integrirende Theile eines Ganzen betrachtet, und darum alle sie betreffende Abhandlungen als nothwendig in einerlei Zeitschrift gehörig ansieht. Hr. S. erneut uns mit dieser Lehre eine alte völlig verlassene und verwilderte Bahn, die einst im siebzehnten Jahrhundert die vielbetretene, fast allgemeine Heerstraße der Aerzte war. Die schwache Scheidewand zwischen Physik und Chemie reißt er ein, und hat damit leichtes Spiel, denn allerdings ist sie seit Entdeckung der galvanischen Kette kaum mehr zu ziehen, und der Chemiker und Physiker greifen unaufhörlich einer in des andern ehemaliges Gebiet über. Allein auch die Medicin will er dazu ziehen, ist reiner Iatrochemiker nur in geläuterterem Sinn, und hat wenigstens an Magendie, Edwards, Wilson Philipp u. a. Männer zur Stütze, die schon seit lange auf eine neue Humoralpathologie hinarbeiten.

In der That fällt Hrn. S. Richtung in die Zeit. Sie erweitert nur den Kreis der sich über den untergegangenen Brownianismus wieder erhebenden medicinischen Lehrmeinungen. Mögen einzelne erfahrungsreiche Praktiker (wie ein Hufeland, Kreyßig u.

Digitized by Google

A.) auch immer Gastriker geblieben seyn; im Ganzen herrschte als Mode doch in den letzteren Decennien eine andere Heilmethode, und erst als Broussais's Blutentziehungen, Rasori's Gegenreize und Hahnemann's unendlich kleine Gaben bedeutend auftraten, ward die Erregungstheorie recht in ihre Schranken verwiesen. Die aus der Arzneimittellehre fast ganz verbannt gewesene schöne Classe der Resolventia trat nun allmälig wieder in ihre Rechte ein, und Hr. S. hatte demnach nur noch einen Schritt zu thun, um auf die bedeutende Wirkung der alten Absorbentia und Antacida nur mit neuer Erklärungsart hinzuweisen. Damit aber empfiehlt er, den Homöopathen gegenüber, gerade wieder die Anwendung der allergrößten Dosen, um auf rein chemische Weise zunächst im Magen und so weiter zu wirken.

Diese Theorie des Verfassers ist nun (leider wegen etwas unklaren Styls und mancher weitschweifigen Wiederholungen nicht immer bequem herauszufinden) folgende.

Bisher wurde das, was wir unter dem Namen Leben begreifen, als nicht materielle Erscheinung, außer dem Gebiete der allgemeinen Physik liegend angesehen, und der Materie nur mehr oder minder gleichgültige Ergebung in das dynamisch Agirende zugestanden. Hiergegen behauptet Hr. S. (auch schon früher in seiner Schrift „Entdeckungen und Berichtigungen im Gebiete der Physik und Chemie"), die gewichtlosen Materien, Licht, Wärme, Feuer, Elektricitäten, seyen den wahren Materien zuzuzählen, da einige derselben durch Dazwischenkunft wägbarer Stoffe sperrbar erscheinen, oder verdichtet werden können, des Raumes bedürfen u. s. w., wodurch das Wechselspiel, welches wir Leben nennen, begründet wird.

Versuche mit der galvanischen Säule führten ihn auf die Ansicht, daß das Feuer, nach Art der wägbaren Körper, zusammengesetzt sey, und zunächst aus den beiden Elektricitäten, unsern Lebenskräften oder Lebensgeistern, bestehe. Dieses Feuer ist an den Sauerstoff des Sauerstoffgases gebunden. Beim Eintritt desselben in die Lungen verbindet sich der Sauerstoff mit dem Wasserstoff und Kohlenstoff des Blutes, während dies auf den Feuerantheil wirkt, und diesen, gleich einer galvanischen Säule, in beide Elektricitäten zerlegt, welche sich dann mittelst der Nerven oder nach unbekannten Leitern, doch wahrscheinlich den Ganglien, nach dem Gehirn, und in die übrigen Regionen des Körpers verbreiten, hier die Rolle der Lebenskräfte spielen, im Magen die Nahrungsstoffe zerlegen und transportiren, und, wie es scheint, bei ihrer Wiedervereinigung an den Nerven- und Arterienenden das Feuer zusammensetzen, zugleich die in ihrer Gesellschaft befindlichen Nahrungsstoffe fahren lassen, und so die Or-

gane nähren und erwärmen; daher erkläre sich auch, warum so viele Functionen nicht der Willkür unterworfen sind.

Der besonnene Verfasser verwahrt sich dabei ausdrücklich vor der Mißdeutung eines Uebersehens des eigentlich Psychischen im Menschen, welches er als außer seinem Gebiet liegend betrachtet. Krankheit ist ihm aber nur Störung der aus den Lungen jeden Augenblick ausströmenden Lebenskräfte, und insofern gehört ihm das gesammte animalische Leben in den Kreis der physikalischen Wissenschaften.

Ferner nun stellt er auf, das Leben wirke nach Analogie der galvanischen Säule, und zerlege durch den, aber immer vom Hirn aus bedingten, Lebensact seine Säfte in Alkalisches und Saures. Die gesunden Säfte seyen fast alle alkalisch, indem die Lebenskräfte im natürlichen Zustande allen Theilen des Organismus diesen Charakter aufdrückten, während sie bei der geringsten Störung entgegengesetzt wirken, und Säuren, faule Säfte ꝛc. produciren können, welche dem Körper nicht zusagen. Nachtheilige Affectionen können Umänderungen erzeugen, z. B. die Aciditat vermehren, so daß sich in den ersten Wegen wahre Gifte bilden, die entweder von da aus, vom Magen selbst, als kranke Schädlichkeit wirken, oder nach außen transportirt, als sogenannte Schärfen, in Wunden, Geschwüren oder Exanthemen sich absetzen, und als solche schon durch chemische Reagentien zu erkennen sind.

Der Verf. macht darauf aufmerksam, wie viel also schon durch eine (von ihm sogenannte) Palliativcur, durch einfache Wegschaffung dieser Erzeugnisse, gewonnen werden könne. Er erinnert an alle die Absorbentia, die bei den Alten in so großem Rufe standen, Knochen, Krebsasche, Hechtzähne, Elendsklauen u. s. w., eigentlich alle erdige und alkalische Mittel. Von vielen Aerzten neuerer Zeit werden sie darum gering geschätzt, weil sie sie in zu kleinen Gaben anwenden, wo sie freilich nichts leisten können. Aber der Verf. sah Kranke genesen, als er ihnen die fünf- bis zehnfache Dosis statt der kleinen, ihnen von ihrem Arzte verordneten gegeben hatte. So z. B. bei den bösartigen grünen Durchfällen der Säuglinge, wo ihn eine chemische Prüfung des Ausgeleerten überzeugte, daß mit kleinen Gaben lange noch nicht alle freie Säure getilgt sey.

Ein schnelles Fortschaffen solcher giftiger Erzeugnisse wird ihm hier das Heilverfahren. Auch bei Erwachsenen erreicht wohl die Galle (die nach ihm eine Säure enthält) einen solchen Grad von Gefährlichkeit, daß sie schnell ausgeleert, verdünnt oder neutralisirt werden muß. In solchen Fällen rechtfertige sich dann das Heilverfahren der Alten, obschon ihre Theorie dabei dunkel war. Der Verf. deutet aber auf die Todesarten mancher berühmter Per-

Digitized by Google

sonen, z. B. Napoleon's, Lord Byron's (wir möchten noch eine Königin hinzufügen), Gilbert's u. s. w., aus dieser Quelle, und fügt daran die Curen so mancher krampfhafter und epileptischer Beschwerden.

Ist im kindlichen Alter eine zu reichliche Säureerzeugung vorhanden, so werde man bemerken, daß Säuglinge, welche reichlich Natrum, Kali oder Kalkcarbonat erhalten, oft üppig heranwachsen, weil die Zahn- und Knochenbildung dadurch begünstigt und die Verdauung geregelt wird.

Anderemale sehen wir die Salze der schwächeren Säuren Großes leisten. Allein nur dann, wenn die giftige Säure mächtiger ist. Doch auch reine Säuren, z. B. die Salzsäure, sind heilsam, wo z. B. zu viel phosphorsaure Kalkerde oder anderes erdiges Concrement sich bildet, welches dadurch aufgelöst und aus dem Körper geschafft wird. Diese Salzsäure soll nach ihm 80 und 90 Jahr alt gewordene Personen, bei täglichem Gebrauch, von chronischen Gichtübeln befreit haben.

Bei Mineralwässern zerlege der Organismns das Salz und behalte das Alkalische zurück, indem er das Acide durch die Nieren ausstößt. Daraus erkläre sich auch die Neigung vieler Menschen, zumal der Kinder, zum Kochsalz.

Wir übergehen die weiteren, oft sehr sinnreich zusammengestellten Beweise zur Unterstützung dieser Sätze. Ist die Theorie richtig, so braucht der Verf. sein Heilverfahren auch nicht mehr Palliativcur zu nennen, denn es ist dann wirkliche Causal- und Radicalcur. Nur noch einiges wollen wir aus den Folgerungen herausheben.

Wenn sich die in den ersten Wegen, z. B. durch das gallensaure Natrum des Gallenharzes oder durch andere Kränkungen erzeugte Schädliche nach außen begibt, so tritt es in Schärfen, sogenannten Salzflüssen, Exanthemen hervor, deren chemische Qualität man durch Reagentien (nur nicht die gewöhnlichen, z. B. die blauen Pflanzensäfte, die meist dazu zu schwach sind) entdecken kann. Dieses zu thun, sey von nun an Pflicht des Arztes. Er empfiehlt noch einen andern Weg der Prüfung, dessen er sich seit geraumer Zeit mit Vortheil bedient, nämlich jungen Thieren, z. B. Hunden oder Mäusen jene Secreta in Brotkrume zu reichen, und nun die Wirkung davon zu beobachten.

Wie nun diese Gifte in die allgemeine Säftemasse übertreten und zuletzt das Sensorium und Nervensystem überhaupt afficiren können, so sollen auch umgekehrt dynamische Einflüsse auf das Stoffige, sie erzeugend, wirken. Der Verf. wirft in einer Anmerkung die Frage auf, obwohl die Narcotica direct auf das Gehirn wirken, oder ob sie nur eine gefahrvolle Verdauung ein-

Digitized by Google

leiten, und die Bildung einer giftigen Säure zur Folge haben. Wir glauben, dies sey vor der Hand wohl etwas zu weit gesucht. Allein sinnvoll ist seine Andeutung, daß geistige Einflüsse, wie Erkältungen, veränderte Lebensweisen, heftige Leidenschaften, Gram, Schreck u. s. w. den giftigen Alkaloiden und ihren Salzen ähnlich wirkten, welches sich zunächst in verkehrter Verdauung offenbare. Versuche an Personen angestellt, behauptet der Verf. als Beweis hierfür anführen zu können.

Es würde dem Zweck dieser Zeitschrift zuwider laufen, wenn wir noch weiter in das Einzelne, die Andeutungen der Cholera morbus u. dgl. betreffend, eingehen wollten. Allein wir glauben unserer Pflicht gemäß gehandelt zu haben, daß wir unsere Leser auf den Inhalt dieser Bogen aufmerksam machten. Hrn. S. gebührt das Verdienst, noch mehr zur Werthschätzung der Alkalien, der basischen Erden u. s. w. durch solche Erklärung ihrer Wirkungen beigetragen zu haben. Jede Hinweisung auf die niedere chemische Seite des Lebensprocesses ist jetzt nützlich und wieder an der Zeit, und zumal die Beachtung der krankhaften Producte, welche häufig nur als Educte erscheinen. Denn sie als lediglich Folge dynamischer Umstimmung und ohne allen eingreifenden Werth für den Organismus zu halten, wie z. B. Hahnemann thut, ist doch wohl zu einseitig.

Sollte diese neue Lehre sich hinlänglich ausbilden und nun unter den Aerzten Wurzel fassen, so werden auch hier Uebertreibungen und Mißbräuche nicht ausbleiben. Doch würden diese der Wahrheit der Sache selbst keinen Eintrag thun. Wir sehen wenigstens aus dieser Erscheinung, daß die medicinische Heiltheorie, nachdem sie im letzten Viertel des vergangenen Jahrhunderts von allen Seiten her erschüttert, ja revolutionirt worden war, nachdem sie den ganzen Kreis durchlaufen, endlich auf ihrem alten Puncte wieder ankömmt.

---

2. Nachdem vor etwas länger als hundert Jahren S. Dale die alte Bezeichnung des Dioskorides, Materia medica, in Pharmakologie umgewandelt, tritt seit einiger Zeit der Name Pharmakodynamik auf, um anzudeuten, daß man die Wirkung der Arzneien aus den ihnen inwohnenden Kräften deduciren wolle.

Bis auf unsere Tage hatte es nur eine dreifache Rücksicht der Behandlung der Arzneimittellehre gegeben, bei der man zwar auch die Kräfte der Mittel als die Hauptsache ansah, sie aber doch nicht a priori, sondern empirisch, so wie die Kenntniß derselben im Lauf der Jahrhunderte uns zugekommen ist, bezeichnete

und nach diesem oder jenem Classificationsprincip zusammenstellte. Die Methoden der Anordnung waren also vorzüglich: die naturhistorische und chemische (in dieser Hinsicht einerlei), oder die nach den äußeren, sinnlichen Eigenschaften (amarum, dulce, acre etc.), oder die therapeutische.

Eine wahre Pharmakodynamik dürfte nun aber keines von diesen Eintheilungsprincipien an die Spitze stellen, sondern müßte lediglich aus sich, d. h. die Mittel aus ihren wahren eigenen Kräften schematisiren. Dieses würde sogar eine eigene neue Nomenclatur erfordern, da die alten Bezeichnungen, diureticum, emmenagogum, sich schon auf das Entgegengesetzte, den Organismus beziehen; es gehörte aber hierzu nicht nur eine alles durchdrungen habende Erfahrungskenntniß des bis auf diesen Tag Geleisteten, sondern bei originellem Geist, auch Kraft und Ausdauer, um durch eigene Versuche die Wahrheit des Entwurfes zu bestätigen, und so zugleich auch praktisch den Organismus und die Krankheit dem Mittel unterzuordnen.

Leider finden wir bei dem Verfasser dieser neuen Pharmakodynamik von alle diesem nichts, und sie steht deshalb weit tiefer als ein anderes Werk von ähnlichem Titel, welches, unserer eben ausgesprochenen Forderung nach, zwar auch nicht die wahre Aufgabe gelöst zu haben scheint, aber doch weit mehr auf das Ziel dahin arbeitet. Hätte der Hermes es nur mit den Verfassern zu thun, so würde Rec. sich bei Hrn. Rube wegen Verdachtes etwaiger Animosität, Nichtverstehens, Parteisinnes oder dergl. zu verwahren haben; allein da er blos seine Leser, und diese vorzüglich in der Beziehung ins Auge faßt, daß sie die Würdigung einer Schrift erwarten, so glauben wir aller solcher Rücksichten überhoben zu seyn, im Vertrauen, daß das eigene Urtheil einige ausgezogene Stellen als Beleg hinlänglich finden werde.

Der uns übrigens noch ganz unbekannte Verfasser (nicht einmal ein D. befindet sich vor seinem Namen) tritt ganz theoretisch, aber zugleich polemisch auf. Hiergegen wäre nichts zu sagen, wenn es nur mit Originalität und mit neuen Beweisen für die Theorie geschehen wäre. Allein der Verf. ist bloßer Naturphilosoph im ganzen alten bekannten schelling'schen Sinne, spricht blos speculativ über das, was die andern geleistet haben, während er diese Arbeitenden doch nach besten Kräften heruntersetzt, und zeigt dabei auch nicht einmal eine reiche Belesenheit. Einseitig, daß ihm die wichtigsten Leistungen unbekannt geblieben zu seyn scheinen, und absprechend zieht er gegen alles, was nicht schellingisch ist, zu Felde, ja verschont nicht einmal seine naturphilosophischen Collegen.

Hierin indeß gleicht er den meisten Naturphilosophen. Diese

meinen es in der Regel mit ihrer Sache ganz ehrlich; sie ereifern und erzürnen sich aber immerfort gegen Andersdenkende, und, da sie aus Armuth an Mitteln oder Gelegenheit, die Wissenschaft in ihren größeren Kreisen zu studiren, ihre Erfahrungskenntnisse nicht sehr erweitern, so versuchen sie, aranearum more, ihr systematisches Gespinnst aus ihrem eigenen Leibe herauszuweben. Sie nennen dieses „philosophische Begründung der Wissenschaft", werden dazu entzündet durch die Lecture der (übrigens keineswegs von uns gering geachteten) schelling'schen Schriften, und wollen von nun an von keinen anderen hören. Die Phantasie verknüpft ihnen alle vorgefundenen Elemente zu einem systematischen Ganzen, in welches alles hinein muß; und trifft sich auch irgendwo ein Hinderniß, ein Anstoß, so macht sie das wenig besorgt. Sie nehmen es da nicht so genau, und ihre Anordnung erscheint wenigstens allen Freunden, die gleichfalls nicht skrupulös seyn wollen, als höchst plausibel.

Dieses Bild ist nicht willkürlich hingeworfen; in jedem Fall paßt es auf den Verfasser der vorliegenden Schrift. Wir nehmen vorerst den Schluß der Vorrede als Beleg.

„Diejenigen", heißt es S. X, „welche in dem trivialen „„Prüfet alles und das Beste behaltet"" ihre Welt finden — es sind die Klugen aller und auch dieser Zeit —, mögen vor Speculation und Abstraction, denn beide sind ihnen, horribile dictu! gleichbedeutend, und einer Hyder vergleichbar, warnen; damit nicht den Anfängern in der Arzneikunst die Köpfe verrückt, ihre Laufbahn äußerst erschwert, und ihnen die größten Hindernisse in den Weg gelegt werden möchten, gediegene Praktiker zu werden, weil der Urtypus der Medicin fast verloren und Hirngespinnste auf Hirngespinnste gebaut würden. Wenn solche Maulerfahrene nur überhaupt etwas wüßten, so sähen sie ein, daß sie durch diese Worte die absolute Dichtigkeit ihres Stumpfsinnes an den Tag gelegt hätten; denn das Gesetz der Philosophie, daß zu dem Begriff eines Dinges nicht gehören kann, was nicht unmittelbar auch mit ihm gesetzt ist, offenbart sich auch hier, nämlich wie jeder ist, so ist er, darum habeant sibi mit ihrer unantastbaren Eklektik. Mögen diejenigen, welche sich in ihrer Dünkelhaftigkeit über sogenannte (wie sie sich ausdrücken) Naturphilosophen, ihre alberne Verwunderung zu erkennen geben, wenn der Begeisterte den unmittelbar gegenwärtigen Gott schaut, glaubt aber, er schaut ihn nicht, wie ihr, im Nebel, als dunkeles Schicksal, kennt nicht, wie ihr, Glück oder Unglück der Praxis, sondern Nothwendigkeit und Freiheit. Ihm ist nicht das Loosungswort: dat opes Galenus, sondern ihm ist nichts außer dem Wissen, von dem ihr nicht einmal eine Ahnung habt. — Ob es mir gelungen ein System der

Digitized by Google

Medicin in seinen Grundlinien aufzustellen? Die Antwort auf diese Frage erwarte ich nicht von den Erfahrungswissenschaftlern, denn diese sollten sich am ersten bemühen vorher einsehen zu lernen, daß Erfahrungswissenschaft und ihr Fächerwerk Zwittergeburten sind, womit sie ihre selbsteigene helotische Herkunft bezeichnen. Sie sind wirklich den geschlechtslosen Bienen vergleichbar, deren Stachel sie durch ein unverschämtes Prunken auf ihre stumpfsinnige Erfahrung zu ersetzen suchen, und sind insofern wohl zu ertragen, als sie bei innerer Zwecklosigkeit dem Zwecke des Ganzen gegen die Gemeinheit ihres Egoismus ihr gefühlloses Leben widmen müssen. Nur deren Urtheil wünsche ich, für welche ich diese Paragraphe schrieb, sie mögen, denn sie können es allein erkennen, untersuchen, was an der ganzen Darstellung mir eigenthümlich, ob dieses Eigenthümliche aber auch das Wahre ist. Für diese wird dann auch wohl kein Inhaltsverzeichniß in Registerform nöthig seyn ꝛc. ꝛc." — —

Man kennt diese Sprache nun seit dreißig Jahren zur Genüge. Wir wollen daher sogleich zum Anfang des Buches übergehen und die beiden ersten Paragraphen als Muster geben.

§. 1. „Alles was ist, ist auf doppelte Weise, einmal, wie es an sich ist, d. h. im All, und einmal in den Relationen. Jenes ist das ewige Leben der Dinge, dieses aber ihr nichtiges, zeitliches Leben."

§. 2. „Das All ist die Identität der Einheit und der Unendlichkeit. Die Unendlichkeit in der Einheit ist das leuchtende Licht, welches hinstrahlt den unendlichen Raum mit ungetrübtem Glanze; die Einheit aber, wie sich in ihr die Unendlichkeit schaut, setzt die einzelnen Dinge, an denen sie als die relative Einheit erscheint, in der zerfallenen Unendlichkeit, und dies ist das Leben der Dinge in Relationen, welche an sich nichts sind, so wie die Dinge selbst als solche nicht an sich sind und vor der Vernunft nicht existiren. Die Unendlichkeit an den Dingen ist ihr ewiges Seyn; und sie sind gar nicht als solche, nur die abgeleitete Einheit setzt sie in die Zeit und in die Schwere und in Relationen unter einander."

Es ist den Naturphilosophen charakteristisch, alles was sie darstellen wollen, auch das Specielleste, Concreteste ab ovo zu beginnen; Hr. R. füllt viele Bogen mit diesen Einleitungen, ganz nach der bekannten Lehre von Polen, Factoren, Dimensionen und Potenzen, und unterbricht sich nur hier und da durch Polemik. Erst mit der fünften Abtheilung S. 197 tritt er an die Pharmakodynamik im Allgemeinen. Sie hat keine Definition, sondern beginnt ohne weitere Begründung mit dem Lichte, ebenfalls ganz genau nach Schelling. „Unendlichkeit und Einheit, Licht und Schwere sind die Attribute an sich, die Formen des Univer-

Digitized by Google

ſums, und in dem Atome wie im Sonnenſyſteme. Die materielle Welt verhält ſich zur Schwerkraft wie zum Grunde ihrer Exiſtenz, zum Lichte aber wie zur Urſache ihrer Wirklichkeit, und dieſe iſt wiederum geſetzt in der Form von A=B."

„Innerhalb der Potenzen alſo exiſtiren dieſe, in Bezug auf das Abſolute durchaus wichtigen Gegenſätze, welche im Organismus als Factoren der Erregbarkeit wieder erſcheinen und als A=B unter der zufälligen Einheit oder beſondern Schwerkraft = der Erregbarkeit mit A^2 = der Unendlichkeit in der Einheit das A^3 darſtellen ꝛc."

Dieſe und folgende Sätze enthalten alſo gar nichts Originelles; der Verfaſſer äußert dergleichen im Verlaufe ſeiner Darſtellung eigentlich nur negativ, durch Unzufriedenheit mit den von ihm widerlegten Schriftſtellern, Schelling und Andern. Sonderbar, daß es nur ſolche ſind, die auch zur naturphiloſophiſchen Schule gehören, auf andere findet man nirgend Rückſicht genommen. Ob ſie ihm bekannt geworden, iſt ungewiß, weil in der Vorrede eine Stelle ausdrücklich beſagt: „Es iſt aber an der Zeit, daß die Probleme der Gegenwart gelöſt werden, wozu denn auch wohl das Durchleſen großer Bibliotheken ſo wenig als das dringend empfohlene Studium der Alten oder die Vertröſtung auf eine glückliche Nachwelt hülfreich ſeyn dürften. Es ſcheint, als mangele vielen die Kraft und Beharrlichkeit, die Gegenwart zu erſchöpfen, als gebreche es vielen an der Entſchloſſenheit, im flüchtigen Momente der Gegenwart immer alles zu ſeyn, was man ſeyn ſollte." — Unter dieſer Gegenwart verſteht Hr. R. aber freilich nur die Zuſammenſtellung der bekannten Arzneikörper, ſo wie ſie in dem oder jenem Compendium ſtehen, nach Polen, Potenzen und Verwandtſchaften. Alles höchſt oberflächlich, z. B. §. 559: „Mehr nach außen, in der Richtung nach Südoſten fallen die flüchtigſten Subſtanzen hin, nämlich der Moſchus, und mehr nach dem Süden Caſtoreum und dann auch Ambra. Die beiden erſtern ſind flüchtig, was auf einen bedeutenden Antheil Waſſerſtoff ſchließen läßt u. ſ. w." — Was iſt aber mit ſolchen Spielen der Einbildungskraft je gewonnen worden? Was begründet ein Syſtem mit Angaben wie „höher nach Norden ſteigt der Alkohol mit mehr Neigung zum Weſten" (§. 561) ꝛc.? und wie ſeicht und ohne alles Verdienſt ſind auch alle weiteren Ausführungen, bei denen der Verf. nach den von ihm ſo tief verachteten Empirikern blos angibt, z. B. §. 592: „Nach dieſen verſchiedenen Richtungen" (nämlich dem Narcotiſchen und acre) „gehen nun alle folgenden auseinander, Herba Jaceae, chelidonii majoris, lythri salicariae, Sedi acris, urticae majoris et minoris, phytolaccae, pyrolae umbellatae, Radix bryoniae albae, asari

Digitized by Google

europaei, ari, colchici, ononidis, Lobiliae, pyrethri, pimpinellae albae, aristolochiae rotundae, Dictamni albae (sic), Calendulae, Spigeliae anthelmint., filicis maris, Raphani, semen erucae, Ricini, Agaricus muscarius." Ein sauberer Mischmasch! der schlechten Terminologie nicht einmal zu gedenken. Und doch schimpft Hr. R. immerfort auf „ärztliches Volk" und dessen Unwissenheit, und sagt S. 338 bei Kritisirung eines Schriftstellers, den er Seitenweise benutzt hat, seine Ansicht wirke auf wahre Speculation, wie kohlensaures Gas auf die Lunge u. s. w.

So hätte denn die schelling'sche Naturphilosophie abermals ein unglückliches Product veranlaßt, welches theils wegen verfehlter Richtung, theils wegen größter Oberflächlichkeit, mit entstanden aus der Einbildung, daß phantastische Combinationen schon Unendliches leisteten, der Wissenschaft nicht den mindesten Gewinn bringt. Diese Philosophie hat zweierlei Arten Schüler gezogen. Die einen, welche ohne auf classische Eleganz Rücksicht zu nehmen, sich zumal im Naturhistorischen und Anatomischen der Empirie ergeben, und da mit großem Fleiße vieles durchgenommen, eine Menge Thatsachen zusammengebracht, ja gehäuft haben und dadurch manche neue Ansicht, manche originelle Seite hervorgehoben, wodurch ihre, wenn auch hier und da cruden Arbeiten, doch nicht ohne Verdienst erscheinen; bei diesen wird das Schema, das sie philosophisches System nennen, Nebensache bleiben. Die andern dagegen haben gleich von vorn herein alles gründliche Studium verachtet, alle Schriftsteller, die nicht in naturphilosophischem Style geschrieben, gering geschätzt, sich nur an die Lecture einiger von ihren Auserwählten gehalten, und nach den aus diesen entlehnten Combinationen die Materialien, die sie in einigen bekannten Lehrbüchern fanden, zusammengestellt. Wir fürchten, zu dieser Classe gehöre der Verfasser gegenwärtigen Buches. Aehnlichkeiten, Vergleichungen nach links und rechts, nach oben und unten, lassen sich bei allen Dingen der Welt finden. Sie fördern aber nur so zu sagen seitwärts, nicht vorwärts. Wenn aber auch ein solches Schaukeln seinen Werth hätte, so würde es desungeachtet noch weit entfernt seyn, eine ganze Wissenschaft neu zu begründen, und zumal eine so durch und durch praktische, wie die Arzneimittellehre, die nur durch Praxis besteht. Selbst der Name Pharmakodynamik gestattet keine Ausflucht, denn er soll ja doch die Theorie einer Arzneimittellehre anzeigen. Der Grund der Seichtigkeit liegt aber bei allen solchen Producten im Mangel an tüchtigem Fleiß, sich die Mühe zu geben, ins Einzelne herabzusteigen, Jahre hindurch unermüdet zu arbeiten, um die Natur in ihrer Unmittelbarkeit zu durchdringen, und wenig-

Digitized by Google

stens den Versuch durchzuführen, wie nach einer gefaßten Idee das Bisherige zu erneuern sey. Wie unendlich verdienstvoller sind nicht, gegen das Gegenwärtige gehalten, die Bemühungen Hahnemann's, der Mittel vor Mittel mühsam und sorgfältig wieder durchbeobachtete und sich nicht minder thätige Schüler zog.

Als vor nun etwa dreißig Jahren die schelling'sche Naturphilosophie auftrat, prophezeihten ihr manche schnellen Untergang. Sie haben sich getäuscht, und allerdings hatte sie zu viel Tiefe, um sogleich verwischt werden zu können. Damals wirkte sie höchst verdienstlich durch Aufrütteln aus der Ruhe einer veralteten, schalen, eingetrockneten Metaphysik. Heut zu Tage ist es aber mit bloßem Aufruhr nicht abgethan, jetzt muß man weiter gehen; daß noch immer Producte, wie sie damals gleich Pilzen emporschossen, erscheinen, ist merkwürdig, und darum schien es dem Plane des Hermes gemäß, auch von einem solchen zu sprechen, bei dem, wir wiederholen es, uns die Person des Vrfs. eine Nebensache bleibt.

Digitized by Google

VII.

Ueber Deutschlands Nothstand, niedrige Getreidepreise, Prohibitivsysteme, Geldmangel u. s. w.

(Fortsetzung aus dem ersten Hefte des siebenundzwanzigsten Bandes.)

III. Von den Mitteln gegen die Wohlfeilheit der ländlichen Producte, gegen die Noth des Landmannes, gegen die Verarmung der Länder und insonderheit Deutschlands.

Zunächst müssen wir bemerken, daß die hier genannten Erscheinungen durchaus von einander verschieden und von einander nicht nothwendig abhängig sind. Es könnten die Getreidepreise in einem Lande niedrig und alle ländlichen Producte sehr wohlfeil seyn, und der Landmann könnte sich doch dabei sehr wohl befinden. Die Wohlfeilheit könnte bleiben, und das Land, wo dieses statt findet, könnte dabei doch jährlich reicher werden, und dieses könnte auch in Ansehung Deutschlands der Fall seyn. Von diesen drei Erscheinungen verdient daher jede für sich, und wie sie mit den übrigen in Verbindung steht, in eine besondere Betrachtung gezogen zu werden.

Geld ist nur ein secundäres Mittel, um zu bestimmen, ob etwas wohlfeil oder theuer sey. Wohlfeilheit im Allgemeinen findet statt, wenn insonderheit die Lebens- und gewöhnlichen Bedürfnisse des größten Theiles der Volksmasse leicht durch Arbeit gewonnen werden können. Allenthalben ist es wohlfeil, wo selbst der gemeinste Arbeiter, wenn er fleißig und geschickt ist, so viel verdienen kann, daß er sich dafür alle gewöhnlichen Bedürfnißmittel seines Standes und seiner Familie anschaffen und davon auch noch etwas für die Zukunft bei gehöriger Sparsamkeit erübrigen kann. Ob er dazu eine größere oder kleinere Geldsumme gebraucht, ist eine ganz gleichgültige Sache, wenn er sie nur bei gehörigem Fleiße für seine Arbeit erhält. Die Lebensmittel sind die Waaren, die Arbeit ist das eigentliche wahre Geld, womit sie bezahlt werden. Blos weil die Arbeit nicht so abgetheilt, und nicht in Substanzen verwandelt, aufbewahrt werden kann, hat man ein Product zu Gelde gemacht, welches die einzelnen Arbeitsquantitäten vorstellt, von bequemerer Anwendung im praktischen Leben ist und deshalb vorzugsweise Geld heißt. Dieses Geld ist daher zwar der nächste und bequemere Maßstab des Tauschwerthes aller Dinge; wo es aber nöthig ist zu erforschen, was dieser

Digitized by Google

Maßstab zuletzt und eigentlich bedeute, da muß die Arbeit gesucht und verglichen werden, welche nöthig ist, um zu dem üblichen Gelde zu gelangen, wenn man sich einen deutlichen Begriff von dem machen will, was eine Geldsumme eigentlich werth sey. Sie ist niemals mehr werth, als die Quantität Arbeit, die man dafür beliebig haben kann.

Da alle Waaren oder Bedürfnißmittel nur insofern in beliebiger Menge zu haben sind, als die Ursachen, welche zu ihrer Hervorbringung nothwendig sind, in Wirksamkeit erhalten werden, so folgt, daß für alle Waaren, welche continuirlich in solcher Menge zu haben seyn sollen, als sie begehrt werden, ein solcher Geldpreis bezahlt werden muß, daß diese Ursachen in Wirksamkeit erhalten oder ihr Erzeugungspreis ersetzt werde. So lange daher die Ursachen der Getreideerzeugung in Thätigkeit bleiben, so lange muß auch ihr Geldpreis hinreichen, sie im Gange zu erhalten. Sobald die wesentlichen Ursachen der Erzeugung nicht mehr durch den Preis der Lebensmittel erhalten werden können, wird allerdings die Wohlfeilheit der Waaren schädlich, zuerst für die Producenten derselben und später für die Consumenten, weil erstere ihren Lohn und letztere die Producte, deren sie bedürfen, verlieren. Gerade dieser Umstand ist aber die Ursache, daß dieser Zustand nicht lange bestehen kann, sondern der Geldpreis derselben sich bald wieder bis dahin erheben muß, daß die Ursachen der Erzeugung wieder wirksam werden.

Nichts kann vortheilhafter für eine ganze Nation seyn, als wenn das Getreide und alle allgemeinen Lebensmittel mit einer geringen Quantität Arbeit gewonnen werden, d. h. im Eintausche wohlfeil sind. Denn in diesem Falle kann im Lande Niemand, der arbeiten kann, in Noth gerathen. Da ein geringer Theil seiner Arbeit hinreicht, ihm Brot und Nahrung zu verschaffen, so behält er den größern Theil seiner Zeit übrig und kann damit solche Arbeiten verrichten und solche Producte hervorbringen, womit er sich das, was er sonst nöthig hat, eintauschen und Vorräthe, d. h. Capitale sammeln kann. Muß der größte Theil der arbeitenden Kräfte des gemeinen Mannes angewandt werden, um seine Nothdurft zu gewinnen, so kann das gemeine Volk sich nur sehr wenig Genüsse anderer Art verschaffen, und es muß nothwendig unter einem großen Theile des Volks Elend und Verlust an Lebensgenüssen entstehen. Dieses ist daher der nothwendige Erfolg der Theurung der Lebensmittel.

Der reale Preis der Lebensmittel steigt mit der Vermehrung der Arbeit, welche nothwendig wird, um die gehörige Quantität im Lande zu gewinnen oder herbeizuschaffen. Unter der Arbeit ist aber nicht blos die unmittelbare Arbeit zu verstehen, welche

Digitized by Google

zur Gewinnung der Lebensmittel selbst angewandt wird, sondern auch die accumulirte Arbeit, welche die Bedingung hergibt, daß die Ackerarbeit geschehen kann. Denn auch diese muß im Preise der Lebensmittel bezahlt werden. Diese accumulirte Arbeit besteht in den Capitalien, welche zur Betreibung des Ackerbaues gehören. Sie bestehen 1) in den Grundcapitalen, welche im Lande stecken, und wofür eine Rente bezahlt werden muß; 2) in den Betriebscapitalen, welche theils in den zum Ackerbau nöthigen Geräthschaften, Gebäuden, Arbeitsvieh u. s. w. stecken, und für welche Zinsen und Abgang bezahlt werden muß, theils in den Vorschüssen, welche der Unternehmer in Händen haben muß, um Arbeitslohn und Haushaltungskosten früher zu bezahlen, als die Früchte eingehen, welche Capitale sämmtlich verzinset und zum Theil von den jährlich erzeugten Producten ersetzt werden müssen; endlich 3) in den Abgaben, welche der Staat und die Gemeinheit für den Schutz und die Sicherheit der Person des Eigenthums verlangen.

Man sieht leicht, daß das Getreide in einem Lande um so theurer seyn muß, je höher das Grundcapital, das Betriebs- und Wirthschaftscapital und je höher die Renten und Zinsen dieser Capitale stehen, je höher die Abgaben sind und je größer die Quantität der unmittelbaren Arbeit zur Erzeugung einer gleichen Quantität von Getreide nothwendig ist; und daß die Getreidepreise um so niedriger seyn können, je geringere Capitale in dem Grund und Boden, im Betriebe der Wirthschaft stecken, je geringer die Grundrenten und Zinsen dieser Capitale, je geringer die Abgaben von Grund und Boden sind, und mit einer je geringeren Quantität Ackerarbeit eine gleiche Quantität Getreide gewonnen werden kann.

Fällt nun der Getreidepreis in einem Lande so tief, daß davon weder das im Grund und Boden steckende Capital noch das Betriebscapital gehörig verzinset oder in gehörigem Stande erhalten, noch die sonstigen nöthigen Vorschüsse gemacht werden können, so müssen nothwendig alle einbüßen, welche bisher die Renten, die Zinsen, die Ersatzsummen, die Abgaben von diesem Preise zogen, und alle Classen, welche auf diese Weise an der Erzeugung des Getreides Theil oder sonst ein Interesse nahmen, müssen die im Ackerbaugewerbe steckenden Capitale ganz oder zum Theil verlieren, und von dem Theile, der ihnen vom Getreidepreise direct oder indirect zufloß, mehr oder weniger einbüßen.

Bleiben jedoch in einem Lande, nachdem die Renten gesunken, das Betriebscapital gemindert ist, noch Ländereien genug übrig, welche bei geringeren Renten und mit geringeren Kosten Lebensmittel genug für das Volk hervorbringen, so daß im Preise des Getreides der Theil, welcher zur Bezahlung der für solche Felder

Digitized by Google

nothwendigen Rente, der Zinsen des Betriebscapitals und der Mittel zum Ersatz gehört, nur gering ist, und im Preise desselben fast nur der Lohn der unmittelbaren Ackerarbeit bezahlt zu werden braucht, so theilt sich das ganze Ackerproduct fast ganz allein unter die Feldarbeiter. Jeder Feldarbeiter gewinnt mit seiner Zeit, die er auf den Feldbau verwendet, so viel Getreide, daß wohl vier bis fünf Menschen davon Nahrungsmittel genug haben. Indem nun die, welche keinen Feldbau treiben, in ihrer Arbeitszeit andere Arten von Bedürfnißmittel hervorbringen und mit einem geringen Theile derselben die ihnen nöthigen Lebensmittel von den Ackerbauern eintauschen, versehen sie diese mit den Producten ihrer Arbeit. Und so wird es möglich, daß ein Ackerbauer für den Ueberfluß seiner Producte unendlich viele Bedürfnißmittel anderer Art eintauschen kann, so wie daß ein jeder andere Arbeiter mit einem geringen Theile seiner Producte sich die nöthigen Lebensmittel, für die übrigen aber, insofern er sie nicht für sich selbst nöthig hat, von tausend anderen Producenten ihre verschiedenartigen Producte gegen die seinigen eintauschen kann. Durch solchen Verkehr werden die Lebensgenüsse in unendlicher Mannichfaltigkeit unter die Gemeinsten im Volke vertheilt, und es verbreitet sich allgemeiner Wohlstand unter dasselbe. Die allgemeine Regel für ein solches allgemein verbreitetes Wohlseyn ist: je weniger Arbeit eine große Menge nothwendiger, bequemer und angenehmer Bedürfnisse kostet, d. h. je wohlfeiler die Producte jeder Art sind, desto mannichfaltigere und ausgedehntere Genüsse sind bei einem Volke möglich, und desto mehr können sich diese Genüsse auch bis unter die gemeinsten Arbeiter erstrecken. Nur diejenigen Genüsse werden den Reichen der Nation ausschließlich verbleiben, welche ohne große Capitale, Auslagen und ohne vielfache zusammengesetzte und künstliche Arbeiten nicht hervorgebracht werden können, oder die, deren Objecte in dem Monopolbesitz einiger wenigen oder so selten sind, daß nur wenige derer, welche sie zu genießen begehren, Vermögen genug haben, sie zu bezahlen.

Alle Ursachen, welche dahin wirken, die Getreidepreise zu erhöhen, müssen einen großen Theil des Volks ins Elend stürzen, wenn sie nicht zugleich den Arbeitslohn in Gelde oder in andern Gütern so erhöhen, daß damit eben so viel und mancherlei Bedürfnißmittel derselben Art angeschafft werden können, als es vorher bei niedrigern Getreidepreisen möglich war.

Die ländlichen Früchte werden in einem Lande am wohlfeilsten seyn, wo die Natur bei der Hervorbringung das Meiste thut, und keine oder nur geringe Capitale nöthig sind, um so viel Lebensmittel zu erzeugen, als die Nation bedarf. Wo also lauter von Natur sehr fruchtbares Land ist, das wenig Arbeit bedarf,

Digitized by Google

um einen so großen Ertrag zu liefern, als die Einwohner bedürfen, da wird das Getreide am wohlfeilsten seyn, und seine Wohlfeilheit so lange behalten, als dieser Zustand der Dinge besteht. Wächst die Bevölkerung im Lande so sehr, daß die an Ort und Stelle auf so leichte Art erzeugten Lebensmittel nicht mehr für sie ausreichen, so werden 1) entweder die ländlichen Producte, welche die Bedürftigen nöthig haben, aus andern Gegenden und Ländern, wo sie noch auf eine so wohlfeile Art im Ueberfluß erzeugt werden, herbeigeschafft werden müssen, die Kosten des Transportes werden zu den bisherigen Preisen hinzukommen, und auch den Preis aller an Ort und Stelle mit geringen Kosten erzeugten Lebensmittel durch die Concurrenz zu derselben Höhe treiben, wovon sodann die Eigenthümer des Grund und Bodens den Theil des Preises als Rente beziehen werden, welcher die nothwendigen Erzeugungskosten derselben übertrifft; oder 2) man wird durch verbesserte Cultur den Feldern mehr abgewinnen müssen, als die bisherige wohlfeile Cultur zu schaffen im Stande war, wo dann der Preis dieser Früchte durch die größern Culturkosten erhöht wird, und dieser erhöhte Preis sich allen, auch wohlfeiler gewonnenen Früchten aus demselben Grunde mittheilt; oder endlich 3) es müssen die schlechteren und unfruchtbaren Ländereien verbessert und urbar gemacht, und also mehr Capital und Arbeit auf die Erzeugung der nöthigen Lebensmittel gewandt werden, wo sodann dieselben Ursachen der Erhöhung der Preise vorhanden sind. Wächst nun mit der Bevölkerung auch die Cultur und die Industrie des Volks, so daß die Dienstleistungen und die Industrieproducte durch die sich vervollkommnenden Geschicklichkeiten und Künste wohlfeil werden, und deshalb für die geringen Ueberschüsse des Getreides, welches der Landarbeiter in natura oder im Geldwerthe für seine Arbeit erhält, eben so viel oder gar noch mehr und noch bessere Dienste und Industrieproducte eintauschen kann, als vorher für eine größere Menge solcher ländlichen Producte, und bringt Geschicklichkeit und Kunst die Dienstleistungen und Kunstproducte in solchem Ueberflusse und so leicht hervor, daß sich jeder mit dem Ueberflusse, den er erzeugt, nicht nur die ihm nöthigen Lebensmittel, sondern auch alles andere, was er in seinem Stande bedarf, eintauschen kann, und noch etwas zur Capitalsammlung erübrigt: so ist der höhere Geldpreis der Lebensmittel so wenig schädlich, daß der allgemeine Volkswohlstand vielmehr dadurch verbessert werden muß.

Dieses aber wird nun der Fall seyn, so lange den Ursachen ihr freier Spielraum gelassen wird. Künstliche Eingriffe, welche die Einwirkung dieser Ursachen stören oder ihnen eine andere Richtung geben, können sehr leicht das Gegentheil von dem hervorbringen,

Digitized by Google

was man dadurch zu bewirken beabsichtigt. Von dieser Beschaffenheit sind viele Mittel, welche die Regierungen bisher angewandt haben, um die Getreidepreise nach ihren Absichten zu reguliren, und noch mehr von den Mitteln, welche Schriftsteller und andere öffentlich aufgetretene Rathgeber vorgeschlagen haben, um der jetzigen Noth des Landmannes abzuhelfen.

A) Die englische Korngesetzgebung. Von jeher ging dieselbe dahin, die Getreideerzeugung im Lande zu vermehren. Sonst war das englische Getreide für auswärtige Märkte zu theuer, und man baute deshalb nicht soviel Getreide im Lande, als an sich möglich war, weil man für den Ueberfluß im Auslande keinen Absatz fand. Um nun diesen möglich zu machen, wurde eine Prämie für die Ausfuhr jedes Quarters bewilligt, so lange der Getreidepreis in England höher war, als auf den ausländischen Märkten, wo es seinen Debit suchen mußte. Dadurch wurde nun zwar allerdings ein äußerer Absatz bewirkt, und England erhielt dafür fremdes Geld oder fremde Waaren zurück, und die Grundeigenthümer erhielten von dem dadurch im Lande in die Höhe getriebenen Getreidepreisen eine höhere Rente, so wie mehr Getreide dadurch hervorgetrieben wurde. Allein genau besehen, mußten die Nachtheile davon für das englische Volk viel größer seyn, als die vermeintlichen Vortheile. Denn es stieg durch diese Prämie der Getreidepreis im Lande, und es mußten also alle Getreideconsumenten in England ihr Brot theurer bezahlen, als es ohne diese Prämie nöthig gewesen wäre. Das englische Volk mußte also erstlich die ganze Prämie aufbringen, welche für die Ausfuhr bezahlt wurde, wodurch es hauptsächlich dem Auslande ein Geschenk machte, und zweitens mußte es den Ueberschuß des Preises bezahlen, um welchen wegen der Prämie das Getreide im Lande gestiegen war. Die Landbesitzer gewannen zwar dadurch etwas, aber sie gewannen dieses blos auf Kosten der nicht ackerbauenden Getreideconsumenten. Denn was die Landleute in England mehr für ihr Getreide erhielten, büßten die andern Stände ein, und folglich gewann England durch diese Prämienpolitik gar nichts, sondern verlor dadurch vielmehr. Ja selbst der Ackerbauer gewann dadurch bei weitem nicht so viel, als es beim ersten Anblick schien. Denn da wegen des steigenden Getreidepreises bald alle Handlöhne, alle Manufacturproducte und Dienste im Geldpreise proportionirlich mit dem Getreidepreise steigen mußten, so mehrten sich dadurch die Ausgaben des Landmannes in gleicher Proportion, und der Gewinn, den er in den höheren Preisen erhalten zu haben glaubte, schwand wieder in den höheren Geldpreisen, den er für die meisten ihm nöthigen Artikel zahlen mußte, dahin. Und da der erhöhte Preis der englischen Manufacturwaaren nothwendig

Digitized by Google

den Absatz derselben ins Ausland vermindern mußte, so verlor auch dadurch England an seiner Industrie und innerm Reichthume. Drittens aber wurde durch jenes Prämieninstitut eine gewaltsame Veränderung der Capitalanwendungen und der Industrie verursacht. Durch die Erhöhung der Getreidepreise wurden mehr Capitale in den Ackerbau gezogen. Da nun durch dieses Gesetz keine neuen Capitale erzeugt wurden, so mußten sie nothwendig von andern Zweigen der Industrie oder des Handels übergehen. Was also der Ackerbau von diesen Capitalen gewann, das ging den übrigen Handels- oder Industriezweigen ab, wahrscheinlich denen, welche bisher dazu gedient hatten, das fehlende Getreide im Auslande durch ihre Dienste oder Producte einzukaufen, und deren Debit nun in Stocken gerieth, da das Gesetz die Tauschmittel des Auslandes (fremdes Getreide) in England werthlos machte.

Zwar pflegen die Vertheidiger des Prämiensystems anzuführen, daß die Getreidepreise in England nach Einführung der Prämien vielmehr gefallen als gestiegen wären. Allein post hoc ist nicht propter hoc. Sie würden gefallen seyn, wenn auch keine Prämien gegeben worden wären. Denn sie fielen allenthalben in Europa. Die Ursachen des Fallens der Preise mußten also allgemein seyn, und sie würden ohne die Prämien gewiß noch tiefer gefallen seyn. Die Schädlichkeit des englischen Prämiensystems ist jetzt von allen einsichtsvollen Staatsweisen und in England selbst ganz allgemein anerkannt. Das Getreide wurde nicht durch das Prämiensystem, sondern trotz demselben wohlfeiler.

Nachdem das Prämiensystem aufgegeben wurde, weil die Bevölkerung Großbritanniens so zunahm, daß das im Lande erzeugte Getreide nicht mehr zureichte, um die Einwohner zu ernähren, Prämien zur Ausfuhr also keine Mittel mehr seyn konnten, mehr Getreide, als das Land bedurfte, hervorzubringen, nahm die Gesetzgebung zu einem entgegengesetzten Mittel ihre Zuflucht, um eine hinreichende Menge Getreide vom inländischen Gewächs für Großbritannien hervorzubringen. Die Regierung verbot nämlich im Jahr 1815 die Einfuhr fremden Getreides so lange, als der inländische Getreidepreis nicht über einen bestimmten Normalpreis stieg (80 Schilling das Quarter Waizen). Dieses war eine indirecte Prämie für die inländische Production. Denn da bei so hohem Preise die Culturkosten so vermehrt werden konnten, daß theils auf denselben Feldern viel mehr als bisher durch Verbesserung der Cultur gewonnen werden konnte, theils unfruchtbare Ländereien urbar, schlechte verbessert werden konnten; so nahm dadurch die innere Getreideproduction sehr bald so zu, daß sie die innere Consumtion ohne Beihülfe fremden Getreides befriedigen konnte, und die Ackerbauer gewiß waren, daß, so lange der Quarter Wai-

Digitized by Google

zen nicht unter 80 Schilling sank, ihr Monopol durch das Ausland nicht gestört werden konnte; es strömten daher dem Landbauer so lange neue Capitale zu, als die Hoffnung blieb, daß das Getreide nicht unter diesen Normalpreis fallen werde.

Die Folge dieses Gesetzes auf der einen Seite war ein ungemeines Fortschreiten in der Vervollkommnung des Landbaues und ein eifriges Bestreben, alle Hindernisse, welche der Erweiterung des besseren Feldbaues im Wege standen, wegzuschaffen. Abschaffung der Gemeinweiden, Separation gemengter Stücke, kurz alles, was nur dem besseren Landbau förderlich seyn konnte, wurde aufgesucht und in Uebung gebracht.

Durch alle diese Maßregeln gewann nun zwar Großbritannien alles nöthige Getreide durch innern Anbau, und konnte, bei gewöhnlichen Zeiten, fremde Zufuhr entbehren. Allein es ist hinterher zu der Einsicht gekommen, daß der Wohlstand der Nation durch diese Maßregeln bei weitem nicht so gefördert worden ist, als es vielen anfangs schien, und daß es sich vielmehr dadurch in eine Lage gebracht hat, welche den Volkswohlstand mit vielerlei Unfällen bedroht, und denen man durch allmälige Verlassung der bisherigen Getreidepolitik entgegenwirken zu müssen glaubt. Es war nämlich eine natürliche Folge, daß die durch jenes Monopol in die Höhe geschrobenen Getreidepreise entweder den Lohn der Manufacturarbeit und der Dienstleistungen so erhöhen mußten, daß die Manufacturisten und Diener im Stande waren die Lebensmittel zu bezahlen und sich ihre sonstigen Bedürfnisse dafür anzuschaffen, oder daß diese Classen dadurch ins tiefste Elend gerathen mußten. Nun half zwar die Vervollkommnung der Manufacturarbeit durch Vertheilung und Maschinen diesen Uebeln eine Zeit lang ab, indem dadurch die Preise der Manufacturproducte in solcher Proportion fielen, daß der Ueberschuß ihres Lohns über das, was zur Bezahlung der theuren Brotpreise nöthig war, noch zureichte, sich die nöthigen Fabrik- und Manufacturbedürfnisse dafür zu kaufen. Allein bald trat hierin ein großes Mißverhältniß ein und kündigte sich durch sehr beschwerliche Folgen an.

Ehe nämlich das Getreidemonopol in Großbritannien für die Inländer begründet wurde, lieferten die Länder, wo das Getreide wohlfeiler erzeugt wird als in England, einen Theil des Getreidebedarfs desselben nach England, und kauften von ihm dafür Colonial- und Manufacturwaaren vielerlei Art. Sobald nun England die Einfuhr des fremden Getreides verbot, verloren diese Getreideländer von ihrem Zahlmittel einen großen Theil, und da auch Absatzwege in andere Länder für ihren Ueberfluß ländlicher Producte nicht vorhanden waren, so wurden sie außer Stand gesetzt von England so viel als sonst zu kaufen. Die den Manufactur-

Digitized by Google

arbeiten und dem Ankauf von Colonialwaaren zuströmenden Capitale waren aber einmal im Schusse, und brachten daher noch eben so viele Vorräthe solcher Waaren zum Angebot. Da aber die äußere Nachfrage sich so sehr vermindert hatte, so mußte nothwendig der Debit dieser Waaren sich vermindern und zugleich so der Preis sehr fallen; eine solche Revolution mußte große Noth in England hervorbringen. Die Handlöhne stürzten herab, so daß die Lohnleute bei den hohen Preisen der Lebensmittel sich nicht mehr sättigen konnten und in die größte Noth geriethen; der Profit der Manufacturwaaren ersetzte die Auslagen nicht mehr; eine Menge Arbeiter wurden ganz arbeits- und verdienstlos; die Unternehmer zogen ihre Capitale aus ihren bisherigen Gewerben zurück und büßten sie zum Theil ein, wobei dann auch die Capitalisten verloren; die Kaufleute, welche in Speculation auf höher steigende Waarenpreise sich mit Vorräthen versehen hatten und nun keine Käufer zu denselben fanden, verloren die in den Waaren steckenden Capitale, machten Bankerott, und so verlor England wahrscheinlich weit mehr durch die Folgen seiner Getreidepolitik, als einzelne Grundbesitzer und Pachter dabei gewonnen hatten. Hätte die Regierung dem Getreidebau und dem Getreidehandel seine Freiheit gelassen, so würden zwar viele Felder in England unbestellt geblieben seyn, der Landbau würde sich nicht so ausgedehnt und vervollkommnet haben; aber dagegen hätten die Engländer das Getreide wohlfeiler vom Ausländer gekauft und ihm dafür seine Manufactur- und Colonialwaaren geliefert. Der Getreidepreis hätte in England nie so hoch steigen können, als das Monopol ihn getrieben; der Arbeitslohn hätte seine gehörige Proportion behalten, den Kornländern wären ihre Zahlmittel für englische Producte geblieben, die Capitale hätten ihre Richtung behalten, die Gewerbe wären nicht erschüttert worden; und wenngleich die Unterbrechung der großen Kriegsausgaben in England wie in ganz Europa eine Stockung in mehrern Gewerbszweigen hervorgebracht und die Preise der Dinge erschüttert haben würde, so konnte dieses doch bei weitem nicht in solchem Grade geschehen, als es durch die falsche Getreidegesetzgebung erfolgt ist.

Natürlicherweise mußte diese falsche Politik Englands auch auf das übrige Europa und namentlich auf die Getreideländer zurückwirken, welche früher ihren Getreideüberfluß nach England absetzten. Herr Steimmig gibt an, daß im Durchschnitt England zwar nur $\frac{1}{2}$ Procent seines Getreidebedarfs von dem übrigen Europa bezogen habe (die größte Quantität fremden Getreides, welche England je zugezogen, betrug nach den besten dem Parlamente vorgelegten Rechnungen 3 Procent oder $\frac{1}{35}$ seiner Consumtion), wovon jedoch auf die verschiedenen Getreideländer 1, 2, 3, 4, auch

Digitized by Google

wohl 5 Procent ihrer Production kommen, und ist geneigt die ganze Noth der Kornländer auf den Umstand zu schieben, daß England ihnen den Handel damit oder ihren Getreideabsatz dahin durch sein Korngesetz von 1815 abgeschnitten. Wenn nun aber auch die Wirkung dieser Maßregel in dieser Darstellung übertrieben ist, da zugleich so viel andere Ursachen des vorhandenen Nothstandes hinzugetreten sind, so ist sie doch wohl groß genug, um alle Aufmerksamkeit zu verdienen. Nur damit kann man schwerlich übereinstimmen, daß diese Wirkung so lange dauern werde, wenn England sein Korngesetz nicht ändert, als Hr. Steimmig annimmt.

Es werden vielmehr ganz andere Wirkungen eintreten, welche nicht den Zustand verschlimmern, sondern vielmehr heilend wirken. Bleibt nämlich der Getreidepreis so niedrig oder sinkt er gar noch tiefer in Deutschland, so werden allerdings die Grundbesitzer und ihre Creditoren einen großen Theil ihrer Capitale verlieren und die fortschreitende mehr Capital erfordernde Cultur wird nachlassen und bald eingehen, der auswärtige Verkehr, so weit er mit ländlichen Producten betrieben worden ist, wird sich um so viel vermindern; dagegen wird dennoch der Getreidebau nicht so sehr in Abnahme kommen, als die Verluste der Landbauer ahnen lassen. Nur die Renten werden sinken, die Pächter werden weniger Pacht geben, viele Gutsbesitzer werden ihre Wirthschaft selbst führen; man wird Methoden erfinden, mit kleinem Capital und wenigen Händen viel Früchte zu erzeugen. Die Wohlfeilheit der Lebensmittel wird die Bevölkerung vermehren. Da diese die Lebensmittel wohlfeil erhält, so wird sie viel Zeit zur Hervorbringung anderer Producte übrig behalten. Es werden deshalb im Volke sich viel Manufacturen und Handwerke bilden, welche Landarbeiter und sich selbst unter einander mit ihren Producten gegenseitig versehen. Viele der englischen Manufacturwaaren werden für Deutschland entbehrlich werden und inländische Manufacturen diese ersetzen; die vermehrten Manufacturisten werden das inländische Getreide, das sonst für englische Waaren aus dem Lande ging, verzehren und dafür gleiche oder ähnliche Waaren liefern. Zum Einkauf der unentbehrlichen ausländischen Producte wird man im Lande andere Producte erfinden, welche das Ausland begehrt und dafür, was Deutschland verlangt, einkaufen. Durch Sparsamkeit werden nach und nach die Capitale ersetzt werden, welche durch schlechte Politik und allerlei Umstände verloren gegangen sind. Zeit, Geschick und Erfindsamkeit wird allmälig die Mittel herbeiführen, um die erlittenen Verluste zu ersetzen und alles wieder in gehörige Proportion und Ordnung zu bringen. Politische Kunst möchte wohl am wenigsten dazu beitragen können. Freiheit der Gewerbe, Wegräumung aller Hindernisse des Handels und der Industrie dürften die kräftigsten Mit-

Digitized by Google

tel seyn, welche der Staat anwenden kann, um seinerseits der vorhandenen Noth abzuhelfen.

B) Vermehrung des Geldes ist von vielen Staatskünstlern als das Hauptmittel empfohlen worden, um die Getreidepreise in die Höhe zu bringen und dadurch dem Lande und den übrigen Gewerben aufzuhelfen. Allein es ist schon im Verlaufe dieser Abhandlung bei mehreren Gelegenheiten gezeigt worden, daß nur das dringende Begehren und die Unmöglichkeit eine Sache für weniger Geld erhalten zu können, die Nachfragenden bestimmt mehr Geld für eine Sache zu geben, als bisher gegeben worden ist, daß aber Niemand bestimmt wird deshalb mehr für eine Sache zu geben, weil sein Geldvorrath vermehrt wird, oder weil er mehr Geld in der Tasche hat als ein anderer. Nur vermehrte Nachfrage bei gleich bleibender Quantität der Waare erhöht die Geldpreise derselben. Nun aber vermehrt die bloße Vermehrung des Geldes nicht die Nachfrage nach Getreide, wenn nicht zugleich die zahlungsfähigen Consumenten vermehrt werden. Die Vermehrung des Geldes kann daher an sich auf die Erhöhung der Getreidepreise insbesondere keinen Einfluß haben. Es könnte also dieses nicht anders geschehen, als wenn das neue Geld mehr Arbeit und Producte erzeugte, und dadurch mehr vermögende Menschen im Lande hervorbrächte, welche die Nachfrage nach Getreide vergrößerten. Geld aber kann nicht eher mehr Producte erzeugen, als wenn nach denselben eine vergrößerte Nachfrage entsteht, und diese kann nicht eher entstehen, als wenn die, welche Producte begehren, selbst Mittel haben, sie dafür einzutauschen, oder sie gegen Geld zu verkaufen, und dafür die gesuchten Producte einzukaufen. Das Geld dient, um den Tausch zu erleichtern. Hierzu aber gehört nur wenig Geld im Vergleich damit einzutauschenden Producte, und der Verkehr damit kann allenfalls auch ohne Geld geführt werden. Die Hauptsache dabei bleibt immer die Vermehrung solcher Producte, welche stark begehrt werden, so, daß in einer Hand Ueberfluß der einen Art und Ueberfluß der andern Art in andern Händen und zugleich Begierde vorhanden ist, die zu besitzen und einzutauschen, welche man selbst nicht besitzt. Dann findet sich das benöthigte Geld zum Austauschen derselben von selbst leicht ein, da die, welche Geld im Ueberflusse besitzen, stets geneigt sind die Verluste, welche ein Land daran erleidet, zu ersetzen und die nöthigen und begehrten fremden Producte dafür einzukaufen.

Nach diesen vorläufigen Bemerkungen wird sich schon ergeben, daß von Regierungsmaßregeln, welche unmittelbar die Vermehrung des Geldes oder der Ersatzmittel desselben bezwecken, dergleichen mehrere der obigen Schriftsteller vorgeschlagen haben, nur wenig Heil für die wesentlichen herrschenden Uebel zu erwarten seyn wird.

Digitized by Google

So preiset 1) Herr von Bülow-Cummerow (in seinen obengenannten Betrachtungen) das Papiergeld als ein sicheres Mittel an, den Leiden unsrer Zeit zu begegnen. Nach ihm besteht der Charakter unserer Zeit darin, daß die ganze Wohlfahrt des Volkes vom Gelde abhängig gemacht ist, alle Institutionen der Gesellschaft, das ganze Heil der Welt ist auf Geld gegründet. Nun aber ist das Geld, worauf sich alles stützte, in den letzten 30 Jahren aus Europa verschwunden und namentlich aus Deutschland nach Asien und nach England gewandert, und was ja noch geblieben ist, hat sich in den Händen einiger weniger reichen Capitalisten in großen Haufen gesammelt. Die Geldart, welche bisher auf diese Weise alles in der Welt beherrscht, war aber Metallgeld, dieses aber ist, nachdem es einmal ausgewandert, schwer wieder anzuschaffen. Denn es ist kein europäisches, noch weniger ein deutsches Product, und da uns nun das Geld fehlt, so geräth dadurch das Wohl der Völker in die allergrößten Gefahren; das einzige Mittel, sich gegen das ihnen drohende Unglück zu retten, und sich von dem Elend, das sie dadurch schon befallen, zu befreien, besteht nun nach ihm darin, daß sie sich selber das Geld unabhängig von den Bergwerksländern schaffen. Er räth deshalb an, soviel Papiergeld zu creiren, als nöthig ist, um das Metallgeld, das im Lande gebraucht wird, zu ersetzen und diesem alle Kraft zu verleihen, welche das Metallgeld gehabt hat und haben kann. Hat jeder Staat sein eignes Geld und kann er sich so viel selbst schaffen, als er braucht, sobald er dessen benöthigt ist, so ist der Staat ganz unabhängig von dem Gelde, das andere Staaten besitzen, und können nie in Verlegenheit gerathen, weil das Heilmittel sein eignes Werk ist und er davon so viel machen kann als er will.

Daß das Papiergeld zum innern Verkehr eben so wie das Metallgeld gebraucht werden, letzteres also statt desselben dienen könne, beweisen die Beispiele vieler Völker. Blos zum äußern Verkehr wird Metallgeld nöthig bleiben, und so viel als hierzu nöthig ist, wird sich leicht anschaffen lassen, wenn man insonderheit das was von außen her nicht anders als für Metall zu haben ist, gehörig beschränkt. Wird zugleich dahin gesehen, daß das Papiergeld stets den Werth des Metallgeldes im Lande behaupten muß, wozu es nach dem Verf. sichere Mittel gibt, so werde der Mißbrauch des Papiergeldes gänzlich verhütet, und das Maaß des Umfanges der ohne Schaden umlaufenden Summen des Papiergeldes dadurch von selbst regulirt.

Man kann dem Verf. gerne zugeben, daß bei gehöriger Vorsicht der innere Verkehr des Landes mit Papiergeld geführt und dadurch die ganze Masse des Metallgeldes, welche sonst dazu nö-

Digitized by Google

thig seyn würde, entbehrt werden kann. Man kann sogar zugeben, daß sich alle die Mißbräuche und Uebel, welche theils aus Leichtsinn, theils aus Unkunde der Natur des Papiergeldes erfolgt sind, sich durch die richtigere Kenntniß dieses Mittels, welche die Erfahrung gelehrt hat, vermeiden lassen; — aber dennoch wird die Einführung des Papiergeldes nur ein sehr unbedeutendes Mittel gegen die Uebel seyn, welche die Völker drücken; denn es ist bekannt, daß das Geld, welches das Volk zu seinem Verkehr braucht, immer nur einen höchst geringen Theil des Werths der Güter ausmacht, welche ein Volk besitzt. Wenn ein Volk für 1000 Millionen Thaler Güter hat, so hat es kaum 10 Millionen Thaler Geld nöthig, um den Verkehr mit diesen Gütern zu unterhalten. Denn fast die Hälfte dieser Güter wird angewandt, ohne in den Verkehr zu kommen, eine Menge anderer werden realiter in Natura gegen einander vertauscht, und da ein einziger Thaler im Verlaufe eines Jahres wenigstens für 10 bis 20 Thaler Waare einkauft, so können mit 10 Millionen 100 — 200 Millionen Thaler Waare bezahlt und baar umgesetzt werden; die allermeisten Waaren aber werden durch Credit umgesetzt, und auf diese Weise ist zum Umsatz einer unendlichen Gütermasse in einem einigermaßen wohlgeordneten Staate nur eine proportionirlich geringe Summe Geld nöthig. Nun wollen wir gar nicht leugnen, daß es immer ein großer Vortheil ist, wenn ein Volk auch diese geringe Summe nicht in Metallgelde anzuschaffen braucht, sondern dessen gleich kräftige Stellvertreter gleichsam aus nichts schaffen kann. Aber jeder muß einsehen, daß das Glück, welches daraus für ein Volk entstehen kann, nicht von so großer Bedeutung ist, als es Herr von Bülow-Cummerow vorstellt. Ein Volk, das für 1000 Millionen Güter besitzt, wird nicht verarmen, wenn es davon 10 Millionen weggeben muß, um Metalle dafür zu kaufen, die es zum Verkehr der übrigen 990 Millionen Waare bedarf. Und da das Metallgeld sonst zu nichts zu brauchen ist, als Güter dafür zu kaufen, so werden sich unter seinen 1000 Millionen Gütern immer 10 Millionen solcher finden, wofür die Metallbesitzer gern 10 Millionen ihrer überflüssigen Metalle hergeben. Noch nie aber hat es jemandem an Metallen gefehlt, der Güter zu verkaufen hatte, welche von den Metallbesitzern gesucht werden. Ich behaupte daher, daß ein gutes und wohlbegründetes Papiergeld zum innern Verkehr zwar der Nation Vortheile gewähren könne, aber bei weitem nicht eine Panacee für alle Uebel sey, welche die Völker jetzt bedrücken. Das Unglück besteht in den Verlusten von unendlichen Millionen Capitalien und Vorräthen, welche der Krieg den Völkern geraubt hat. Natürlich ist auch weniger Geld nöthig, um diese umzusetzen, und das Geld ging des-

Digitized by Google

halb aus dem Lande, weil die Sachen sich verminderten, die es im Lande festhalten konnten. Die wahren und gehörig wirksamen Mittel, dieses Geld wieder ins Land zu bringen, sind die Erzeugungen einer solchen Menge von Gütern, welche die verlornen und zerstörten ersetzen, und den Ausländern so angenehm sind, daß sie uns gern ihr Geld dafür geben, wenn wir es mehr als die Waaren begehren, die sie uns dafür anzubieten haben. Herr von Bülow-Cummerow beweist in seiner Schrift nur, daß er noch nicht genug über die Natur des Geldes nachgedacht hat, und hätte sich billig gründlichere Belehrung darüber verschaffen sollen, bevor er seine Stimme öffentlich abzugeben wagte.

2. Der Graf von Soden sucht die Noth von Deutschland, vorzüglich des südlichen Theils, gleichfalls hauptsächlich in dem immer fortgehenden Sinken der Getreidepreise und leitet dasselbe von dem immer fortdauernden Ausströmen des Gold und Silbers für die fremden Bedürfnißmittel und Schuldenbezahlungen ins Ausland her; er prophezeit aus der längeren Dauer dieses Zustandes großes Unglück und gänzliches Verarmen unseres Vaterlandes. Die einzigen Mittel, den Getreidepreis zu heben und den aus der Ausfuhr des Goldes und Silbers entstehenden Geldmangel zu verhindern, sind nach ihm: 1) daß ein Theil der für jetzt überschießenden Urproducte dem öffentlichen Markte entzogen, also durch Seltenheit deren Preis erhöht werde; 2) die Vermehrung der Austausch- und Ausgleichungsmittel, welche den Preis aller Güter nach dem Vermögensmesser aller Güter — nach Geld bestimmen.

Beide Mittel will er durch ein einziges Staatsinstitut schaffen. Der Staat soll nämlich ein Papiergeld ausgeben, durch welches er eine Quantität Getreide aufkauft und dieses Geld die Circulationmittel im innern Verkehr vertreten läßt. Jeder nämlich, der überflüssiges Getreide hat, wofür er keinen Absatz findet, verkauft dieses an den Staat, und empfängt dafür Scheine auf seinen Namen als Verkäufer lautend, und ihn zur Ablieferung der auf dem Scheine bestimmten Quantität Getreides verbindend. Doch es ist billig, daß wir unsern Lesern das Project ausführlich darstellen: a) Die Staatsregierung kauft eine solche Masse von Getreide ein, als erforderlich ist, um den Ueberfluß, welcher den Preis drückt, aus dem Umlaufe zu ziehen. Den Maßstab dieses Aufkaufs gibt der steigende Marktpreis; dieser Aufkauf wird gehemmt, sobald der Mittelpreis des Getreides erreicht ist; b) dieser Aufkauf geschieht, indem die Regierung jedem Staatsbürger freistellt, ihm sein (im Lande erzeugtes) Getreide um 1 Fl. per Scheffel über den jetzigen mittleren Marktpreis zu überlassen; c) für den Betrag erhält der Verkäufer einen Staatsschatzschein, welcher den Namen des Verkäufers, die Masse des verkauften Ge-

Digitized by Google

treides, dessen Betrag an Gelde und die Beglaubigung der Staatsfinanzverwaltung enthält, daß dieser Schein bei allen öffentlichen Cassen so hoch in Gelde angenommen wird, als der Geldwerth in demselben ausgedrückt ist; d) das verkaufte Getreide wird nicht in Natura abgeliefert, sondern, wenn dessen wirkliche Existenz dargethan ist, dem Verkäufer im Besitz gelassen, mit der Bedingung, daß e) die Regierung die Naturallieferung desselben drei Monate nach Emission des Staatsschuldscheines zu jeder Zeit verlangen kann; es sey denn, daß der Verkäufer nachweist, er habe den erhaltenen Staatsschatzschein bereits selbst zurückgegeben, also sich von der Verbindlichkeit der Lieferung befreit.

Der Verkäufer kann ihn also zu jeder Zeit zurückgeben und dann sein Getreide willkürlich verkaufen; so lange er ihn aber nicht zurückliefert, wird er ihm als Staatsschuldigkeit zur Last geschrieben und hat also alle Rechte und Vorzüge der öffentlichen Lasten.

f) Die Regiekosten trägt der Verkäufer, und bezahlt dazu von dem ihm zur Last geschriebenen Getreide 1 Procent, welches ihm von dem ihm zu vergeltenden Mittelpreise gleich abgezogen wird. g) Die ausgegebenen Staatsschatzscheine dienen nur zum Abtrag der Staatsgefälle, und sind zu diesem Zwecke von jedem verwendbar, der sich über deren rechtlichen Besitz (durch Indossement) ausweist. h) Jedoch gelten diese Scheine nur ein Jahr nach dem Anfange des Finanzjahres. Fängt z. E. das Finanzjahr den 1. October an, so gelten die Scheine vom 1. Februar bis zum 1. Februar des folgenden Jahres. i) Steht nach Ablauf des Institutfinanzjahres 1) der Marktpreis des Getreides höher als am Anfang desselben, so ist es dem Verkäufer leicht, durch Einlieferung des Schatzscheines sich von der Verbindlichkeit der Ablieferung des Getreides zu befreien und sein Getreide theurer gegen baar Geld zu verkaufen; 2) steht er wie im vorigen Jahr (welches der Verf. kaum für möglich hält), so tritt die Erneuerung der Staatsscheine ein. 3) Stünde der Getreidepreis niedriger am Ende des Finanzjahres als bei dessen Beginnen (ein Fall, den der Verf. kaum für denkbar hält, weil die Nichterscheinung der großen Masse des verkauften Preises auf dem Markte den Preis nothwendig erhöhen muß), so beginnt ein neues Institutfinanzjahr nach dem alsdann stattfindenden Marktpreise mit 1 Fl. Erhöhung desselben per Scheffel. k) Hat ein Verkäufer innerhalb des Institutfinanzjahres seinen Staatsschatzschein nicht abgeliefert, so unterliegt der Betrag des verkauften Getreides (in Natura oder in Gelde?) gleich allen andern gutsherrschaftlichen Lasten der Beitreibung.

Von diesem Plane wird aber ein praktischer Staatsmann wohl schwerlich die Folgen erwarten, welche sich der Herr Graf

Digitized by Google

davon verspricht. Denn 1) ist es bei weitem nicht so augenscheinlich und gewiß, daß sich der Getreidepreis durch ein solches Aufkaufen der Vorräthe heben werde. Denn im Grunde wird dadurch das so gekaufte Getreide dem Markte ganz und gar nicht entzogen. Dieses geschieht nur alsdann, wenn Getreide für Consumenten gekauft wird, oder wenigstens auf die Speculation, daß Consumenten es suchen werden. Nach des Verf. Plan aber weiß ein jeder, daß sich das für die Consumenten vorräthige Getreide gar nicht vermindert, sondern daß stets ein und derselbe Ueberfluß vorhanden ist. Den ganzen Vortheil, den die Producenten von einem solchen Verkauf haben, besteht blos darin, daß sie wenigstens im ersten Jahre der Operation kein baares Geld zur Bezahlung der Abgaben anzuschaffen brauchen, indem sie den Betrag derselben in Staatsschatzscheinen entrichten können. So weit wird sich daher auch höchstens der Verkauf des Getreides gegen Staatsschatzscheine erstrecken.

Aber von dieser Entschließung werden manche Betrachtungen den Getreidebesitzer noch abschrecken. Denn er kann zu einem solchen Verkauf keine andere Triebfeder haben, als weil er dadurch 1 Fl. gewinnt, den der Staat über den Marktpreis bezahlt, zu dem er sein Getreide baar verkaufen konnte. Von diesem Gulden aber gehen erstlich die Regiekosten ab, zweitens hat der Verkäufer die Last der Aufbewahrung des verkauften Getreides, und die Gefahren des Verlustes, der Brandschäden, des Wurm-, Insekten- und Mäusefraßes, des Zusammentrocknens ꝛc. fallen ihm sämmtlich zur Last. Der Scheffel, den er im October verkauft und auf seinem Boden behält, ist nach Verlauf von 8 — 10 Monaten kein Scheffel mehr; soll er nach dieser Zeit abgeliefert werden, so muß er in der Regel mehr zuschießen, als der Mehrbetrag des Preises, den er in Schatzscheinen erhalten hat, vergütet. Dieser Umstand allein wird schon machen, daß jeder Landwirth lieber zum Marktpreise für baar Geld verkauft, als daß er sich auf Staatsschatzscheine einlassen sollte, da er beim baaren Verkauf doch wenigstens gewiß weiß, was er erhält, sein Schatzschein ihn aber in völliger Ungewißheit läßt, wie viel er am Ende noch werde zuschießen müssen, um ihn wieder einzulösen, oder wie viel ihm von dem Getreide, worauf er lautet, in der Zwischenzeit verloren gehen werde. Tritt im folgenden Jahre eine reiche Ernte ein, so wird jeder noch tieferes Fallen der Preise eben so fürchten als jetzt. Denn die Aufkäufe durch Staatsschatzscheine, die ohne alles Bedürfniß der Consumenten geschehen, können Niemanden täuschen. Jeder wird also eilen seine alten Vorräthe zu jedem Preise wegzugeben, und dem Staate werden alle in den Händen der Getreidebesitzer befindliche Staatsschatzscheine eiligst zuströmen, damit

Digitized by Google

sie nicht noch Scheine von geringerem Werthe im folgenden Finanzjahre dafür annehmen müssen. Würden nun aber sowol die alten als die Ueberschüsse der neuen reichen Ernte wieder gegen neue Staatsschatzscheine verkauft, und ginge dieses gar mehrere Jahre hintereinander so fort: so würden sich die Staatsschatzscheine in den Händen der Unterthanen so anhäufen, daß sie gar keine Anwendung mehr finden könnten. Denn die Abgabenzahlungen würden nur einen kleinen Theil davon erschöpfen, und der Staat würde nichts anderes als solche Scheine in seinen Cassen einnehmen. Wie wollte er aber mit denselben seine Bedürfnisse befriedigen? Es ist ja nichts dafür zu erhalten als Getreide, und wenn dieses in solchem Ueberflusse vorhanden ist, daß Niemand darnach frägt, so müssen dergleichen Papiere sehr bald allen Werth verlieren. Uns ist daher unbegreiflich, wie Herr Graf von Soden sich irgend einen ersprießlichen Erfolg von der Ausführung seines Projectes versprechen kann. Geld, das auf Getreide basirt ist, ist im Grunde nichts anderes als Getreide, und wenn daher das Getreide keinen Werth hat, so kann auch Geld, wofür zuletzt nichts als Getreide zu haben ist, keinen Werth, wenigstens nie einen größern Werth haben als das Getreide selbst.

Nach denselben Grundsätzen möchten wol alle Vorschläge zu beurtheilen seyn, welche der Noth dadurch abhelfen wollen, daß die Tauschmittel oder das Geld vermehrt werden soll, und welche ihrer Schöpfung dadurch Sicherheit und Werth zu schaffen vermeinen, daß sie ihr Geld auf die Basis des vorhandenen Getreides stützen wollen. Nicht nur muß jedes Geld, das nichts als eine Anweisung auf einen Gegenstand ist, welche seiner Natur nach einen so schwankenden, stets wechselnden Tauschwerth hat, als das Getreide, ein sehr schlechtes Geld seyn, da ihm die wesentliche Eigenschaft des Geldes, nämlich eine lange Zeit sich gleichbleibender Tauschwerth fehlt; sondern Anweisungen auf Getreide können auch deshalb nichts zu Gelde taugen, weil das Object, worauf sie lauten, so wenig transportabel ist, und eine Anweisung darauf nothwendig an von einander entfernten Orten ganz verschiedenen Werth haben, ja an manchen Orten allen Tauschwerth verlieren muß. Das einzige Mittel, solchen Anweisungen einen Werth zu verschaffen, bleibt immer die Annahme desselben in den Staatscassen, aber der Staat geräth durch Annahme derselben in dieselben Verlegenheiten als der Privatmann. Denn er kann nichts dafür kaufen und Niemanden damit bezahlen. Da jeder Staatsdiener einen Theil seiner Besoldung zu Brot anwendet, so könnte er diesen zwar so viel an Getreideanweisungen geben, als sie zum Ankauf ihres Brotes nöthig haben. Allein wozu soll dieses nützen? Bezahlt er seine Staatsdiener in baarem Gelde,

Digitized by Google

so muß ja jeder davon sein Brot kaufen. Dadurch kommt es aber in die Hand der Getreidebesitzer, und diese können dann eben so gut von dem für ihr Getreide empfangenen Gelde die Abgaben bezahlen.

Es würde also durch jene Methode nur ein ganz nutzloser und höchst unbequemer Umweg eingeführt werden. Kurz, was selbst zum Gelde nichts taugt, dem können auch die Anweisungen darauf die Kraft des Geldes nicht verleihen.

3) Auch Herr Gall verspricht sich von einem auf Getreide basirten Papiergelde außerordentliche Dinge. Er will eine Getreidemagazinanstalt errichten, worin nach einem recht scharfsinnig ausgedachten Plane Jedermann sein überflüssiges Getreide soll lagern können, und von welchem er über jede 100 Pfund oder mehr abgelieferten Getreide einen Magazinschein erhält. Diese Getreidescheine sollen die Stelle des baaren Geldes vertreten, und das Getreide, in dergleichen Scheinen ausgedrückt die zu Tauschmitteln dienen, soll in die Stelle des Geldes auf diese Weise in den Verkehr gezogen werden. Dergleichen Scheine, meint Herr Gall, würden gern von Jedermann wie baares Geld angenommen werden, und er ergießt sich darüber S. 107 in viele Declamationen zur Anpreisung seines Vorschlages. Allein wenn man nur einigermaßen über die Eigenschaft der Materien nachgedacht hat, welche zu Gelde tauglich sind, so wird man sogleich einsehen, daß dem Getreide fast alle wesentlichen Eigenschaften des Geldes fehlen. Eine Inconvenienz hat Herr Gall zwar dadurch beseitigt, daß er ihm die schwere Beweglichkeit nimmt, indem er es in Zettel verwandelt; aber wo bleibt die Haupteigenschaft, der gleiche Tauschwerth gegen alle übrigen Bedürfnißmittel? Diese Scheine müssen ja nothwendig allen Veränderungen unterliegen, denen der Tauschwerth des Getreides ausgesetzt ist. Da nun reiche Ernten, Concurrenz ausländischen Getreides, Vermehrung der Consumtion durch Krieg ꝛc. den Tauschwerth des Getreides nicht etwa nur um 1 oder 2 Procent, wie die Metalle, sondern um oft 20, 100, ja 200 Procent ändern, so läßt sich wohl keine schlechtere Materie für das Geld, in welchem jeder einen möglichst bleibenden Tauschwerth erhalten will, denken. Denn die Magazinscheine würden jede Veränderung des Tauschwerthes des Getreides annehmen, und deshalb ist dieses Papiergeld des Herrn Gall so wenig tauglich, als das von dem Herrn Graf Soden, Herrn von Knobelsdorf und Andern vorgeschlagene, wiewol letztere Herren doch noch ihr Geld beschränken und es nach Metallgelde modificirt wissen wollen, wodurch sich dasselbe noch etwas besser empfiehlt als das Gall'sche. Herr Gall glaubt sogar, daß diese Scheine als Capitale verliehen werden könnten. Allein erwägt er denn nicht, daß, wenn ich zu einer

Digitized by Google

Zeit in Magazinscheinen von 100 Pfund Weizen 1000 solche Scheine verleihe, wo ein solcher Schein 1 Loth Silber gilt, und der Schuldner diese 1000 Magazinscheine zurückzahlt, wo er dergleichen Scheine für ½ Loth Silber eintauschen kann, ich um die ganze Hälfte meines verliehenen Tauschwerths komme? Wie kann also ein Ding von so veränderlichem und stets wechselndem Tauschwerth bei civilisirten und lebhaft verkehrenden Nationen jemals Geld werden?

Noch weniger kann 4) dasjenige Geld nützen, das Herr v. Koschützki in seiner untengenannten Schrift*) in Vorschlag bringt. Er will nämlich das preußische Pfandbriefsystem erweitern, und Pfandbriefe auf alle Arten von unbeweglichen Gütern, Bauergüter, Aecker, Häuser u. s. w. ausgefertigt wissen, und damit in's Kleine gehen, so daß Pfandbriefe von 10 Thaler und darunter in Umlauf gesetzt werden und so die Stelle des Geldes oder der Zahlmittel vertreten sollen, so daß dabei alles Metallgeld im Innern wegfallen soll, bis auf die Scheidemünze, die er so vermehrt wissen will, daß alle Summen unter 1 Thlr. damit bezahlt werden können, alles übrige Geld aber aus dergleichen Pfandbriefgelde bestehen soll. Herr von Koschützki hat nicht erwogen, daß zinstragende Papiere sich überall sehr schlecht zur Betreibung eines lebhaften Verkehrs schicken. Zinstragende Papiere stellen Capitale vor, welche die Inhaber nicht ausgeben, sondern wovon sie Einkünfte ziehen wollen, und in denen daher eine stete Tendenz liegt, beim Besitzer zu bleiben. Eine solche unendliche Menge zinsbarer Scheine würde voraussetzen, daß die Inhaber das Geld dafür schon besessen und ausgegeben hätten, um sich nutzbare Effecten zu kaufen, und wie Güterbesitzer eben soviel darauf verschuldeten. Dieses würde anzeigen, daß schon genug Geld im Lande sey und es der Vermehrung der Zahlmittel nicht bedürfe. Was sollte aber für die so vermehrten Zahlmittel gekauft werden, da kaum noch etwas zu verkaufen daseyn würde, wenn alles so verpfändet wäre. Und wenn man damit den Grundeigenthümern ihre Grundstücke abkaufte, welches fast die einzige Anwendung seyn würde, die sich davon machen ließe; was wollten die Empfänger mit solchem Gelde anfangen? Consumptibilien dafür zu kaufen? dazu sind die Stücke zu groß; also es wieder verkaufen? dazu gehört aber wieder ordentliches Geld; zur Bezahlung von Arbeitslohn taugt dergleichen Geld gleichfalls nicht. Herr von Koschützki geht von der falschen Voraussetzung aus, daß es in Deutschland an Tauschmitteln fehle; allein wenn es uns daran fehlt, so rührt dieses blos daher, weil es uns an beliebten Waaren fehlt; laßt uns

*) Vom Geldmangel und dessen Abhülfe. Breslau, 1825.

Digitized by Google

nur beliebte Waaren erzeugen, so werden Tauschmittel oder Geld uns in so großer Menge zufließen, als wir bedürfen. Zinstragende Tauschmittel lassen sich nur gebrauchen, um das Geld zu ersetzen, welches still liegt oder ruht.

Die Idee eines solchen Geldes hat 5) Herr Steimmig (in seiner Schrift über Reichsvermögen) sehr scharfsinnig ausgeführt. Sein bezinstes Geld soll die Stelle aller in den öffentlichen und Privatcassen ruhenden Gelder einnehmen, und dabei zugleich einen Weg finden, sich unbezinstes Geld dafür zu verschaffen. Da die meisten Gelder in den Staatscassen längere Zeit ruhen, ehe sie gesammelt und zu ihrer Bestimmung (der Circulation) übergehen, so würde der Staat, wenn er alles ruhende Geld augenblicklich in bezinstes verwandeln könnte, die Zinsen dafür gewinnen. Herr Steimmig will die Staatsschuldpapiere so eingerichtet wissen, daß sie als bezinstes Geld gebraucht werden können. Die dadurch vom Staate gewonnenen Zinsen würden auf diese Weise eine bedeutende Quelle der Tilgung der Staatsschulden werden. Diese Idee ist sinnig und verdient ein ernstliches Nachdenken der Staatsmänner. Herrn von Koschützki's Einfall ist aber gar nichts werth, und die von ihm in Vorschlag gebrachten Papiere würden ein schlechtes Geld seyn.

Endlich gibt 6) der Freiherr von Seutter, nachdem er die fehlerhaften Erklärungsweisen des herrschenden Nothstandes in Deutschland scharfsinnig und richtig entwickelt hat, ein Mittel dagegen an, wodurch die in Deutschland herrschende Geldnoth radicaliter geheilt werden soll. Er sucht nämlich die Ursache der fallenden Getreidepreise und des stets abnehmenden Verkehrs in Deutschland, so wie der nachtheiligen Handelsbalancen desselben, ebenfalls in dem steten Ausströmen des baaren Geldes und der immer sich vergrößernden Verminderung desselben, und hält daher Wiederherstellung des ehemaligen Verhältnisses der Baarmittel und Festhaltung derselben im Lande für das einzige Radicalmittel um die Noth zu enden. Die Ursache, weshalb das baare Geld so unaufhaltsam ausströmt, setzt er darin, daß das Ausland, namentlich insbesondere England und Frankreich, das deutsche baare Geld nur nach seinem inneren Gehalt oder Tiegelwerth im Handel mit Deutschland annehmen, in Deutschland selbst aber dieses Geld zu seinem Nominalwerth circulire. England liege nämlich daran, sein nöthiges Gold und Silber jetzt aus Deutschland ꝛc. zu ziehen, da Portugal und Spanien ihm seit einiger Zeit nichts mehr liefern; und es habe daher seine Politik so eingerichtet, daß die übrigen fremden Producte fast sämmtlich durch Verbote, Restrictionen und Auslagen ausgeschlossen und die den Völkern nöthigen englischen Producte blos für Gold und Silber von

Digitized by Google

ihm bezogen werden könnten. Und da die englischen Waaren den Völkern unentbehrlich geworden, so schickten sie die edlen Metalle, welche noch bei ihnen in ihren Münzen vorhanden wären, ihnen zu und diese würden dadurch immer mehr und mehr von ihrem baaren Gelde entblößt. Die dadurch entstehende Seltenheit des baaren Geldes müsse sodann nothwendig alle Preise der eigenen Producte, insonderheit aber des Getreides herunterdrücken, da diese Preise sich jederzeit durch die vorhandene Menge des Geldes bestimmten, und also um so mehr fallen müßten, je mehr sich die Masse des baaren Geldes im Lande verminderte.

Diese Uebel können nur, meint der Hr. v. S., dadurch gehoben werden, daß man in Deutschland den Münzfuß erniedrigte, indem man z. B. aus bisherigen 100,000 Thlrn. 200,000 Thlr. prägte, wodurch mit einem Schlage die Geldsumme in Deutschland verdoppelt werden würde. Die Deutschen, meint er, würden gar nicht beachten, daß in ihren Thalern sodann nur die Hälfte des Silbers enthalten sey als vorher, sondern sie würden geduldig ihre Waaren und Arbeiten für die alten nominellen Geldpreise hingeben, weil sie ihr Geld gar nicht nach seinem innern Gehalte, sondern blos nach dem Namen zu messen pflegten. Man erstaunt über diese Behauptung eines sonst so scharfsinnigen und consequent denkenden Staatswirths. Wer sollte denn wohl in Deutschland noch so einfältig seyn zu glauben, daß es nichts verschlage, ob der Thaler, den er empfängt, zwei oder ein Loth fein Silber in sich enthalte? — Zwar ist es richtig, daß die Gewöhnung an bestimmte Namen des Geldes eine Zeit lang nach Veränderung der Münzfuße die Preise vieler Dinge des gemeinen Lebens erhält, weil man sich nicht sogleich in die neuen Werthverhältnisse finden kann. Aber es dauert doch nicht lange, so gleicht sich alles nach dem wahren Gehalt der Münzen aus. Wenn das Creditgeld (Papiergeld oder leichte Scheidemünze) unter den Werth des groben Courants fällt, so ist die Wirkung davon einer Erniedrigung des Münzfußes vollkommen gleich. Wo nun dieses, wie in Frankreich, Oesterreich, Rußland u. s. w. eintrat, da blieben zwar in den ersten Jahren die inländischen Producte und Dienste, die Preise dieser innern Producte ziemlich dieselben, und ob sie sich gleich bald erhöhten, so geschah es doch nicht sofort und in solcher Proportion, wie das Papiergeld vom Metallgelde abwich, so daß Ausländer mit fremdem Gelde sehr wohlfeil in jenen Ländern lebten, und die Landeswaaren und Dienste für ein Spottgeld gekauft wurden. Aber es dauerte nur so lange, bis die Nation ihren Irrthum gewahr ward. Alle ausländischen Producte stiegen sehr bald zu einem solchen Nominalpreise, der dem Realpreise, den sie bei dem schweren Münzfuße gegolten hatten, vollkommen gleich oder

Digitized by Google

wohl wegen des schwankenden Werthes des Papiergeldes noch höher war! Denn die Ausländer bekümmern sich nicht um den Namen der fremden Münzen, sondern fordern so viel davon dafür, als nöthig ist, um den Metallpreis auszugleichen, den er in ihrem Lande hat. Die Preise der innern Waaren folgen nach 3 — 4 Jahren des Irrthums und der Verwirrung nach, und diese Wiederherstellung der alten Realpreisverhältnisse, nach Metall gerechnet, dringt nach und nach selbst in die entferntesten Provinzen des Reichs, obgleich längere Zeit dazu gehört, als in den Handelsstädten und deren Nachbarschaft. Wenn Hr. v. S. meint, daß durch eine solche Veränderung des Münzfußes sich der ganze äußere Verkehr ändere, und die Ausländer, die vorher nur gegen Metall uns ihre Waaren verkaufen mochten, dadurch genöthigt werden würden unsere Producte statt des baaren Geldes anzunehmen; so hat dieses allerdings einigermaßen Grund, aber gewiß keinen solchen, der den Wohlstand der Nation, wo eine solche Veränderung statt gefunden, befördern kann.

Bleiben nämlich nach der Herabsetzung des Münzfußes alle fixen Geldeinnahmen und Renten unverändert, so wird die Regierung den Vortheil haben, daß sie alle fixen Gehalte und Geldausgaben, wenn sie den Münzfuß noch einmal so tief herabsetzt, als er war, mit der Hälfte des Werths unter dem alten Namen bezahlen kann. Aber die armen Rentenirer, Besoldeten und Pensionaire werden mit dieser Summe nur die Hälfte von dem kaufen können, was sie mit ihrem vorigen Gelde kauften. Hieraus folgt freilich, daß sie ihre Ausgaben um eben so viel einschränken, folglich auch den Ausländern nicht mehr so viel abkaufen können; und da einige Waaren des Inlandes noch eine Zeit lang ihre alten Preise behalten, folglich für die Ausländer beträchtlich wohlfeiler werden als sonst, so werden diese es vortheilhaft finden, lieber die so wohlfeilen inländischen Producte als Zahlmittel anzunehmen, um so mehr, weil die Nachfrage nach ihren Waaren bei der Reduction der Einnahme aller Rentenirer, Beamten ꝛc. sich so bedeutend vermindern, und also das Angebot von Seiten Englands steigen und ihre Waare von doppelter Seite wohlfeiler machen muß. Aber was für Vortheil kann eine solche Veränderung der handelnden Nation bringen? Den Preis aller Waaren, welche z. B. die Engländer zu verkaufen haben, werden diese immer nach dem Metallwerthe berechnen, den ihre Erzeugung oder Herbeischaffung in England kostet, und worin die ihnen nöthigen Handelsgewinnste stecken, und sie werden diese Waaren dem Ausländer nicht anders überlassen, als wenn er ihnen diesen Werth in Gelde oder in England gesuchten Producten ersetzt. Ob dieser Ersatz in Metallen oder in Waaren geschehe, ist dem Engländer eine vollkommen gleich-

Digitized by Google

gültige Sache; und wenn in den Waaren für ihn ein größerer Werth und mehr Profit liegt, so wird er immer lieber Waaren als Geld für seine Producte annehmen. Kann aber der Engländer die ausländische Waare gar nicht brauchen, kann er sie bei sich besser und wohlfeiler haben, kann er nichts als Metalle dafür brauchen und der Ausländer hat keine, so wird gar kein Handel zwischen dem Engländer und Ausländer statt finden können, und der Verkehr zwischen beiden Nationen müßte unter solchen Voraussetzungen ganz eingehen. Eine Erniedrigung des Münzfußes ist nichts als eine Plünderung der Nation; sie betrügt die Besoldeten, Rentenirer, so wie alle, die fixirte Geldeinnahmen haben, um ihr Einkommen, raubt den Capitalisten, welche Gelder in alten Münzsorten ausgeliehen haben, ihr Capital und zerstört alle Vermögensverhältnisse, die nach Gelde berechnet werden. Wie kann ein solches Mittel ein Heilmittel gegen Nationalübel seyn? — Wollte man aber mit Reduction des Münzfußes um die Hälfte zugleich die Anordnung treffen, daß auch alle bisher zu zahlenden Geldsummen verdoppelt würden, so würden alle Verhältnisse dieselben bleiben und nur durch andere Zahlen ausgedrückt werden. Wer bisher 1000 Thlr. Besoldung erhalten hatte, würde 2000 Thlr. erhalten müssen u. s. w. Da hierdurch gar nichts gewonnen, sondern vielmehr die Kosten der Umprägung verloren werden würden, so kann dieses unmöglich der Sinn des Hrn. v. S. seyn. Wie sich aber die Meinung, daß Reduction des Münzfußes mit allen seinen scheußlichen Folgen etwas Gutes hervorbringen könne, in einem Kopfe von sonst so gesunden Begriffen über Gewerb und Geldwesen einfinden und erhalten könne, bleibt unbegreiflich.

Daß indessen in der Darstellung der Meinung des Herrn von Seutter kein Irrthum von unserer Seite begangen worden, welches sonst bei dem dunklen und technischen Ausdrucke dieses Schriftstellers leicht möglich ist, wird folgende wörtliche Erklärung desselben deutlich genug beweisen: „Der Valor der Baarmittel des Continents bleibt die Achse, um welche sich der englische Handel dreht; diese Achse aber ist das durch den bestehenden Münzfuß Gegebene und also auch das Absolute, auf welcher sich der gegenwärtige Verkehr Englands, insonderheit mit den deutschen Staaten gründet. Daß jedoch dieser Valor für diese nicht dieselbe Bedeutung habe, beweiset die Leichtigkeit, womit ihnen ihre Baarmittel entzogen werden. Von den deutschen Völkern wird nur der Nominalwerth ihrer Münzen beachtet" (also der Deutsche gäbe für einen preußischen Thaler eben so viel als für einen sächsischen, für eine Mark Courant eben so viel als für eine Mark Banco?); „die innere Währung ist für sie von geringer Wichtigkeit" (also galten wohl die Gulden in Oesterreich vom Jahre 1780 eben so

Digitized by Google

viel als die Gulden vom Jahre 1810?), „weil dieselbe für sie nicht die Bedeutung hat, welche die edlen Metalle, ihres weitern Verwendungszweckes wegen, für England haben. Wird also der Münzfuß herabgesetzt, so bleibt der Besitzwerth des Geldes in Deutschland unverändert." (Aber warum bezahlte man denn im siebenjährigen Kriege nur einen Thaler in alten preußischen Thalern für den Scheffel Roggen, und verlangte 6 — 8 Thaler von den neugeprägten preußischen Thalern?) „Für England hingegen wird dieses von der größten Wichtigkeit, und erleidet der Münzfuß eine Veränderung, so wird das ganze bestehende System des englischen Handels in seiner Grundlage erschüttert und die Ergreifung eines neuen zur unausweichlichsten Nothwendigkeit. Gesetzt nämlich, daß — der Debitpreis von 20 Millionen Gulden englischer Einfuhrartikel gerade den Gehalt an edlen Metallen hätten, um welchen dieselben dargeboten werden könnten", (nämlich eine Million kölnische Mark fein Silber), „so wäre dieses nicht mehr der Fall, wenn sich der Münzfuß auf die Hälfte herabgesetzt fände, und der Valor ihrer Nominalgröße also nur noch 10 Millionen alter Gulden, also ½ Million kölnische Mark betragen würde. Da der Debit für den Werth von 20 Millionen Gulden bisherigen Valors das durch die Consumtion gegebene ist" (d. h. die deutschen Consumenten so viel bedurften und verlangten), „so könnten die Engländer denselben nicht verdoppeln, um statt früherer 20 Millionen bei dem auf die Hälfte herabgesetzten Münzfuße 40 Millionen zu beziehen." (Zuverlässig würden sie dieses thun, und wenn die Deutschen, durch die Reduction in ihren Einkünften um die Hälfte herabgesetzt, diese nicht bezahlen könnten, so würden die Engländer zwar diesen Theil ihres Debits sehr geschmälert sehen und das erste Jahr mit Einbuße verkaufen, aber sich wohl hüten auch für künftige Zeiten so große Vorräthe für den deutschen Markt anzuschaffen.) „Sie könnten eben so wenig den Debitpreis ihrer Einfuhrsartikel in diesem Verhältnisse steigern, weil sie hierbei nicht nur die Concurrenz der Völker des Continents in vielen Beziehungen zu fürchten hätten", (also diese, meint Hr. v. S., würden für ihre Waaren von den um die Hälfte leichtern Gulden nicht mehr erhalten, als von den alten schweren? Welche Einfalt der deutschen Fabrikanten setzt dieses voraus!), „sondern auch die öffentliche Stimme gegen sich erregen würden, indem die Consumenten, an die Nominalgröße ihres Aufwandes gewöhnt, eher sich der Entsagung manchen bisherigen Genusses" (die Reduction ihrer Einnahmen würden sie allein dazu nöthigen) „als einer solchen Preissteigerung unterwerfen würden. Da sie indessen mit dem Verluste ihres bisherigen Debits ebensowohl ihren Unternehmungsfond, als den Unterhalt von wenig-

Digitized by Google

stens drei Millionen ihrer Bevölkerung gefährden müßten", (wozu solche Uebertreibungen? Wenn das Ausland England für 20 Mill. Gulden Waaren abkaufte, und davon, wie der Verf. hier annimmt, 3 Mill. Menschen leben sollten, so würde 6⅔ Gulden auf einen kommen. Rechnet man nun, daß die Engländer davon selbst wohl die Hälfte für Colonialwaaren, Seide, Baumwolle ꝛc. ins Ausland schicken müssen, so würde er, nach des Vrfs. Rechnung, von etwa drei Gulden jährlich leben müssen, wenn er von diesem deutschen Handel sich erhalten sollte. Aber selbst angenommen, der Verf. hätte dabei den ganzen deutschen Handel im Sinne gehabt, und dieser würde zu der enormen Summe von 300 Mill. Gulden in baarem Gelde für England angenommen, so würden doch nur erst 100 Gulden auf den Mann fallen, wofür kein Arbeiter in England unterhalten werden kann), „und also dem bisherigen Debit nicht entsagen könnten, so wären sie genöthigt insbesondere der Production Deutschlands einen Tauschwerth zuzugestehen, und statt der bisher aus denselben gezogenen Baarsummen ihre Waaren gegen Erzeugnisse seines Bodens ꝛc. umzusetzen. Hierdurch wäre also mit der Herabsetzung des Münzfußes in Deutschland England gezwungen seinem bisherigen Geldhandel zu entsagen und an seine Stelle den Waarenhandel eintreten zu lassen." Wenn nun aber offenbar ist, daß eine solche Reduction des Münzfußes nur eine große Menge Einwohner um ihr Einkommen und ihr Vermögen bringen würde, so ist auch klar, daß zwar dadurch die Engländer einen proportionirlichen Theil ihres bisherigen Handels mit Deutschland verlieren würden, aber nur deshalb, weil man die Deutschen der Mittel beraubt hätte, die englischen Waaren zu bezahlen. Mit denselben wären aber auch zugleich viele Capitale zu Grunde gerichtet, wodurch die Nation Waaren erzeugen könnte, die Preise der Dinge wären zerrüttet und in Verwirrung gebracht, die Industrie gelähmt, und der Nationalreichthum auf unredlichen Wegen vermindert worden. Man hätte Deutschland ärmer gemacht, um den englischen Handel zu zerstören, und die Hoffnung, daß es sich das durch seine Producte von England verschaffen sollte, was es bisher für Geld von ihm gekauft, wäre ganz vergebens, theils weil Deutschland durch solches Mittel die Kräfte zur Production eher verlieren, als dergleichen gewinnen würde, theils weil nicht zu begreifen ist, weshalb die Engländer Lust zu deutschen Producten dadurch gewinnen sollten, daß Deutschland kein baares Geld mehr hat. Diese Lust kann ihnen nur dadurch beigebracht werden, daß ihnen Deutschland seine Producte sehr wohlfeil anbietet; geschieht aber dieses und die Producte sind sonst England angenehm, so werden die Engländer ihnen recht gern baares Geld dafür geben. Denn sol-

Digitized by Google

ches werden sie aus Deutschland nicht ziehen wollen, sobald es daselbst theurer ist als in andern Ländern; sie werden vielmehr solches aus andern Ländern, wo es wohlfeiler zu haben ist, beziehen, und es den Deutschen zubringen, wenn diese es ihnen besser bezahlen, d. h. mehr und bessere Waaren, die sie bedürfen, dafür geben als andere Völker.

Was Hr. v. S. zur Tilgung der Staats- und Gemeindeschulden anräth, die Vorsicht, die er dabei empfiehlt, und wie er zeigt, wie ein Schuldentilgungssystem, wenn es zur Unzeit vorgenommen wird, für die Nation verderblich werden könne, — das alles ist sehr lesenswerth und vortrefflich ausgeführt.

C) Alle, welche den Grund der Uebel in dem Geldmangel suchen und ihm durch Geldvermehrungen abhelfen zu können glauben, stellen zugleich die für Deutschlands nachtheilige Balanz des auswärtigen Handels als die Haupturſache des Elendes von Deutschland dar, weil eben dadurch das baare Geld herausgeführt und keines wieder an dessen Stelle gesetzt werde. Sie schieben alle Schuld auf die große Consumtion fremder Waaren, und rathen allgemein auf der einen Seite zu verhindern, daß kein baares Geld mehr aus dem Lande gehen könne, und auf der andern Seite durch inländische Industrie die Erzeugung solcher Producte zu vermehren, welche uns bis jetzt die Ausländer lieferten, oder wenigstens ähnliche, welche als Surrogate deren Stelle ersetzen können. Insbesondere spricht sich die Klage über England fast allgemein aus, dessen Kornbill vom Jahre 1815 die deutschen Bücherschreiber gleichsam in eine Art von Wuth gesetzt hat, und dessen äußere Handelspolitik als das feindseligste System gegen alle Völker, insbesondere gegen Deutschland ausgeschrien wird, daher der Aufruf zur Rache und zur Retorsion fast allgemein ist. Zwar stimmen die verständigeren Schriftsteller, Soden, Seutter, Steimmig und andere in ein solches Zetergeschrei nicht mit ein, aber auch sie sind der Meinung, daß die Noth und die Verarmung Deutschlands hauptsächlich von dem sich immer vermehrenden Verbrauch ausländischer Producte herrühre, zu deren Bezahlung Deutschland fast nichts als seine Baarschaften anwende, weil das Ausland und insonderheit England dessen Producte durch seine Handelspolitik gänzlich zurückweise, und Deutschland daher sich Englands Producte nicht anders als gegen sein baares Geld verschaffen könne.

Alle sind daher der Meinung, daß der Ausfluß des baaren Geldes möglichst verhindert werden müsse. Jedoch wollen nur wenige dieses durch directe Verbote bewirkt wissen, weil die Erfahrung genugsam gelehrt hat, daß dieses nichts helfe oder der Nation doch noch mehr schade als nütze. Desto mehrere aber

Digitized by Google

stimmen dafür, daß die Einfuhr fremder Waaren, wo nicht gänzlich verboten, doch so hohe Zölle darauf gelegt werden sollen, daß deren Ankauf erschwert, also auch sehr vermindert werde; vorzüglich rathen sie Beförderung der inneren Industrie zur Erzeugung solcher Waaren, die uns bisher das Ausland lieferte, oder solcher, die wenigstens Surrogate derselben seyn können. Dadurch, meinen sie, werden die Inländer das Geld erhalten, das man bisher ins Ausland geschickt hat; dieses wird zur Bezahlung der inländischen Lebensmittel angewandt werden. Dadurch wird der Landbauer seine Producte an Inländer absetzen, ohne daß er den Debit davon auswärts zu suchen nöthig hat, und der Wohlstand des Landmannes wird durch die inländische Nachfrage befördert, und dadurch wird wiederum die Industrie der Städter belebt und genährt werden können.

Obgleich in diesen Urtheilen viel Wahres und Richtiges liegt, so sind doch dabei Ursachen und Wirkungen sehr häufig vermischt, und es ist nöthig, daß man sich deutliche Begriffe von den allgemeinen Verhältnissen des Verkehrs und der wechselseitigen Einwirkung der verschiedenen Productionen und deren Umsatz mache, um ein gründliches Urtheil über diesen Gegenstand zu fällen.

Man kann es als eine von allen Staatswirthen anerkannte Wahrheit annehmen, daß die Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaft hauptsächlich von der Vertheilung der verschiedenen Arten der Arbeiten und dem leichten Austausche der so zu Stande gekommenen mannichfaltigen Producte unter die möglichst größte Anzahl der Individuen einer Nation abhängt. Ist ein Volk dahin gekommen, daß jedes Glied einen Vorrath von Bedürfnißmitteln hervorbringt, wovon es nur den allerkleinsten Theil selbst genießen kann, und seinen Ueberfluß anwendet, sich dafür von andern eine große Menge anderer Bedürfnißmittel einzutauschen, und kann ein jedes Individuum durch seine Arbeit so viel Producte hervorbringen, daß es sich dafür alles, was es in seinem Stande nöthig hat, eintauschen und folglich eine große Menge mannichfaltiger Producte erwerben und genießen kann, so ist ein solches Volk gewiß zu einem hohen Grade des Wohlstandes gekommen. Nun ist aber eine vollkommene Theilung der Arbeit nicht ohne Capital möglich; daher kann eine vollkommene Theilung der Arbeit nicht eher statt finden, als bis sich in den Händen der Einzelnen mehrere Capitale gesammelt haben, womit die Arbeiter während ihrer Arbeitszeit unterhalten, Materialien der Arbeit angeschafft, Instrumente, Maschinen, Gebäude u. s. w. eingerichtet werden. Denn alles dieses sind nothwendige Mittel zur schnellen und großen Vermehrung der Producte und zur Möglichkeit der Vertheilung der Arbeit selbst. Sollen Producte von einer gewissen Gattung in großer Menge in einem Lande continuirlich hervorgebracht werden, so gehören drei

Bedingungen dazu: 1) Leute, welche so viel solcher Producte als zum Verkauf angeboten werden, begehren, und Vermögen zu deren Bezahlung besitzen; 2) Leute, welche Geschicklichkeit besitzen, um die zur Verfertigung dieser Producte nöthige Arbeit zu verrichten; 3) Leute, welche Capitale genug haben, um die zur Erzeugung jener Producte nöthigen Vorschüsse und Ausgaben zu bestreiten.

Man kann annehmen, daß vor dem Kriege 1806 alle drei Bedingungen zur Hervorbringung, Herbeiführung und Verzehrung der damaligen Gegenstände der jährlichen Consumtion vorhanden waren, und daß diese Quantitäten jedes Jahr von neuem producirt wurden. In dem Kriege von 1805 — 1807 wurde ein großer Theil des Capitals verzehrt, welches bisher theils zur Bildung der jährlichen Einnahme der Individuen, theils zur Production und dem Handel diente, und so lange die Verzehrung des Capitals fortging, erhielt sich dieses Leben der Gewerbe. Nach Beendigung des Krieges mußte aber 1) ein großer Theil der wirksamen Nachfrage aufhören, weil sich das Einkommen vieler Individuen wegen der verschwundenen Capitale vermindert hatte. Folglich konnte auch nicht mehr so viel producirt werden, selbst angenommen, daß noch viel von den productiven Capitalen vorhanden waren. Ein großer Theil dieser Capitale mußte also aus den productiven Gewerben zurückgedrängt werden. Derselbe war meistens in die Staatsanleihen übergegangen, war selbst verzehrt, und anstatt daß eine Nation bisher von der Anwendung dieser Capitale gewonnen und Genuß gehabt hatte, mußte sie dieselben, da sie Staatsschuld geworden waren, verzinsen. Das Capital war verschwunden, die Last der Verzinsung blieb, welches also eine wahre Verarmung der Nation war. Nachdem in der Friedenszeit von 1808 — 1811 sich Deutschland wieder ein wenig erholt hatte, erforderte der Krieg vom J. 1812 — 1815 einen fast noch nie vorgekommenen Aufwand, den die Völker wiederum von ihrem Capitale bestreiten mußten, und der namentlich den deutschen Völkern nicht allein tausende von Millionen kostete, die, größtentheils ohne etwas Reelles zurückzulassen, völlig verzehrt wurden, und daher die Nation nothwendig in große Armuth und Mangel stürzen mußten. Daß die verschwenderische Verzehrung so vieler Millionen im Kriege großen Verkehr hervorbringen und eben so manche Individuen bereichern, als andere, welche das ihrige dazu hergeben mußten, in Jammer und Elend stürzen mußte, ist ohne Beweis klar. Auch ist begreiflich, wie bei einer solchen Umwälzung des Vermögens, bei der Theilung große Summen von dem was bleibt, sich in einige Hände drängen und hier und da sehr reiche Leute bilden müssen. Insbesondere müssen die, durch deren Hände die großen Staatsanleihen gesammelt und den Regierungen zugefördert werden, leicht

Digitized by Google

Millionen gewinnen und in baarem Gelde zusammenbringen, da sie zu ihrem Zwecke nur Capitale im baaren gebrauchen können, indem sie ihren Reichthum zu nichts anwenden wollen oder können, als nur baare Vorschüsse zu machen oder durch Kauf und Verkauf vorhandener Staatspapiere zu gewinnen. Auch bei denen, welche ihre Producte zum Kriegsgebrauche verkauften, wurden die dadurch erhaltenen Summen nach dem Kriege größtentheils nicht sowohl zur Fortsetzung und Vervollkommnung ihrer Gewerbe (weil die Nachfrage nach ihren Producten aufhörte) angewandt, als vielmehr gleichfalls zum Ankauf von Staatspapieren, welche der Nation nichts einbrachten, sondern ihr nur Zinsen kosteten. Hierin allein liegt also die wahre Ursache der Verarmung der deutschen Völker. Daß unter diesen Umständen Deutschland viel baares Geld verlor, war eine natürliche und nothwendige Folge der hier beschriebenen Ereignisse. Denn das baare Geld bleibt nur deshalb im Lande, wenn es zum Ankauf inländischer Waaren nöthig ist. Da nun für so viele Millionen inländische Producte durch den Krieg zerstört wurden, ohne daß an deren Stelle wieder andere traten, welche deren Werth ersetzten, auch keine Nachfrage mehr nach diesen Producten vorhanden war, so wurde die ganze Summe des baaren Geldes, welche bisher nöthig war, um theils jene Producte zu erzeugen, theils sie umzusetzen, im Lande überflüssig und strömte natürlicherweise dem Auslande zu. Da in Deutschland wie überall die Consumtion viele ausländische Waaren nöthig hat, so muß es diese nothwendig bezahlen. So lange es nun das im Lande vorräthige baare Geld noch zu seinem inneren Verkehr nöthig hatte, bezahlte es die ausländischen Producte mit seinen eigenen Erzeugnissen, theils mit deutschen Manufacturwaaren, theils und insbesondere mit seinen rohen Producten, wovon das Getreide den bedeutendsten Theil ausmachte. So wie aber England das deutsche Getreide nicht mehr als Zahlungsmittel einließ, und dadurch, so wie durch reiche Ernten und die Verbotsysteme anderer Nachbarländer, z. B. Frankreichs, die landwirthschaftlichen Vorräthe sich in allen deutschen Ländern stopften und deshalb im Preise übermäßig heruntergingen, so nahm zwar auch die Consumtion der ausländischen Producte besonders unter den Landwirthen und denen, welche ihr Einkommen von ihnen zogen, sehr ab, indessen dauerte sie doch unter denen, welche ihr Einkommen in baarem Gelde erhielten, selbst in erhöhetem Grade fort; und da die ländlichen Producte nicht mehr zu Zahlmitteln dienen konnten, so wurden sie zunächst von den außer Thätigkeit gesetzten Capitalen, größtentheils in baarem Gelde bestritten. Aber der Verbrauch der ausländischen Producte konnte unmöglich zunehmen, wie viele grundlos behaupten. Vielmehr muß derselbe mit Verminderung

Digitized by Google

der jährlichen Nationaleinnahme nothwendig auch in Abnahme gerathen.

Die in einem Lande überflüssigen Vorräthe des Metallgeldes sind aber sehr bald erschöpft, und die Vorstellung vieler, daß jährlich 100 und mehr Millionen baares Geld aus Deutschland ins Ausland für fremde Waaren gehen, beruhen auf Unkunde und Irrthum, da die ganze Summe des in Deutschland vorräthigen baaren Geldes kaum hinreichen würde, die daselbst verzehrten ausländischen Dinge ein einziges Jahr zu bezahlen. Es gehen vielmehr immerfort eine große Menge deutscher Producte ins Ausland und bezahlen den größten Theil der fremden Waaren, und unter denselben befindet sich immer auch eine Menge Gold und Silber, das entweder dazu dient, das an andern Orten hinausgegangene Gold und Silber wieder zu ersetzen, oder andere Nationen, die uns ihre Waaren nicht anders als für Gold und Silber liefern wollen, darauf anzuweisen. Die Ausländer, welche bisher auf Gold und Silber im Handel mit uns bestanden, werden auch natürlich gereizt, wieder Producte von uns in Zahlung anzunehmen, je seltener Gold und Silber bei uns wird. Denn eben dadurch wird Gold und Silber bei uns theurer, d. h. unsere eigenen Producte werden bei uns gegen baar Geld wohlfeil, und die fremden finden es sodann vortheilhaft, unsere Producte für baar Geld zu kaufen, und so wird der Mangel des baaren Geldes in einem Lande gerade die Ursache, dasselbe wieder ins Land hereinzuziehen und es wieder zu vermehren. Wollten aber die fremden Völker alle durchaus nichts von uns für ihre Waaren als baares Geld nehmen, so würde der Handel mit ihnen gänzlich aufhören müssen, sie könnten so wenig etwas von unsern, als wir von den ihrigen kaufen.

Einem Lande, welches viel von seinem sonst besessenen baaren Gelde verloren hat, ist nicht anders zu helfen als durch Sparsamkeit und vermehrte Industrie. Beide können nur allmälig und sehr langsam ihre Wirkung hervorbringen, und alle Mittel, welche die verlorene Geldsumme plötzlich ersetzen und die Nation schnell wieder bereichern sollen, sind eitel und erreichen ihren Zweck nicht. Die Heilung des Uebels kann nicht vom Staate erwartet werden, denn in dessen Gewalt steht es nicht, und wenn er positive Mittel dazu anwendet, so stiften diese gewöhnlich für das Volk mehr Schaden als Nutzen.

Wenn ein Volk nach überstandenen Kriegen und Verlusten seine Ausgaben beschränkt, und von dem ersparten Ueberflusse seiner Einnahme zuerst die erlittenen Schäden wieder herzustellen sucht, die im Kriege zerstörten Gebäude und Meubeln verbessert oder erneuert, die zerrissene oder geraubte Wäsche ersetzt, die zu

Digitized by Google

Grunde gegangenen Geräthschaften neu anschafft: so ziehen sich die noch vorräthigen oder neu ersparten Capitale und die Arbeiten zunächst auf die Hervorbringung dieser Gegenstände und stellen die aus diesen Objecten bestandenen und durch den Krieg zerstörten Bestandtheile des Nationalreichthums wieder her. Diese Richtung nimmt daher die Sparsamkeit und die Wirthschaftlichkeit zuerst in allen Ländern nach Beendigung zerstörender Kriege. Deshalb fanden in Deutschland nach beendetem Krieg Bauleute, Tischler, Weber u. s. w. an allen Orten viel zu thun, dahingegen die Krämer, Gold- und Silberschmiede, die Wein- und Seidenhändler überall über Verminderung ihrer Nahrung und ihrer Gewinnste klagten. — Erst wenn das Nothwendigste und das zur gewohnten Bequemlichkeit Dienende durch Sparsamkeit ersetzt ist, wird an Vermehrung der Gegenstände des Wohllebens und an Vermannichfaltigung der Bequemlichkeitsbedürfnisse gedacht, erst dann finden die von neuem sich mehrenden Capitale Beschäftigung in der Production der Gegenstände des Wohllebens und der Behaglichkeit, nach welchen sich die Nachfrage nur mit der Vermehrung des Nationalwohlstandes erweitern kann.

Wie langsam oder wie schnell sich ein Volk, das viel gelitten und in große Noth versunken ist, wieder erholen kann, hängt aber hauptsächlich von der statthabenden Vertheilung der Bestandtheile des Reichthums unter die Individuen, besonders der Ländereien ab.

Ist nämlich das Landeigenthum so vertheilt, daß dasselbe in großen Strecken einigen wenigen Individuen gehört, daß der größte Theil der Einwohner bestimmt ist die Ländereien dieser Individuen zu bearbeiten, und zwar für einen Lohn, der blos von den Herren der Ländereien abhängt, so werden natürlicherweise die Herren allein sich in den Ueberfluß der Producte theilen, und den Arbeitern nicht mehr davon geben, als nöthig ist, die Classe der Arbeiter im arbeitsfähigen Zustande zu erhalten. Da nun solche Herren nur wenig von dem Ueberflusse, den ihnen ihre große Menge Arbeiter schaffen, verzehren können, so wenden sie denselben an, sich andere Producte, die ihre Begierden befriedigen können, zu kaufen. Und da sie dergleichen im Lande wenig finden, theils weil keine Capitale und Hände, sie zu verfertigen, vorhanden sind, theils weil die Verzehrung einer so geringen Bevölkerung, als die reichen Grundherren und vornehmen Diener bilden, keine großen Manufacturen und Künstler ernähren kann, so müssen sie ihre Befriedigung im Auslande suchen und der Ueberfluß der rohen Producte kann daher seinen Absatz nie anders als im Auslande finden. Die Grundherren sind um so viel besser daran, je theurer sie ihre Producte im Auslande verkaufen können. Das dafür eingehende baare

Geld wird angewandt werden, theils um wieder dahin gesandt zu werden, woher die Producte gezogen werden, die ihnen das Land, dem sie ihre rohen Producte verkaufen, nicht liefern kann, theils um eine Menge Dienstleistungen im Lande, theils einige Producte zu erhalten und zu bezahlen, wozu sich freie Arbeiter im Lande finden und welche ihnen ihre gezwungenen Arbeiter nicht liefern können. Diese werden daher allerdings auch einige inländische Industrie und Kunst beschäftigen, aber nie kann dieselbe von größerem Umfange seyn, als wie weit der Fond, den die Gutsherren mittelbar oder unmittelbar an ihre Diener oder Kunstarbeiter auszahlen, reicht, welcher Umfang in Vergleich mit der ganzen Nation nie sehr groß seyn kann. Wird einem solchen Lande der auswärtige Debit verschlossen, so verliert der Ueberfluß der Grundherren allen Werth, und das Wohlleben der Großen muß aufhören. Die Zwangsarbeiter aber können dabei nur wenig verlieren. Denn was sie bisher erhalten haben, kann ihnen nicht geschmälert werden, ohne ihre Arbeitskraft zu vernichten. Auch sind die Motive für die Herren, ihr bisheriges Einkommen zu vermindern, zur Zeit der Sperren viel schwächer als zur Zeit des offenen Handels, da im ersten Falle für die ländlichen Producte nichts anders zu erhalten ist, und diese deshalb gern freigebig an Arme ausgetheilt werden.

Die Werthlosigkeit der Landesproducte könnte in einem solchen Lande und bei fortdauernder Sperre des Auslandes gegen dieselben nur dadurch weggeschafft werden, daß die Grundherren sich entschlössen ihre Ländereien unter die fleißigen und geschickten Arbeiter dergestalt zu vertheilen, daß jeder so viel Land zur freien Bearbeitung erhielte, als er mit seiner Familie und einigen Gehülfen bewirthschaften könnte, so daß der Dirigent im Stande wäre dem Boden so viel abzugewinnen, daß wohl drei oder viermal so viel darauf geerntet werden könnte, als die Bearbeiter zu verzehren im Stande wären, und daß die Herren mit einem geringen Antheile der Ernte sich begnügten, dem Unternehmer und Arbeitern aber das Uebrige als Gewinn verbliebe. Da nun diese Grundbauern für ihren Ueberfluß gern andere Bedürfnisse eintauschen würden, und die Mittel dazu von denen, welche keine Lebensmittel haben, gern verfertigt werden würden, so würde dieser Ueberfluß durch Handwerker und Künstler, die sich im Lande ansiedelten und den Bauern ihre Bedürfnisse gegen Getreide befriedigten, einen Werth erhalten, und es wäre nicht mehr nöthig, diesen Werth im Auslande zu suchen, er bekäme solchen im Lande selbst durch die Producte der fleißigen Nichtackerbauern.

Man sieht, daß das Mittel, den Landesproducten einen Werth zu schaffen, darin bestehe, daß Consumenten, welche dasselbe bezahlen

Digitized by Google

können, geschaffen werden; und wenn daher das Ausland aufhört Consument des Getreides eines Landes zu seyn, und die ländlichen Producte dadurch ihren Werth verlieren, so kann dieses nicht anders gehoben werden, als wenn die inländischen Consumenten, welche im Stande sind den Landbauern das, was sie begehren, zu liefern und dadurch ihrem Bedürfnisse den gehörigen Werth zu geben, vermehrt werden. Dieses aber geschieht dadurch, daß die Ländereien in so großen Antheilen unter die Landbauern vertheilt werden, daß jeder einen solchen Ueberfluß an Nahrungsmitteln erzeugt, daß davon noch mehrere Familien leben können, welche den Landwirthen dafür Mittel der Bequemlichkeit und des Wohlseyns liefern und dadurch seinen ihm überflüssigen Producten im Lande den Werth verschaffen, den sie im Auslande nicht mehr finden können. Da die Arbeiter, welche dem Landmanne für seine Früchte Bedürfnißmittel liefern, nicht ihre ganze Zeit und ihr ganzes Capital nöthig haben, um die ihnen nöthigen ländlichen Producte ihm mit ihren Producten abzukaufen, so werden sie die ihnen noch übrige Zeit anwenden, um noch mehr Producte für ihresgleichen und fürs Ausland anzufertigen, und diese untereinander und ins Ausland absetzen, und insbesondere dadurch die Population vermehren und in derselben dem Landvolke neue vermögende Consumenten verschaffen, so daß das Volk auf diese Weise in seinem Wohlstande und seiner Zahl fortwährend fortschreitet.

Hat die Vertheilung der Ländereien in einem Lande schon bisher eine solche Gestalt erhalten, daß die Aecker in größeren Portionen unter das ganze Volk vertheilt und nicht in zu wenig Hände zusammengepreßt sind, so wird sich das eben angegebene Verhältniß zwischen Landbauern und Städtern schon bis auf einen gewissen Grad ausgebildet haben, wie dieses in den meisten europäischen Ländern bereits der Fall ist. Werden aber auch in einem solchen Lande so viel Ackerfrüchte erbaut, daß sie im Lande selbst nicht alle verwerthet werden können, und sind sie deshalb bisher ins Ausland gegangen, um Gegenwerthe dafür hereinzuholen, so wird dieser Zustand ohne Schaden fortbestehen können, wenn dem Verkehr mit dem Auslande kein Hinderniß in den Weg gelegt wird. Verwehrte aber das Ausland dem bisherigen Zuge unserer Landfrüchte den Eingang, so würde ein solches System des Auslandes nothwendig eine Entwerthung unserer bisherigen Getreidemasse hervorbringen, und die Ackernahrung würde dadurch einen großen Stoß erleiden, der in unserer Ackerproduction eine baldige Veränderung erzeugen müßte. Es würde auch hier nur ein Mittel geben, den Schaden gründlich zu heilen, wenn anders die Politik unserer bisherigen ausländischen Getreideabnehmer nicht

Digitized by Google

geändert werden könnte. Dieses bestünde ebenfalls darin, daß mehr inländische vermögende Getreideconsumenten erzeugt würden, welche solche Producte erzeugten, die der Landmann nöthig hätte. Da nun die großen Gutsherren wenig von den inländischen gemeinen Handwerkern verbrauchen, sondern nur ausländische Waaren für ihren Ueberfluß beziehen wollen, diese aber nach unserer Voraussetzung nicht mehr dafür angebracht werden können, so gibt es keinen andern Rath, als das große Landeigenthum unter mittlere Eigenthümer in solchen Portionen zu vertheilen, daß denselben von ihren Ernten genug übrig bleibt, um dafür solche Bedürfnisse einzutauschen, welche inländische Arbeiter befriedigen können. Der mittlere Landmann bedarf Ackerinstrumente, Vieh, Riemen-, Schmiedearbeiter, Zimmerleute, Maurer, Tischler, grobes und mittleres Tuch, Leinwand u. s. w. Alle diese Gewerbe wird die Vermehrung der Mittelbauern hervorrufen und diese wohlhabender machen. Diese Handwerker und Künstler werden den Bauern ihr Getreide und andere Bodenfrüchte mit ihren Arbeiten und Producten (durch das Zwischenmittel des Geldes) abkaufen, und das Getreide, welches das Ausland verschmäht, wird nun seinen Werth im Lande bald in noch viel größerer Ausdehnung finden, als das Ausland ihm verschaffen konnte. Natürlich wird der Uebergang in diesen Zustand nicht ohne Krisis von statten gehen, welche den bisherigen Landeigenthümern großen Schaden zufügt, und worin die Preise der ländlichen Producte heruntergedrückt und der Zustand des Landmannes höchst bedauernswerth erscheinen muß. Und da in einem solchen Zustand die Capitale zum Theil verloren gehen, welche in Aussicht auf die Erhaltung der bisherigen Preise auf den Landbau verwandt sind, und dergleichen Capitale auch aus den Händen der nichtackerbauenden Classe dem Landbauer zugeflossen und von demselben ihre Zinsen und Erstattung erwartet worden, so muß die Zerrüttung des Vermögens sich auf mehrere Stände erstrecken, und die dadurch entstehende Erschütterung des Wohlstandes sich auf die meisten Classen der Einwohner des Staats ausdehnen. Denn es leiden zugleich alle, welche von den höhern Preisen des Getreides ihr Einkommen, und von den höhern Einnahmen der Landleute Vortheil zogen. Und wenngleich die Masse des Glücks dadurch nicht so sehr in einem Lande vermindert wird, als es vielen scheint, indem ein großer Theil der Getreideconsumenten bei den niedern Preisen viel von dem gewinnt, was die Producenten verlieren, so ist doch schon die Umkehrung der Verhältnisse ein großes Unglück, da der Verlust dessen, was man hat und fest zu besitzen glaubt, in der That mehr Schmerz und Kummer verursacht, als diejenigen, welche das, was jene verlieren, gewinnen, Freude daran haben, weil sie darauf nicht rechneten.

Digitized by Google

Da aber vielen die Heilmittel, welche der Zustand der Dinge selbst mit sich führt, und die wir hier angeführt haben, zu langsam vorkommen, viele auch wohl gar nichts von ihnen erwarten, so haben sie zur Beschleunigung der Cur künstliche Mittel erdacht, und haben gerathen, daß die Regierung dieselben anwenden müsse, um das Uebel so schnell als möglich zu heben. Die Natur und die Wirkung dieser Mittel können wir nach der vorausgeschickten Erörterung nun noch einer genauern Prüfung unterwerfen, als es schon zum Theil im Vorhergehenden geschehen ist. Die hauptsächlichsten künstlichen Mittel, welche man den Regierungen vorgeschlagen hat, und welche von denselben zum Theil in Ausführung gebracht sind, um der jetzigen Noth der niedrigen Getreidepreise und des Verfallens des Handels und anderer Gewerbe abzuhelfen, lassen sich auf folgende reduciren:

1) Künstliche Vermehrung des Geldes.

2) Künstliche Verminderung des Angebots ländlicher Erzeugnisse durch Magazinirung u. s. w.

3) Vermehrung der innern Production durch ein strenges Prohibitivsystem der ausländischen Waaren.

Ueber das erste Mittel haben wir uns schon in dem Vorigen sattsam erklärt. Geld ist nur zum Aus- und Umtausch der Waaren nöthig, und wo ein Ueberfluß von Waaren und zugleich eine hinreichende Volksmenge vorhanden ist, welche dergleichen Waaren begehrt und Mittel besitzt, sie zu bezahlen, da findet sich so viel Geld als nöthig ist, den Tausch zu erleichtern, durch Absatz von Waaren von selbst ein. Wenn aber Niemand die Waaren begehrt, und wenn die, welche sie begehren, keine Mittel besitzen, ihren Werth zu vergüten, so müßte man denen, welche sie begehren, das Geld dazu schenken und dieses so oft wiederholen, als diese die mit dem Gelde erkauften Waaren verzehrten. Gesetzt also, der Staat schaffte Geld herbei, um den gegenwärtigen Getreideüberfluß aufzukaufen, und das so erkaufte Getreide aufzuspeichern, so würde er allerdings die Getreideerzeuger in den Stand setzen, dieselben Vorräthe von neuem zu erzeugen. Wären aber keine vermögenden Consumenten dazu da, so müßte der Staat von neuem Geld zum Ankauf der neu erzeugten Vorräthe anschaffen, das dafür aufgekaufte Getreide aber würde sich dadurch ins Unendliche aufhäufen und endlich verderben und ganz nutzlos werden. Da aber der Staat so viel Geld unmöglich anschaffen kann, da das eingekaufte und gesammelte Getreide Niemand gegen Geld begehrt, so könnte ein solches Mittel dem Landmann allenfalls das erste Mal nutzen, das zweite und die folgenden Male wäre es aber nicht mehr anwendbar. Wollte aber gar der Staat ein Geld ohne innern Werth dazu schaffen — Cre-

Digitized by Google

dit- oder Papiergeld, so würde dieses sämmtlich im Lande bleiben und durch dessen Anhäufung nach und nach seinen ganzen Werth verlieren, weil Niemand geneigt seyn würde für das, was keinen innern Werth und wofür der Aussteller selbst nichts mehr zu geben hätte, irgend etwas Nützliches zu geben.

Die Grenze, bis zu welcher künstliches Geld (Papiergeld) einem Lande nützen kann, ist die Grenze des Credits des Ausstellers, und die Grenze dieses Credits geht bis dahin, wo der Aussteller im Stande ist sein ausgegebenes Papiergeld in Metallgeld zum Pari auf Verlangen der Inhaber einzulösen. Da nun zur Zeit der Noth es allemal schwer ist, große Vorräthe im Baaren anzuschaffen, und deshalb der Credit geringer ist, als wenn Wohlstand und Ueberfluß im Lande herrscht, so kann das Papiergeld zur Zeit der Noth nur sehr geringe Hülfe leisten, wenn dadurch nicht größerer Schaden als Nutzen gestiftet werden soll. Denn da hier der Fall am leichtesten eintritt, daß es an Baarmitteln zur beliebigen Verwechselung des Papiergeldes fehlt, so sinkt es immerfort unter das Pari des baaren Geldes, und sein wechselnder Werth bringt die unglücklichsten Vermögensverwirrungen und Verluste hervor. Edle Metalle aber sind die einzige sichere Basis, worauf Papiergeld gegründet werden kann, weil diese das einzige Weltgeld sind, wozu nur ein Material paßt, dessen gleichförmiger Werth an allen Orten der Erde am gleichsten ist. — Daher ist der Vorschlag, ein Creditgeld auf andere Materialien, z. B. auf Getreide zu gründen, unbedingt verwerflich. Denn 1) ist das Getreide eine Waare von dem allerveränderlichsten und verschiedensten Tauschwerthe nicht allein in verschiedenen Ländern, sondern in den verschiedenen Provinzen und Orten des Landes selbst, und Scheine, die auf Getreide lauten, werden daher kaum an zwei Orten im Lande gleichviel gelten; 2) ist der Stoff des Getreides unter allen Stoffen, die zu Gelde gewählt werden können, der, welcher sich am wenigsten dazu eignet, da er leicht dem Verderben ausgesetzt ist, durch tausenderlei Zufälle leicht Schaden leiden kann, in der Masse so verschieden am Werthe, sein Transport so schwierig und theuer ist u. s. w. Eine Anweisung auf einen Stoff oder ein Geld, das darauf lautet, kann aber nie besser und nie mehr werth seyn, als dieser Stoff selbst. Was aber das Getreide als Geldstoff zur Zeit des Mangels an Absatz des Getreides hauptsächlich verwerflich macht, ist der Umstand, daß zu solcher Zeit Niemand den Stoff begehrt, vielmehr jeder, der Getreide besitzt, es für etwas anderes los werden will. Wenn nun der Stoff nicht begehrt wird, wer wird die Anweisungen darauf begehren? Dieser Vorschlag, Getreidegeld zu machen und dadurch der Noth abzuhelfen, ist also der ungeschickteste Einfall, den man haben konnte.

Digitized by Google

2) Die Magazinirung des Getreides soll den Preis des Getreides dadurch heben, daß sie die auf den Markt kommende Quantität vermindert, und deshalb den Landbauern es erleichtert auf höhere Preise zu halten. Werden nun dergleichen Vorräthe von Kornhändlern, die auf höhere Preise speculiren, aufgekauft und in Magazinen aufbewahrt, so werden allerdings dergleichen Speculationen den Getreidepreis zu erhöhen streben, und zur Erhaltung der Bodencultur dienen, auch das Land, durch Aufbewahrung des für die zeitige Consumtion nicht nöthigen Getreides, in der Zukunft vor Theurung und Mangel schützen. Legt der Staat oder die Gemeinheit für Soldaten oder Arme Magazine an, um Vorräthe zu Mittelpreisen bei eintretendem Mangel oder künftiger Theurung für die Soldaten oder die Armen der Gemeinde zu haben, so wird auch dieses dazu dienen, die jetzigen Getreidepreise zu einer etwas größeren Höhe zu bringen, als sie ohne dergleichen Capitalanwendungen stehen würden. Alles dieses wird auf Unterstützung der Fortsetzung der Bodencultur wirken. Wenn aber Magazine von Kornvorräthen ohne baares Geld angelegt werden, und wenn man die Korneigenthümer mit bloßen Scheinen, welche auf die eingelieferten oder verwahrten Quantitäten lauten, bezahlt, und sich einbildet, daß man dadurch das Angebot des Getreides vermindern und folglich den Preis des Getreides erhöhen werde, so ist dieses ein grober Irrthum. Denn diese Kornscheine sind in der That nichts anders als Getreide, dessen Vorhandenseyn allgemein bekannt ist; und da diese Scheine doch ausgeboten werden, so ist dieses nichts anders als das Anbieten von Getreide selbst. Denn wer die Scheine hat, hat Getreide, und wer dergleichen Scheine anbietet, bietet Getreide an. Es verändert sich also durch Creirung von dergleichen Scheinen das Angebot von Getreide so wenig, daß es vielmehr durch deren Umlauf noch häufiger und dringender erscheinen muß, indem sich nun in aller Welt Händen Getreide zum Verkauf findet, und es wird daher gewiß das Getreide in Scheinen noch wohlfeiler seyn, als das, was von dem Kornboden der Landwirthe weggemessen wird. Denn da denen, welche das Getreide aufbewahren, während der Aufbewahrung viel verloren geht, und sie doch, wenn der Schein präsentirt wird, das volle Maß oder Gewicht, welches auf dem Scheine erscheint, abliefern müssen; so ist klar, daß, wenn sie z. B. Scheine auf einen Vorrath von 100 Scheffeln erhalten, deren Ablieferung ihnen nach Jahresfrist abgefordert wird, diese 100 Scheffel wegen des nothwendigen Schwindens des Gewichts oder des Umfangs nur noch etwa 95 seyn werden, und sie also, um ihre Scheine einzulösen, fünf Scheffel zuschießen müssen. Sollen sie nun nach Verfluß eines Jahres ihre Zettel mit baarem Gelde ablösen, so

Digitized by Google

werden sie 100 Scheffel bezahlen müssen, ob sie gleich nur 95 haben verkaufen können. Es kostet ihnen also der Besitz ihrer Kornscheine das Jahr hindurch gerade so viel Procente, als sie an ihrem aufbewahrten Getreide verloren haben; und wenn daher der Getreidepreis sich nicht etwa durch andere Ursachen erhebt, so müssen die Scheine nothwendig fallen. Jeder wird seine Scheine am Ende des Jahres gern mit Verlust einiger Procente unter dem Mittelpreise verkaufen, wenn der Käufer es übernimmt, das Getreide, worauf sie lauten, in natura zu liefern, weil er sie sonst mit der ganzen Getreidequantität bezahlen müßte, auf welche sie lauten, folglich ist das Getreide in den Scheinen wohlfeiler als dieses Getreide in natura. Man nehme an, der Marktpreis des Roggens sey 1 Thlr. 12 Gr. per Scheffel angenommen, und ich lasse mir Kornscheine für 100 Scheffel ausstellen, so habe ich nach des Hrn. Grafen von Soden Project die Verpflichtung, am Ende des Jahres, wenn ich meine Scheine nicht zurückgefordert habe, 150 Thlr. dafür zu bezahlen. Wenn nun aber die 100 Scheffel bis auf 95 geschwunden sind, so werde ich, angenommen, daß der Preis noch derselbe ist, 100 Scheffel verkaufen müssen, um meine Scheine zu bezahlen; und da mir nur 95 übrig geblieben sind, nothwendig entweder 7 Thlr. 12 Gr. zuschießen oder, welches dasselbe ist, eben so viel einbüßen müssen, um die Kornscheine auf 100 Scheffel zu tilgen. Die Hoffnung aber, daß wegen dieser Scheine der Getreidepreis steigen und der Inhaber derselben dadurch seinen Verlust, den er durch Schwinden des Gewichts und des Maßes seines Getreides erleidet, entschädigt werden werde, ist völlig grundlos, da sie auf dem falschen Grunde beruht, daß durch dergleichen Scheine das Angebot des Getreides vermindert werde.

Endlich aber 3) wenn man in der Vermehrung der innern Production das Heilmittel gegen die Noth des Landes sucht, so ist man allerdings auf dem rechten Wege, es zu finden. Denn wenn mehr productive Hände in einem Lande entstehen, welche mehr Nahrungsmittel bedürfen, und welche für die nöthigen und von ihnen gesuchten Nahrungsmittel und Ackerproducte neue begehrte Sachen oder Werthe hervorbringen, so vermehrt sich die wirksame Nachfrage nach Nahrungsmitteln und die neuen Producenten haben Mittel, womit sie dieselben bezahlen können. Es müssen sich also auch solche Preise für die Landbauern einfinden, welche im Stande sind die Ursachen in Thätigkeit zu erhalten, welche zur Erzeugung derselben nothwendig sind. Aber wenn die Production vermehrt werden soll, so müssen auch die nothwendigen Bedingungen dazu vorhanden seyn. Diese Bedingungen sind Capitale und Geschicklichkeiten. Wenn man nun künstliche Mit-

Digitized by Google

tel anwendet, welche diese Bedingungen nicht schaffen, so kann auch keine Vermehrung der Production erfolgen, und man muß sich bei der Beurtheilung sehr in Acht nehmen, daß man eine bloße Veränderung und einen bloßen Wechsel der Production nicht für diese Vermehrung der Production im Lande hält, welches sehr häufig zu geschehen pflegt.

Die Meinung, daß der Verbrauch ausländischer Waaren die Production im Lande vermindere, ist sehr ausgebreitet und findet selbst bei denkenden Köpfen noch immer großen Beifall. Sie rathen daher den Eingang der ausländischen Waaren zu verbieten, sobald es nur möglich sey sie selbst oder Stellvertreter davon im Lande zu erzeugen. Hierbei wird aber übersehen, daß das, was ein Land dem andern für seine Waaren überschickt, auch im Lande producirt oder von andern Völkern für eigne Producte hereingeführt sey, und daß die Production solcher Waaren aufhören würde, sobald wir damit die Ausländer nicht bezahlen könnten. Von dem großen Nutzen der Vertheilung der Arbeit ist heut zu Tage Jedermann überzeugt, und man sieht allgemein ein, daß eine solche Gemeinschaft und ein solcher Verkehr der Völker unter einander am vortheilhaftesten sey, wo jedes Volk das verfertigt, was es wegen seiner besondern Talente, Geschicklichkeiten und Fähigkeiten am besten und wohlfeilsten zu machen versteht, und mit seinem hervorgebrachten Ueberflusse andere Völker versieht, dagegen das dafür von andern Völkern nimmt, was diese wegen ihres Bodens und wegen ihres Geschickes und anderer dazu geeigneten Beschaffenheiten besser und wohlfeiler zu machen verstehen. Ein solcher Austausch der Producte muß allemal beide Völker bereichern und das Wohlbefinden beider Völker vermehren. Man kann aber mit Recht annehmen, daß jeder Tausch aller Völker unter einander diese Wirkung gegenseitig hervorbringt, wenn er blos durch freie Triebfedern verursacht wird und nur kein Zwang dazwischentritt. Denn ein Volk hat so wie jeder einzelne Mensch im allgemeinen keine andere Triebfeder, weshalb es von dem andern etwas eintauscht, als wenn es glaubt, daß das, was das andere hat und was es gern haben möchte, ihm wo nicht mehr doch eben so viel werth sey, als das was es ihm dafür gibt. Die Nationen erhalten daher, sobald sie nur zu gehöriger Einsicht gekommen sind, in der Regel in ihren gegenseitigen Tauschen gleiche Werthe von einander und folgen in ihrem Handel dem Beispiele aller verständigen Menschen. Das was einer von dem andern für das was er gibt, im Tauschen empfängt, ist ihm lieber als das was er weggibt, und die Tauschenden sind deshalb beide mit dem Umtausche zufrieden. Da nun eine Nation das was sie für andere Nationen arbeitet, im Lande nicht absetzen kann, — und die an-

Digitized by Google

dern Nationen das was sie für jenes Land verfertigen, in dem ihrigen nicht absetzen können, so würden die Gewerbe beider Nationen so weit in Stillestand gerathen, als sie einander ihre Waaren gegen einander nicht mehr abnähmen; denn im Lande sind ihre Producte nicht gesucht, und im Auslande fänden sie ebenfalls keine Abnehmer mehr, folglich müßte die Production derselben aufhören. Ob eine Nation die Producte der andern mit ihren Producten unmittelbar bezahlt, oder ob sie sie mit den Producten anderer Nationen, welche sie von diesen eingetauscht hat, bezahlt, ist vollkommen gleich. Kaufen wir von den Engländern etwas, und diese nehmen keine deutschen Producte von uns, so müssen wir mit unsern Producten von irgend einer andern Nation ein Product eintauschen, das die Engländer gern nehmen, z. B. Gold und Silber, um damit die Engländer zu bezahlen. Wenn wir das Gold und Silber für uns selbst nicht nöthig haben, dagegen aber die englischen Waaren zu besitzen wünschen, so kann es uns gleichgültig seyn, ob wir Gold und Silber, das wir für uns nicht nöthig haben, oder die uns überflüssigen Waaren, womit wir dieses Gold und Silber hereingeholt haben, ihnen dafür geben. Deutschland hat dasselbe producirt, ob es das Producirte unmittelbar für englische Waaren oder ob es erst Gold und Silber dafür eintauscht, und dann letzteres für die englischen Waaren hingibt. Es macht dies in Deutschlands Production keinen Unterschied. Der ausländische Verkehr würde für die innere Production Deutschlands nur dann nachtheilig seyn, wenn dasselbe die ausländischen Producte von seinem Capitale bezahlte, ohne dafür etwas das ihm an Werthe gleich ist, an seine Stelle zu bringen, d. h. wenn es das ausländische Gut ohne alle Gegenproduction verzehrte. Allein dieses könnte doch nie länger dauern, als das Capital dauerte, und es dürfte sodann keinen großen Unterschied ausmachen, ob das Capital in ausländischen oder inländischen Producten verzehrt würde. Würde nämlich das Capital in inländischen Producten verzehrt, z. B. in inländischen Weinen, so würde zwar der inländische Weinbauer dadurch Mittel zu neuer Production dieser Weine erhalten; allein, wenn kein neues Capital zum wiederholten Ankauf der Weine erzeugt würde, so müßte die künftige Weinproduction ebenfalls zu Grunde gehen, weil es an Mitteln fehlte, den Wein ferner zu kaufen. Es ergibt sich hieraus, daß ein Prohibitivsystem einem Lande keinen wahren und dauernden Nutzen bringt, sondern daß das Gute, welches aus demselben entspringt, blos ein Scheingut ist. Wenn z. B. fremde Zucker verboten werden, so werden allerdings inländische Zuckerfabriken gegründet werden, und an den Orten, wo dieselben entstehen, wird sich Leben und Nahrung in dieser neuen Production zeigen. Da

Digitized by Google

aber zur Anlage solcher Fabriken Capitale gehören, so entsteht die Frage, wo diese Capitale hergekommen? Das Verbot bringt diese Capitale nicht hervor. Also müssen die schon vorhandenen dazu angewandt werden. Diese aber waren schon in irgend einer Production beschäftigt. Werden sie nun durch die Hoffnung größeren Gewinnes aus den Gewerben, worin sie bisher productiv wirkten, herausgezogen, so müssen nothwendig diese Gewerbe, so weit sie von den zu den Zuckerfabriken eilenden Capitalen betrieben wurden, um so viel vermindert werden. Wenn nun dadurch Zucker im Lande gewonnen wird, so hört an einem oder mehrern andern Orten so viel productive Arbeit auf, als in die Zuckerfabriken überging. Gesetzt es würde die Leinwandsproduction um so viel vermindert, als jene Capitale fördern konnten, und die damit erzeugte Leinwand wurde ehemals angewandt, um den Zucker auswärts zu kaufen, der jetzt im Lande gewonnen wird, so ist sehr evident darzuthun, daß das Volk bei solcher Veränderung mehr verlieren als gewinnen muß. Denn 1) bedurften die Gewerbe, welche bisher die Capitale beschäftigten, keiner besondern Aufmunterung und Prämienmonopole oder andere Unterstützung, sie holten mit ihren Producten den Zucker zu viel wohlfeileren Preisen ins Land, als er im Lande selbst erzeugt werden kann. Die Nation muß den im Inlande erzeugten um viele Procente theurer bezahlen, als sie vorher den fremden Zucker kaufte, und dabei wurden wenigstens gerade eben so viel Menschen in den Gewerben ernährt, welche sonst die Capitale beschäftigten, die jetzt zu der Zuckerfabrication zugeflossen sind. Da aber die Nation den Zucker jetzt theurer bezahlen muß, so kann sie um so viel weniger andere Producte des Landes bezahlen. Folglich muß eine noch größere Production zu Grunde gehen, als die ist, welche durch die Zuckerfabrication den andern Gewerben abgewandt ist, und die Nation muß nun eben so viel an Genüssen verlieren, folglich ärmer werden. Ueberdies ist zu erwägen, daß das ganze Capital, welches in der Leinwandfabrication beschäftigt war, Inländer ernährte; das Capital aber, das zur Zuckerfabrication angewandt wird, beschäftigt bei weitem nicht lauter Inländer, sondern hält sich größtentheils im Auslande auf und ernährt größtentheils Fremde. Denn ein großer Theil davon muß ins Ausland geschickt werden, um Rohzucker zu kaufen, und dieses nährt die Zuckerbauern in Westindien, dasselbe ist wohl 12 bis 18 Monate unterwegs und wird während dieser Zeit dem Inlande ganz entzogen. Während dieser ganzen Zeit kam es sonst der inländischen Industrie und Bevölkerung zu Gute. Es ist also ein bloßes Blendwerk, wenn es scheint als ob das Land durch eine so künstliche Einführung von Zuckerfabriken gewonnen habe; es ist vielmehr evident, daß es dadurch auf der an-

Digitized by Google

dern Seite vielmehr verloren, als es auf dieser gewonnen hat. Und so geht es fast bei allen Gewerbzweigen, welche durch Einfuhr verbotener fremder Waaren in die Höhe getrieben werden. Man rühmt z. B. in Rußland, daß durch die Verbote der Einfuhr fremder Hüte, Wagen, Tuche ꝛc. sich inländische Fabriken erhoben hätten, die alle diese Dinge in eben solcher Vollkommenheit lieferten, als man sie sonst aus England, Frankreich, Deutschland u. s. w. bezogen hätte. Daß dergleichen Fabriken entstanden und durch das Verbotsystem früher entstanden sind, als es ohne dasselbe geschehen seyn würde, muß eingeräumt werden. Aber wo kamen die Capitale zu diesen Fabriken her? Waren diese vorher unbeschäftigt? Niemand kann dieses behaupten. Denn die Capitale, auf Fabriken und Gewerbe angelegt, bringen in Rußland allenthalben 10 — 15 und mehr Procent. Also konnte jene Fabrik nicht anders entstehen als durch Capitale, welche den bisherigen Gewerben entzogen wurden. Man setze also, diese Capitale hätten in der Pferdezucht, im Hanfbau ꝛc. gesteckt, und wären aus diesen Gewerben herausgegangen, um jene Fabriken anzulegen, so mußte nothwendig um so viel weniger an Pferden erzogen und um so viel weniger Hanf erzeugt werden. Wenn nun zugleich diese Producte zur Bezahlung der gedachten ausländischen Waaren angewandt wurden, so konnten sie auch deshalb nicht mehr in dem Maße als vorher erzeugt werden, weil sie überflüssig wurden, indem die inländische Consumtion sie nicht verlangt und die ausländische Nachfrage ebenfalls aufhören muß, wenn man die Zahlungsmittel nicht mehr ins Land läßt. Möchten nun auch bei dem starken Bedarf gedachter russischer Waaren in England andere Zahlungsmittel ausfindig gemacht und also dieser Zweig der russischen Industrie erhalten werden, so wird in England doch immer derjenige Zweig der Industrie geschwächt werden, mit deren Producten es bisher jene russischen Waaren bezahlte, und es wird also von Rußland oder andern Ländern eine solche Quantität Waaren weniger kaufen können, als es bisher mit seinen ihnen zugesandten Waaren bezahlte.

Und wenn man daher auch zugibt, daß die Verminderung des Handels, der dadurch im Auslande entsteht, bei den unendlichen Verzweigungen des Verkehrs nicht gerade auf Verminderung unsers Verkehrs mit ihm Einfluß haben wird, weil es gerade unserer Producte nothwendig bedarf, und deshalb andere Zahlmittel anschaffen muß, wenn wir die bisherigen ferner nicht annehmen wollen; so ist doch soviel gewiß, daß durch unser Verbot ein Theil seiner Producte werthlos wird, und daß also ein solches Land einen Theil seiner Zahlmittel verliert. Dieses kann sich nicht anders als in Verminderung seiner Einkäufe so lange offenbaren, als es dem Uebel nicht auf irgend eine Weise abhilft. Es ist

Digitized by Google

schwer, die Stockungen welche durch Einfuhrverbote in unsern Gewerben entstehen, im Detail nachzuweisen, aber evident und gewiß, daß sie irgendwo in dem Lande, wo das Verbot gegeben wird, entstehen müssen: denn die Richtung der Capitale muß sich verändern, wenn mehr oder weniger Capitale aus dem einen Gewerbe herausgenommen und gewaltsam zu andern hingezogen werden, und ein solcher Wechsel kann nicht vor sich gehen, ohne daß der Theil, welcher dadurch um seinen Lohn und Gewinn kommt, in Noth geräth. Es wird diese Noth nur weniger bemerkt als der Glanz, welcher durch die künstlich hervorgetriebenen neuen Anlagen entsteht, weil die Capitale in denselben concentrirt erscheinen und eine in die Augen fallende Menge beschäftigter Menschen in einen engen Raum zusammenbringen. Aber die Capitale dazu sind oft aus Tausend und Millionen kleinen und entfernten Canälen zusammengeflossen, und diejenigen welche dadurch in Arbeitslosigkeit, Noth und Hunger gerathen sind, weinen ihren Kummer in einsamen und verborgenen Winkeln aus, wo kein Minister und kein Zeitungsschreiber hinkommt, während daß der Zucker- oder Tuchfabrikant mit jenen ihm aus tausend Orten zugeflossenen Capitalen glänzende Gebäude errichtet, große Maschinenwerke zur Schau stellt, und die Menge der Arbeiter, die er an einem Platze versammelt, als das Werk seiner neuen Industrie zur Schau stellt. Statt der einfachen Mahle, welche bei der eingegangenen Art der Industrie unbemerkt und in der Stille, aber zufrieden Tausende verzehrten, gibt der Fabrikant glänzende Einweihungsfeste und versammelt Minister, Räthe und Journalisten in seinen Prunksälen, damit sie den Tanz seiner paarhundert lustigen Arbeiter, die er am Stiftungstage seiner Fabrik bewirthet, mit ansehen und ihr glückliches Loos bewundern und ausposaunen. Dergleichen Glaukome verleiten die Minister Privilegien und Monopole zur Erhaltung so glänzender Gewerbsanstalten zu bewilligen, und die Journalisten zu öffentlichen Lobpreisungen; die weit größere Zahl der Arbeiter, denen durch die Entrückung der hier thätigen Capitale ihr Brot entzogen und die deshalb in dem ihnen verursachten Elende verschmachten, werden von diesen Herren nicht bemerkt, und wenn der Jammer einzelner bis zu ihren Ohren gelangt, an die Almosenkammer verwiesen. Unterdessen muß das Publicum die Waaren, die aus diesen Prachtkegeln hervorgehen, theurer bezahlen, und auch dadurch wird der armen Classe der Verdienst entzogen, welcher bei den sonstigen wohlfeilen Preisen ihnen von dem Ueberschusse, der den Consumenten verblieb, zufloß. Oft hört man zwar sagen, daß gewisse Länder gar keine oder wenig von unsern Landesproducten gebrauchen könnten, oder solche bei sich verböten und daß sie nur Gold und Silber dafür verlangten.

Digitized by Google

Ist nun Gold und Silber ein natürliches Erzeugniß unsrer Länder, und sind uns die fremden Waaren lieber als unser Gold und Silber, warum sollen wir es nicht dafür weggeben? So viel als uns nothwendig ist, werden wir immer behalten. Haben wir aber keine Gold- und Silberbergwerke im Lande, so müssen wir es von fremden Völkern kaufen. Wir können es sodann nicht anders als für unsere Landesproducte erhalten. Ist es nun nicht vollkommen einerlei, ob wir den Fremden ihre Producte für Gold und Silber oder für unsere Producte abkaufen? die erstern sind ja mit unsern Producten erworben! Ehe wir damit kaufen können, muß allemal die Industrie vorhergegangen seyn, wodurch das Gold und Silber erworben ist. Und wir kaufen Gold und Silber allein in der Absicht, um Producte oder Genußmittel dafür zu kaufen. Hätten wir nicht Lust zu diesen Genußmitteln, so würden wir das zu deren Anschaffung nöthige Gold und Silber nicht bedürfen, und folglich uns der Industrie, wodurch wir es erwerben, gar nicht unterziehen.

Zwar ist es wahr, daß ein Volk, das unsere Landesproducte gebrauchen kann, und sie durch Verbote der Einfuhr oder schwere Zölle von sich abhält, uns Schaden zufügt, und daß dieser Schaden vorzüglich empfindlich wird, wenn ein bisher zwischen beiden Völkern statt gefundener Verkehr dadurch gewaltsam unterbrochen wird, weil dann die bisherigen Productionszweige erstickt und andere erzeugt und gebildet werden müssen, welches jederzeit mit Verlust und Schaden geschehen muß, besonders wenn dergleichen Veränderung nicht nach und nach, sondern plötzlich vorgenommen werden muß. Man hält sich sodann für berechtigt und verpflichtet ähnliche Maßregeln gegen ein solches Land zu ergreifen und auch seinen Producten den Eingang zu erschweren. So wenig nun das Recht, solches zu thun, bezweifelt werden kann, so kann doch daraus unserm Lande wenig Heil erwachsen. Denn wenn wir die fremden Waaren, die wir bisher zu wohlfeilen Preisen von den Ausländern bezogen, nun selbst machen und solche dann theurer bezahlen müssen, so vermehren wir offenbar die Nachtheile, welche uns das Verbot unserer Waaren im Auslande zugezogen hat, indem wir nicht nur den Debit unsrer Waaren ins Ausland verlieren, sondern auch die wohlfeilen Preise der fremden Waaren einbüßen, und wenn sie bei uns gemacht werden sollen, sie theurer bezahlen müssen. Der Schade ließe sich noch entschuldigen, wenn durch unser Verbot bewirkt werden könnte, daß dieselben Capitale und Hände, welche bisher Waaren für das Land verfertigten, das den Eingang derselben verboten, nun denjenigen Gewerben zuflössen, welche im Lande dieselben verfertigten. Allein dieses ist nicht vorauszusetzen, und es scheint die Industrie, wenn

Digitized by Google

sie frei gelassen wird, viel eher und viel leichter einen Gewerbszweig ausfindig zu machen, wodurch derjenige ersetzt wird, welcher durch das Verbot des Auslandes vernichtet ist.

Die Politik wird daher zweckmäßiger verfahren, wenn sie andere Länder zu überzeugen sucht, daß sie durch dergleichen Verbote eben so wohl sich selbst als uns schaden, und wenn sie selbige zu der Einsicht bringt, daß ein freier gegenseitiger Verkehr die Wohlfahrt beider Länder am besten fördert; so lange aber dieses nicht fruchtet, wird doch ein Land am besten bei dem Systeme der Freiheit des Verkehrs beharren, und lieber die einfachen Verluste, welche das Prohibitivsystem anderer Länder über dasselbe bringt, über sich ergehen lassen, als daß es sich noch denen Verlusten aussetzt, welche aus dem Retorsionssystem für dasselbe fließen würden, und die sie auf diese Weise verdoppelt. Daß das Prohibitivsystem für England keinen Nutzen, sondern vielmehr Schaden gebracht hat, sehen jetzt die aufgeklärtesten Staatsmänner in England ein, und sind eben damit beschäftigt, dasselbe, so gut es die Umstände zulassen und es ohne große Erschütterung geschehen kann, zu verbessern. Denn das ist eben eine der schlimmsten Seiten politischer Fehler, daß, wenn sie einmal begangen und ihre Wirkungen eingetreten sind, die Wegschaffung derselben mit neuem Schaden verbunden ist, und es oft zweifelhaft wird, ob es besser sey, das anerkannt schädliche System fortbestehen zu lassen, oder sich den Verlusten auszusetzen, welche mit der Abschaffung desselben verbunden sind, um einem bessern Systeme Platz zu machen.

Das Sperrsystem der deutschen Staaten unter einander ist unstreitig eins der allergrößten Hindernisse des wachsenden Wohlstandes von Deutschland. Dennoch ist es ein Irrthum, wenn die Regierungen glauben, daß sie den Schaden, den sie durch die Sperre der übrigen Staaten erleiden, nur dadurch vermindern können, wenn sie gegen alle, welche sperren, das Sperren ihres Staats erwidern. Denn dadurch fügen sie dem Verlust, der ihren Unterthanen aus der Sperre ihrer Nachbarn entspringt, noch den Verlust hinzu, welchen sie daran haben, daß sie die wohlfeileren Preise der Producte ihrer Nachbarländer einbüßen. Lassen sie aber ihre Staaten ihren Nachbarländern offen, so werden jene alles von ihnen kaufen, was sie ihnen wohlfeiler liefern, als sie es selbst machen können, und ihre Industrie wird stets Producte erfinden, womit sie entweder die Producte ihrer Nachbarländer unmittelbar bezahlen, oder die sie andern Völkern verkaufen, um mit dem daraus gelösten Gelde oder Waaren ihre Schulden bei ihren Nachbarn zu decken. Die sächsischen Länder sind gegen die preußischen Staaten, ungeachtet des ehemaligen strengen Sperr- und Verbotsystems der letzteren

Digitized by Google

immer offen geblieben, und dennoch stieg der Wohlstand und die Gewerbsthätigkeit in den ersteren selbst schneller und gedeihlicher als in den letzteren; zur Bestätigung, daß die Freiheit der Industrie mehr Vortheil bringt, als ihr fremde Verbote Abbruch zu thun im Stande sind. Denn unter der unendlichen Mannichfaltigkeit der Producte, welche sich die freie Industrie bei ungebundenem Scharfsinne aussuchen kann, fehlt es derselben nie, wenn ihr der eine Zweig durch ein Verbot entzogen wird, wieder einen andern zu finden, welcher ihr das ersetzt, was ihr das Verbot entzieht.

Am wenigsten aber werden Verbote der Einfuhr fremder Producte einem Staate nützen, der durch Verschwendung seiner Capitale, im Kriege, durch Plünderung, Requisitionen u. s. w. heruntergekommen und verarmt ist. Denn da dergleichen Verbote nur die fremden Producte, die er nicht zulassen will, vertheuern, so werden sie denen, welche sie genießen wollen, nur desto mehr ihrer Zahlmittel abnehmen, und dadurch werden den inländischen Gewerben desto weniger andere Producte abgekauft werden können. Gesetzt auch, die ausländischen Producte würden zum Theil oder ganz durch einheimische Industrie ersetzt, so werden sie doch immer im Lande theurer zu stehen kommen, und die innern Capitale werden andern Zweigen der inländischen Industrie entrückt und zu Gewerben gedrängt, welche nicht so viel einbringen als die eingegangenen. Denn die Producte jener reichten hin, die ausländischen Producte zu kaufen; die dafür entstandenen Producte aber verlangen einen höhern Preis, folglich mehr inländische Industrieproducte als der Ankauf der fremden. Das Land verliert also in jedem Falle dabei.

Der Grundsatz, daß es besser ist für einheimische Producte, die im Lande leichter und wohlfeiler als anderswo gewonnen werden, diejenigen Producte im Auslande zu kaufen, die daselbst mit weniger Arbeit und Kosten gewonnen werden, als dieselben uns zu stehen kommen würden, wenn wir sie selbst machen wollten, bleibt immer wahr und muß die Politik des äußern Handels leiten. In vielen Ländern aber wird derselbe verkannt, und die Regierungen werden dadurch zu irrigen und schädlichen Maßregeln verleitet. In Rußland z. B. sind durch das Prohibitivsystem allerdings eine Menge Fabriken und Manufacturen hervorgetrieben worden, die wohl machen können, daß das Reich jetzt für einige Millionen weniger Waaren vom Auslande kauft, als vor diesem Verbotsysteme. Indessen kann man mit Gewißheit behaupten, daß es die inländischen Fabrikate solcher künstlich hervorgetriebenen Industrie um 20 bis 30 Procent und darüber theurer bezahlen muß, als es solche von England, Frankreich und Deutschland

Digitized by Google

empfing. Man setze nun, es wären die Capitale von ihrer natürlichen Richtung nicht abgelenkt worden und statt dieser Manufacturen wäre dadurch die Pferdezucht, die Ochsenzucht oder die Cultur anderer roher von den Ausländern gesuchter Producte erweitert, und deren Ausfuhr freigelassen worden, so hätte Rußland leicht blos mit seinen ausgeführten Pferden, Talg, Lichtern u. s. w. alle jene ausländischen Artikel bezahlen können, und würde von dem Verkauf dieser Güter noch mehr zur Erweiterung seiner Gewerbszweige übrig behalten haben. Der Einwurf, daß die Länder oft nichts hätten, womit sie die Ausländer bezahlen könnten, hat wenig Stärke. Denn wenn dieses wirklich der Fall wäre, so würde der Einkauf fremder Producte sich von selbst vermindern und endlich ganz wegfallen. Wenn aber die Industrie von selbst auf die Erzeugung derer Producte fällt, welche bisher das Ausland lieferte, so ist dieses unstreitig für das Land eine wünschenswerthe und nützliche Erscheinung. Denn es ist ein Zeichen, daß die Inländer dergleichen Dinge eben so gut und eben so wohlfeil zu machen verstehen.

Hr. Gall sucht die Ursache der Noth und der einreißenden Armuth in Deutschland allein darin, daß die productiven menschlichen Kräfte daselbst einen so geringen Werth haben. Er beklagt es, daß die Güter so ungleich vertheilt werden, daß der Arbeiter für seine Arbeit so wenig erhalte, daß er kaum sein Leben kümmerlich fristen könne, dahingegen viele, welche nichts thun, im größten Ueberflusse schwelgten und das verschlemmten, was die Arbeiter, wenn sie es empfingen, glücklich machen würde. Daher bricht er in großen Unwillen über diejenigen aus, welche der Noth dadurch abzuhelfen suchen wollen, daß sie anrathen den Arbeitern ihren Lohn zu verkümmern. Deshalb schilt er auf den Albertschen Wirthschaftsplan, der darauf angelegt sey, die Landarbeiter auf das Minimum herabzudrücken, um den Pächtern und Herren nur einen noch größeren Antheil an den Ernten zu verschaffen, also beide auf Unkosten der arbeitenden Classen zu bereichern. Vielmehr müsse man darauf denken, dahin zu wirken, daß jeder Arbeiter einen größern Antheil von dem, was er hervorbringt, erhalte. Denn wenn sich auf diese Weise der Wohlstand unter dem gemeinen Manne verbreite, dann werde erst das Glück des Volks wieder eintreten können. Er führt das Beispiel von Nordamerika zum Muster an und erzählt, wie leicht es dort dem Arbeiter werde ein wohlhabender Mann zu werden, und welch ein Familienglück sich dort dadurch durchs ganze Volk verbreite. So weit hat Hr. Gall unstreitig recht. Wenn er aber meint, es ließe sich ein solcher Zustand auch in Deutschland durch das Prohibitivsystem gegen England und durch Ausschließung aller fremden Producte, wo-

Digitized by Google

für in Deutschland ein Ersatz hervorzubringen sey, bewirken, so begeht er einen großen Irrthum. Denn es würde dadurch die productive Arbeit in Deutschland nicht vermehrt, sondern vielmehr vermindert werden. Alle die Industriezweige, welche jetzt mit der Production der Dinge in Deutschland beschäftigt sind, womit wir die ausländischen Producte bezahlen, würden eingehen, weil dadurch den Ausländern die Mittel genommen würden, sie zu kaufen, und mit dem Eingange des Debits nothwendig auch das Zugrundegehen der Gewerbe verknüpft ist. Diese Industrie aber beschäftigt gerade so viel Arbeiter als im Auslande beschäftigt werden, um diejenigen Producte hervorzubringen, welche zur Ausgleichung des Werths unserer dahin geschickten Waaren dienen. Wenngleich daher unser Land wirklich auch alle die Arbeit übernähme, welche bisher die Ausländer für uns gethan haben, so würde dadurch die productive Arbeit bei uns nicht vermehrt, sondern nur mit der, welche wir ehemals für die Ausländer verrichteten, gewechselt werden. Statt der Arbeit, welche sonst Leinwand, Tuch, Eisenwaaren ꝛc. für die Ausländer hervorbrachte, würden wir jetzt baumwollene Waare, kurze Waare, schwedischen Caffee u. s. w. oder andere Artikel, welche die ausländischen Waaren ersetzen sollten, für die Inländer hervorbringen. Wir müßten uns glücklich schätzen, wenn wir nur eine der verlornen gleiche Quantität Arbeit wieder gewönnen. Denn was gehört dazu, wenn die bisherige Production eine so gewaltsame Zerstörung so vieler Gewerbzweige erfährt, als ein so ausgedehntes Verbotsystem aller fremden Producte hervorbringen würde! Welcher Verlust würde für die Producenten entstehen, welche in Hinaussicht auf den bisherigen Debit ihrer bisher ins Ausland verschickten Waaren fortführen zu arbeiten, wenn dann der Debit ausbliebe! wie viele Zeit würde es erfordern und welcher Schade würde sich ergeben, bevor sich die Arbeiter der bisherigen Gewerbszweige in die neuen Arbeiten fügten und zu ihnen übergingen! Was würde an den Capitalen verloren gehen, welche sich in die neuen Gewerbe ziehen sollten, und wie viel würden sich insbesondere die in den zu Grunde gerichteten fixirten Capitalen vermindern! Bei einer solchen Revolution der Gewerbe könnte daher die Nation nicht nur gar nichts gewinnen, sondern sie müßte nothwendig viel verlieren. Gott bewahre also das deutsche Volk vor einer ähnlichen Cur als die Gall'sche ist. Zwar sucht Hr. Gall seine Behauptung durch Amerikas Beispiel zu bekräftigen, indem er anführt, daß das Wohlbefinden der Nordamerikaner nur so lange gedauert habe, als die englischen Waaren vom amerikanischen Markt entfernt geblieben wären. Allein die von ihm selbst angeführten Thatsachen widerlegen seine Behauptung aufs bündigste und zeigen, daß das

Digitized by Google

Uebel in ganz andern Ursachen seinen Grund hatte. „Wir haben", sagt er (S. 47 seines Werks), „die vereinigten Staaten in dem kurzen Zeitraum eines Decenniums wohlhabend, reich und arm gesehen. Wohlhabend waren sie, als ein lebhafter Handel ihren Ackerbau unterstützen konnte, als der Krieg sich noch durch Europa wälzte, kein europäisches Schiff einen Hafen zu verlassen wagen durfte. Damals als jede directe Verbindung zwischen allen über das Meer verkehrenden Nationen aufgehört hatte, und in vielen Gegenden Europa's die zertretenen Felder ihre Pflüger nicht mehr nährten, flossen in den Häfen der vereinigten Staaten die Erzeugnisse der Natur und Industrie aller Länder und aller Völker zusammen, und Europa empfing seine vermehrten Bedürfnisse und besonders Producte der amerikanischen Landwirthschaft aus den Händen der Amerikaner, die, den Handel der ganzen Welt beherrschend, zugleich den Preis aller Waaren bestimmten. — Aber zum Reichthum wuchs diese Wohlhabenheit, als Manufacturen den Ackerbau beschäftigten, als sich neben der ackertreibenden eine gewerbtreibende Bevölkerung bildete, als der Landwirth im eignen Lande, in seiner Nachbarschaft einen Markt für seine Erzeugnisse fand, den der Kaufmann vorher in fernen Welttheilen für ihn hatte aufsuchen müssen. — So entstand zwischen der landwirthschaftlichen und der Manufacturindustrie der lebhafteste Wechseltausch gegenseitiger Bedürfnisse; das Geld, unaufhörlich für die mannichfaltigsten Erzeugnisse hingegeben, ergoß sich in Strömen durch die geöffneten Schleusen des innern Verkehrs und verbreitete so jenen hohen und allgemeinen Wohlstand, welcher — alles übertraf, was ein Europäer — sich in das glänzendste Utopien je nur hineinträumen mag."

„Aber der Friede von Gent (1815) zerriß dieses wohlthätige Band wieder, welches so innig den Landmann und Gewerbsmann umschloß, und überschwemmte die vereinigten Staaten wieder mit europäischen, besonders englischen Manufacturwaaren, ohne ihnen aber zugleich auch den europäischen Markt für ihre Producte zu eröffnen, weil das friedliche Europa ihrer landwirthschaftlichen Erzeugnisse nicht mehr bedurfte, und ohne ihnen den Frachthandel wieder zu geben, weil alle Nationen die Meere wieder mit ihren eignen Schiffen befuhren. Doch der amerikanische Nichtfabrikant ließ sich dadurch nicht abhalten, seine Manufacturbedürfnisse da zu kaufen, wo im Gelde der geringste Gegenwerth dafür verlangt wurde, d. h. beim Importer englischer Fabrikate. We ought to buy where we may buy cheapest war das Schibolet, welches die amerikanischen Gewerbsanstalten im ungleichen Kampfe mit der überlegneren, kein Opfer scheuenden, britischen Industrie wieder zu Grunde richtete und einen beträchtlichen Theil

Digitized by Google

der Bevölkerung zur Unthätigkeit verdammte. Zu spät fielen den amerikanischen Bauern die Schuppen von den Augen, zu spät erst — als die Bodenerzeugnisse um $\frac{9}{10}$, und das Grundeigenthum in demselben Verhältnisse im Werthe gefallen war, begriff er, daß der Gewerbsmann nur so viel von ihm kaufen konnte, als er selbst vom Gewerbsmanne kauft; lernte er einsehen, daß die ausländischen Waaren immer die theuersten sind, weil diese nicht allein den Preis kosten, den man für sie zahlt, sondern auch den Unterhalt der eignen erwerblosen Arbeiter. Zu spät — erst als eine Bank um die andere ihre Zahlungen einstellte, ein Bankrott dem andern folgte, und das Deficit in den Staatseinnahmen durch eine Anleihe gedeckt werden mußte; erst als die Gefängnisse die wachsende Menge der Verbrecher und unglücklichen Schuldner nicht mehr zu fassen vermochte, und, was bisher ohne Beispiel gewesen, in diesen gesegneten Republiken Tausende von nützlichen Bürgern den Bettelstab ergreifen mußten, — während ihr Reichthum dem Auslande zufloß, um den Gewerbfleiß fremder Nationen zu beleben, und dadurch zugleich deren Macht und Hülfsquellen zu vermehren: — begriff die Regierung, daß bei dem gegenwärtigen Umfange der landwirthschaftlichen Production aller andern Staaten kein Staat sich mehr auf den Ackerbau, d. h. auf Erzeugung von Bedürfnissen beschränken dürfe, welche jedes Volk in seinem eignen Schooße zu finden strebe, wofür folglich im Auslande nicht mehr so viel Geld erlangt werden könne, als zum Einkaufe der Früchte fremden Kunstfleißes und anderer Klimate erforderlich seyn würde; daß daher ohne einheimische Gewerbindustrie, ohne eine eigne nicht ackerbauende Bevölkerung, welche dem Landwirthe seinen Ueberfluß abnehme, kein Wohlstand des Landwirths mehr denkbar sey; und beschloß endlich (1823) — was früher hätte geschehen sollen, um dem Volke die drangvollste Periode seiner Existenz u. 200 Mill. Dollars zu ersparen, — die vaterländischen Manufacturen gegen die verderbliche Concurrenz der fremden kräftigst zu schützen. Seitdem haben die jugendlichen vereinigten Staaten, ledig des lästigen Quarks schimärischer Handelstheorien, mit verjüngter Kraft sich wieder aufgerafft; wenige Jahre nur, und sie werden wieder der Neid ihrer altklugen, unter der Last gelehrter Speculationen erliegenden Pflegemutter seyn."

Wir haben absichtlich diese Stelle ganz hergesetzt, weil sie das Prohibitivsystem, so wie es sich in der neuern Schule seiner Anhänger gebildet und modificirt hat, enthält, und stärkere Gründe dafür selbst in Ferrier's Schrift nicht vorkommen. Dennoch wird die Schwäche der Argumente für dieses System gerade in der Darstellung des Hrn. Gall recht klar, wenn man sie gehörig beleuchtet. Hr. G. glaubt durch seine angeführten Facta zu trium-

Digitized by Google

phiren. Allein man kann die Facta einräumen, ohne daß man die angegebene Verbindung der Ursachen und Wirkungen unter denselben für richtig erkennt. Wer wird leugnen, daß ein Volk besser daran und glücklicher ist, wenn es Ackerbau und Manufacturen neben einander treibt, und wenn es die Abnehmer seiner Producte im Lande selbst findet, als wenn es dieselben in weiter Ferne aufsuchen muß? Die Vertheidiger der Gewerbs- und Handelsfreiheit behaupten nur, daß, wenn ein Volk seine Kräfte und Capitale am vortheilhaftesten auf die eine Art der Producte verwendet, und damit andere ihm benöthigte Bedürfnißmittel weit wohlfeiler kaufen kann, als wenn es solche selbst macht, und darüber seine ihm mehr einbringenden Arbeiten versäumen müßte, die Regierung fehlerhaft verfahren würde, wenn sie die Nation zwingen wollte lieber alles selbst, wenn gleich mit noch so schweren Kosten, selbst hervorzubringen, um nur nichts von den Fremden zu erhalten. Sie behaupten, daß, wenn der Verkehr freigelassen wird, der eigne Vortheil die Nation antreibt, diejenigen Gewerbe zu betreiben, wodurch die Producte am wohlfeilsten und vollkommensten hervorgebracht werden, und damit das von andern Nationen einzutauschen, was diese wohlfeiler und vollkommener hervorzubringen verstehen, und daß Einmischungen der Regierungen, welche den Verkehr nach ihren Begriffen des allgemeinen Wohls ordnen, häufig in Gefahr gerathen, durch den von ihnen erzwungenen oder veranlaßten Gang der Gewerbe dem Ganzen vielmehr zu schaden als zu nützen. Mit diesen Behauptungen bestehen die Thatsachen, welche Hr. Gall von Nordamerika und von den europäischen Staaten anführt, sehr wohl.

Daß die vereinigten Staaten in dem ersten halben Jahrhundert ihrer Entstehung so schnell und so schön emporblüheten, verdankten sie gerade ihrer vollkommenen Gewerbfreiheit und ihren so glücklichen Eigenthumsverhältnissen. Eine junge aufgeklärte, die besten Institutionen der alten Welt in ihre Staatsverbindung mitbringende Nation, angesiedelt auf einem fruchtbaren Landstriche, zum Handel und Verkehr mit andern civilisirten Nationen gelegen, auf einem Boden, der noch nichts werth war, oder in welchem noch kein Capital stak, als die Arbeit und Industrie, welche seine Besitznehmer darauf gewandt hatten, und wovon jeder durch dieses Mittel sich so viel davon erwerben konnte, als er Lust hatte, und in Verbindung mit Völkern, denen die Bodenproducte wegen der vielen Capitale, welche nach und nach hineingewandt waren, viel theurer zu stehen kamen — ein solches Volk mußte sich natürlicherweise ganz und gar auf die Förderung und Gewinnung der rohen Producte werfen, und durch seinen Fleiß soviel davon hervorbringen, daß es seinen Vortheil dabei fand, sich für deren

Digitized by Google

Ueberfluß von den Nationen, welche es weiter als sie in den Künsten und Manufacturen gebracht hatten, (denen daher die Hervorbringung solcher Kunstwaaren weniger Mühe und Arbeit und Capitale kosteten als ihnen), die nöthigen oder wünschenswerthen Manufactur- und Kunstwaaren einzutauschen. Da den europäischen Völkern dergleichen Waaren wohlfeiler zu stehen kamen als den Nordamerikanern, und diesen die Nahrungsmittel viel wohlfeiler zu stehen kamen als den Europäern: was konnte für beide vortheilhafter seyn, als wenn beide gegen einander das austauschten, was jede Nation am wohlfeilsten und am vollkommensten hervorbrachte? Keine Nation entbehrte dabei die Producte der andern; und es war eben so gut, als wenn der Amerikaner die Fabriken und Manufacturen, deren Producte er kaufte, im Lande hatte, und als ob der Engländer die Felder von Amerika in England ꝛc. hätte, da jedes Volk einen Theil seiner ihm eignen Arbeit zu dem Besten des andern verrichtete. Warum sollten die Amerikaner besser daran gewesen seyn, wenn sie, vielleicht mit noch einmal so viel Arbeit und mit einem noch einmal so großen Capitale die Kunst- und Manufacturwaaren, die sie von England erhielten, bei sich hervorgebracht, und dabei die Production des Getreides, Holzes ꝛc. was sie sonst dafür nach England schickten, und die ihnen vielleicht nur die Hälfte der Arbeit und des Capitals kostete, womit sie die Producte hervorbrachten, wofür sie alles dieses von England kauften, hätten unterlassen müssen? — Die Thorheit eines solchen Verfahrens mußte in die Augen springen. Alle die Manufacturen und Künste, welche die Amerikaner von selbst wohlfeiler und besser oder wenigstens eben so gut betreiben konnten, als die Engländer oder andere Europäer, entwickelten sich ganz von selbst in Amerika. Wagen und Ackergeräthe und eine Menge anderer Dinge, wozu das Material im Lande und die Bearbeitung leicht war, wurden in Amerika selbst gemacht. Ganze Häuser von Holz wurden dort fabricirt, und in die Ferne, ja selbst ins Ausland versandt. Es fehlte also dort niemals an den nöthigen und vortheilhaften Manufacturen. Bei dieser Freiheit befand sich, nach Hrn. Galls eignem Zeugnisse, Nordamerika sehr wohl und schritt in seinem Wohlstande in zunehmender Progression, besonders in den Jahren 1796 bis 1810, fort. — Wenn man nun erwägt, daß in jener Epoche gerade in Europa eine unendliche Menge von fremden Lebensmitteln, Schiffsbedürfnissen u. s. w. verbraucht wurde, und Amerika alles dieses zu den vortheilhaftesten Preisen liefern konnte; so begreift sich, wie die so starke Nachfrage, als die europäischen Capitale, welche zum Krieg ꝛc. verwandt wurden, hervorbrachte, die ländliche Production in Amerika so außerordentlich aufmuntern und das Land mit allen europäischen

Digitized by Google

Manufactur- und Kunstproducten überschütten mußte. Künstliche Maßregeln des Staats bedurfte es dazu gar nicht, alles ging seinen natürlichen Weg. Ueberflüssiges wurde gegen Ueberflüssiges ausgetauscht und dadurch jedem das, was er begehrte, in die Hände gebracht. — Dadurch wurden beide mit einander verkehrende Nationen wohlhabender und reicher. Jedoch mußte der Austausch der Güter der verschiedenen Nationen verschiedene Wirkungen haben, weil das, was sie gegenseitig von einander empfingen, verschiedentlich angewandt wurde. Was nämlich aus Nordamerika nach Europa ging, wurde größtentheils ohne Nutzen verzehrt, das Capital ging durch den Aufwand des Kriegs, durch die Verzehrung der Soldaten, der Matrosen, durch das Verderben der Schiffe, des Segelwerks, der Taue u. s. w. verloren, und die Europäer mußten durch neue Anstrengungen ihrer Industrie das wieder hervorbringen, was zum Eintauschen dessen nöthig war, was die Kriegsbedürfnisse von neuem forderten. Was aber von Europa nach Amerika ging, wurde zum Etablissement und zur Ausstattung neuer Familien verwendet, floß als Lohn der Arbeiter den industriösen Classen zu, diente zur Erweiterung und Verbesserung der Cultur der Ländereien, zur Gründung vortheilhafter Manufacturen und Sammlung von Capitalen. Und so gewann freilich Amerika weit mehr in diesem Verkehr als Deutschland und die übrigen europäischen Länder. Jenes sammelte neben den Genüssen, die es von den europäischen Waaren hatte, Capitalien; dieses verschwendete das Meiste von dem, was es bekam, und die Verzehrung ließ in Europa oft nur Spuren der Verwüstung nach, wenn in Amerika während der Consumtion der von Europa empfangenen Güter Felder angebaut, Manufacturwaaren gemacht, oder Häuser erbaut und ausgeschmückt oder sonstige Bestandtheile des Reichthums hervorgebracht wurden. Auch wurden die europäischen Schätze, welche für amerikanische Waaren nach den vereinigten Staaten gingen, auf eine für die Vermehrung des Nationalreichthums viel vortheilhaftere Art vertheilt, als das was die Europäer für ihre Güter empfingen, unter diese letzteren. In Amerika entsprang der Werth der Grundstücke fast blos durch Arbeit und Industrie; gesammelte Industrie, d. h. Capitale hatten nur einen geringen Theil an der Hervorbringung der amerikanischen Producte. Daher vertheilten sich dieselben, oder welches dasselbe ist, deren Werth und Preis unter die Einwohner der vereinigten Staaten auf eine ganz andere Weise als in den meisten Ländern von Europa. In Europa nämlich ziehen die Grundeigenthümer einen sehr großen Theil von den auf ihrem Boden gewonnenen Producten, und die Arbeiter müssen sich nur mit einem geringen Theil derselben begnügen. In vielen europäischen Län-

Digitized by Google

dern haben die Grundherren eine so große Gewalt erhalten, daß sie den Arbeitern die Bedingungen, unter welchen sie den herrschaftlichen Boden bearbeiten dürfen, allein und willkürlich machen; und da die Arbeiter keinen andern Weg vor sich finden, ihr Leben zu fristen, so müssen sie sich jede Bedingung gefallen lassen, die ihnen die Herren bei Bearbeitung ihres Bodens machen. In solchen Ländern geben daher die Herren den Arbeitern auf ihrem Boden gerade nur so viel, als sie zu ihrer Nothdurft nöthig haben; den ganzen Ueberschuß der Bodenproducte über dieses Bedürfniß der Arbeiter nimmt der Herr für sich. Und in solchem Lande kann niemand von andern Nationen etwas Bedeutendes kaufen, als die Grundherren oder gut besoldeten Staatsdiener, welche zusammen die ausgedehnten Manufacturen im Lande erhalten oder Reichthümer unter andern Classen erzeugen können. Nur dann, wenn sich in dergleichen Ländern die Grundstücke mehr in kleinere Stücke zu vertheilen anfangen, und diese in die Hände freier Landwirthe gerathen, wenn diese die Landwirthschaft so vervollkommnen, daß sie mit wenig Händen große Ueberflüsse von Nahrungsmitteln schaffen, und damit große zahlreiche Classen freier Handarbeiter, Manufacturisten und Künstler nähren, die gleichfalls genug übrig behalten, um von dem Ueberschusse ihres Lohnes andere Lohnarbeiter, Handwerker und Manufacturarbeiter zu bezahlen, bildet sich in dem Volke eine Schöpfung neuer Reichthümer, die sich unter alle Classen des Volks vertheilt und woran Geber und Empfänger ziemlich zu gleichen Theilen Theil nehmen. Der Handwerker und Manufacturist macht mit dem Ueberflusse seiner Producte nicht nur den Landmann, sondern auch andere Arten von Handwerkern und Manufacturisten wohlhabend und reich, indem jeder seinen Ueberfluß unter Tausende vertheilt, und dafür wieder einen gleichen Werth, aus tausenderlei verschiedenartigen Dingen bestehend, dafür empfängt. So wird das Volk durch innern Verkehr unter sich selbst wohlhabend und reich, und was das Volk sich selbst nicht machen kann, das tauscht es für seinen Ueberfluß von andern Völkern ein. Dieser äußere Verkehr wird sodann eine gegenseitige Quelle des Wohlstandes der mit einander verkehrenden Völker, eben so wie der innere Verkehr die Einwohner des Landes (wenn jeder Dinge schafft, die er nicht für sich braucht, die aber andere brauchen,) gegenseitig wohlhabend macht oder bereichert, oder ihnen die Möglichkeit verschafft, gegenseitig ihre verschiedenen Werke zu genießen. Ist aber ein Volk wie das amerikanische noch in der Lage, daß fast das ganze Volk in einer einartigen Arbeit, z. B. im Landbau, vollauf Beschäftigung und zwar die allervortheilhafteste, für sich findet; werden die Producte dieser Arbeit blos nach dem Gesetze

Digitized by Google

der freien Industrie unter die verschiedenen Individuen vertheilt, so daß jeder nur nach dem Maße des Fleißes und der Geschicklichkeit an der Quantität der erzeugten Producte Theil nimmt, und jeder um so mehr davon erhält, je mehr er Fleiß und Geschicklichkeit besitzt und auf die Gewinnung der Producte verwendet, so vertheilt sich die Summe der Producte unter alle Fleißige und Industriöse nach dem Maaße ihrer Thätigkeit und Geschicklichkeit, und jeder erhält sodann nach diesem Maaße einen Ueberfluß davon. Bedürfen nun andere Nationen diesen Ueberfluß und besitzen die Geschicklichkeit, einer solchen Nation Producte von Handwerken, Manufacturen und Künsten zu liefern, welche dieselbe bedarf und begehrt, die sie aber so wohlfeil nicht machen kann, als jene Nationen sie ihr liefern können; so ist nichts vortheilhafter, als wenn diese Nation sich der einförmigen Arbeit, die ihr am besten gelingt, ausschließlich überläßt und von andern Nationen alle die mannichfaltigen Producte dafür eintauscht, die sie begehrt, und welche die übrigen Nationen eben so besser und wohlfeiler zu machen verstehen, als sie selbst diejenigen Producte wohlfeiler und vollkommen hervorbringt, welche sie den Ausländern liefern kann. Für eine solche Nation kann es durchaus kein Nachtheil seyn, daß sie nicht alles sich selber macht. Dabei würde sie nothwendig sich viel schlechter befinden müssen, weil sie in derselben Zeit und mit derselben Arbeit nicht so viel Manufacturwaaren und Kunstproducte sich schaffen könnte, als andere Nationen ihr für die ländlichen Producte, die sie in derselben Zeit und mit derselben Quantität Arbeit schaffen, liefern würden. Die Nation wird also durchaus keinen Mangel an jenen Dingen leiden; wenn sie gleich solche nicht selber macht; sie wird vielmehr eine größere Quantität davon genießen können, wenn sie sie mit ihren Producten eintauscht, als wenn sie solche selbst machen wollte. Hieraus erhellt also deutlich die Falschheit der Gall'schen allgemeinen Behauptung, daß ein Land glücklicher daran seyn würde, wenn es seine eignen Manufacturen hätte, als wenn es die Manufacturwaaren aus fremden Ländern empfangen müßte. Wenn der Verkehr frei ist, so werden die Manufacturen, welche dem Lande vortheilhaft sind, ohne alle polizeiliche Einmischung ganz von selbst entstehen. Wenn nämlich Manufacturen von selbst entstehen, so ist dieses ein Zeichen, daß Mehrere im Lande dergleichen Manufacturarbeiten vortheilhafter für sich finden als den Landbau, und also mehr damit gewinnen als mit diesem, und daß sie sich also bei der Wahl der mannichfaltigen Arbeiten im Ganzen besser befinden, als wenn sie sich der einförmigen überließen. Es findet sich daher bei einer jeden Nation die Manufacturarbeit ganz von selbst ein, sobald sie vortheilhaft wird, ohne daß sie durch Gesetze her-

Digitized by Google

vorgetrieben zu werden braucht. Der Landbauer bedarf mehrerer Manufacturproducte und macht sich dieselben anfangs in seinen müßigen Stunden, die er zur Landarbeit, die ihm seine Nothdurft liefert, nicht nöthig hat, selber. Sobald er aber bemerkt, daß Andere ihm für seinen Ueberfluß an Landesproducten, den er in seinen müßigen Stunden hervorbringen konnte, mehr und bessere Manufacturproducte liefern, als er sich in dieser Zeit schaffen konnte, schränkt er sich lieber auf bloße Landarbeit ein und tauscht mit dem Ueberflusse seiner Landproducte die ihm nöthigen oder angenehmen Manufacturproducte ein. Der Manufacturist wählt aber aus dem nämlichen Grunde die Manufacturarbeit zu seiner ausschließlichen Beschäftigung, weil er damit mehr ländliche Producte eintauschen kann, als er sich verschaffen könnte, wenn er selbst diese Art von Arbeit statt seiner Manufacturarbeit betreiben wollte. So theilt sich also die Arbeit auf eine ganz natürliche Art in verschiedene Classen, und in jedem Lande wird immer von Einigen die eine Art von Arbeit mit mehr Vortheil betrieben als andere Arten. Die Vertheilung der Arbeitsarten findet sich aber da, wo Freiheit der Wahl herrscht, ganz von selbst durch die Vorstellung des gegenseitigen größeren Nutzens ein. Es gibt daher kein Land, wo nicht neben dem Landbau mehrere Manufacturarbeiten, und zwar gerade alle diejenigen betrieben würden, welche für dasselbe nützlich und vortheilhaft sind. Nur diejenigen Arbeiten werden von den Ausländern gekauft, welche nicht so gut und nicht so vortheilhaft von den Inländern selbst betrieben werden können, es sey, weil es ihnen noch an Geschicklichkeit oder an Capitalen fehlt, oder es sey, weil beide, sofern es solche besitzt, auf eine andere Weise vortheilhafter beschäftigt werden können.

Wenn nun in Nordamerika, wie Herr Gall annimmt, bis zum Jahr 1805 das System der vollkommen freien Gewerbthätigkeit geherrscht und sich bis dahin so gestaltet hatte, daß die Amerikaner auf viele Manufacturarbeiten gänzlich Verzicht leisteten und die Producte derselben lieber von andern Völkern eintauschten, so war dieses unstreitig der vortheilhafteste Zustand für sie, und sie würden gern dabei geblieben seyn, wenn keine Störungen dieses Verkehrs von außen dazugekommen wären. Als aber durch Napoleons Maßregeln in den Jahren 1806 — 1810 die fremden Waaren den amerikanischen Häfen möglichst versperrt wurden, und diese daher daselbst im Preise stiegen, war es sehr natürlich, daß nun in Amerika selbst den Manufacturarbeiten, welche bisher von den Ausländern betrieben und nach Amerika geliefert wurden, Hände und Capitale zuströmten und sich vom Landbau abwandten. Und da hierdurch kein Landbau zu Grunde ging, indem die äußere Nachfrage immer noch stark genug blieb,

Digitized by Google

um die bisherigen Capitale zu beschäftigen, so gingen nur die neuerworbenen oder hinzuwachsenden Capitale und die, welche ohne großen oder ohne allen Verlust aus dem Landbau gezogen werden konnten, zu den neuen Manufacturen über, wofür das bonapartische Prohibitivsystem eine vortheilhafte Anlage eröffnet hatte; und auf diese Weise war es kein Wunder, wenn der Wohlstand fortschritt und selbst noch einen stärkern Schwung nahm als bisher. Denn es wurden dadurch neue Gewerbe gegründet, und das von außen für die rohen Producte einströmende Geld diente, den neuen Nahrungszweigen Unterhalt zu verschaffen. Auf einen solchen Zustand konnte aber eine Veränderung, wie sie im J. 1815 eintrat, nicht anders als sehr zerstörend wirken. Denn von der einen Seite hörte plötzlich die starke Nachfrage nach ländlichen Producten auf, welche die unendliche Consumtion des Krieges und die aus allen Winkeln zusammengeholten Capitale der europäischen Völker bisher in Europa und in Amerika unterhalten hatten. Der Debit aller Landesproducte ins Ausland gerieth in Stocken, und die Preise wurden bei der natürlich eine Zeit lang fortlaufenden gleich großen Production heruntergedrückt. Hierdurch verlor auf der einen Seite der inländische Fabrikant viele Abnehmer, da dem Getreideproducenten die Geldeinnahme für seinen Ueberfluß ausblieb, und das, was er für das Abgesetzte erhielt, kaum die Hälfte von dem betrug, was er sonst einnahm. Es kam noch hinzu, daß, so wie das Continentalsystem umgestürzt wurde, die europäischen Manufacturwaaren wieder zu viel niedrigern Preisen in die amerikanischen Häfen eindrangen und die inländischen Fabriken noch mehr niederschlagen halfen. Daß dadurch Noth und Armuth in einem großen Theile des amerikanischen Volks, so wie unter allen Völkern überhaupt, die sich in einer ähnlichen Lage befanden, entstehen und sich über einen größern Theil ausbreiten mußte, war ganz natürlich; aber sie floß nicht aus der Freiheit des Verkehrs, sondern gerade aus den vorhergehenden gewaltsamen Maßregeln und aus den dadurch herbeigeführten Umständen. Wäre das Continentalsystem nicht verfügt worden, so wären die Gewerbe in Amerika und Europa in ihrem Gange geblieben. Die Manufacturen, welche dasselbe hervortrieb, wären nicht entstanden, sondern der Austausch der Producte der verschiedenen Völker unter einander hätte fortgedauert, bis sich die Gewerbe in den verschiedenen Ländern nach ihren gegenseitigen Vortheilen und Bedürfnissen allmälig und ohne alle Erschütterung nach und nach anders gebildet und geformt hätten. Amerika hätte vielleicht seine jetzigen Manufacturen erst im Verlaufe von 50 oder 100 Jahren erhalten, welche das Continentalsystem in zwei Jahren hervortrieb. Dabei hätte Amerika nicht das geringste einge-

Digitized by Google

büßt; denn es hätte unterdessen desto mehr Landproducte erzeugt und damit die Manufacturwaaren anderer Länder eingetauscht, und folglich eben so viel, wahrscheinlich mehr Genuß davon gehabt als bei dem eingetretenen Treibhaussysteme. In England, in Deutschland, allenthalben sehen wir die Noth aus denselben Ursachen entspringen. Wir sehen in Deutschland deutschen Kaffee bauen, aus Runkelrüben Zucker fabriciren. Ward Deutschland dadurch reicher als damals, als es den aus Runkelrübenfeldern erbauten Weizen und seine Leinwand ins Ausland schickte und dafür Kaffee und Zucker für ein Drittel des Preises seines eignen Runkelrübenzuckers hereinholte? Wie kann man bei einigem Nachdenken die kümmerlichen Fabriken so hoch anschlagen, welche das Continentalsystem hervortrieb? — Die Folgen einer solchen durch dessen Einführung und Wiederaufhebung bewirkten Handelszerrüttung waren allerdings höchst traurig; aber wenn man glaubt, daß neue Verbotssysteme das Uebel geheilt haben oder es besser und schneller heilen werden, als wenn man die Sache ihrem natürlichen Gange überläßt, so irrt man sich sehr. Die Einfuhr der fremden Waaren mußte sich mit dem sinkenden Werthe der Landesproducte, welches eben so viel als die Verminderung der Einnahme der Einwohner ist, von selbst mindern, weil man nicht mehr so viel kaufen kann, wenn man an Einnahme verliert. Daß das, was man im Lande bedurfte, von den Ausländern wohlfeiler als von den Inländern geliefert wurde, war für das Land offenbar ein Vortheil. Denn der Ueberschuß, den der wohlfeilere Preis übrig ließ, konnte ja nun etwas andres kaufen, folglich andere Arbeit im Lande bezahlen. Zwang man die Inländer zu theurerm Ankauf dieser Producte von Inländern, so wurden zwar diese Inländer ernährt, aber andere Inländer verloren zugleich den Debit derjenigen Producte, womit sie die Ausländer, welche dem Lande sonst die Producte lieferten, bezahlten. Was also das Land auf der einen Seite gewinnt, verliert es auf der andern, und wahrscheinlich verliert es mehr, als es gewinnt. Der Roggen, womit sonst die Polen den Schlesiern ihr Tuch bezahlten, kann nicht mehr gebaut werden, wenn die Polen aufhören ihr Tuch von den Schlesiern zu kaufen. Die Roggenbauer, welche den Roggen für Schlesien baueten, werden also arbeitslos werden, dagegen werden einige Tuchmacher so viel an Arbeit gewinnen, als die Roggenbauer verloren haben. Da aber die Polen für dieselbe Quantität Roggen mehr Tuch von den Schlesiern erhielten, als sie selbst mit derselben Quantität Arbeit hervorbringen können, (weil ihr Tuch theurer als das schlesische ist), so befanden sich die Polen offenbar besser, so lange sie das Tuch von den Schlesiern mit ihrem Roggen eintauschten, als wenn sie es selbst machten und dafür aufhörten ihre Roggenfel-

Digitized by Google

der anzubauen; daß sie aber beides zusammen betreiben, läßt sich durch ein Einfuhrverbot des schlesischen Tuches nicht bewirken, denn das Tuch war eben das Mittel, wodurch der Schlesier den polnischen Roggen kaufen konnte. Verschmäht nun der Pole dieses Tauschmittel oder darf das Tuch nicht mehr in sein Land, so fehlt ihm dieser Theil des Debits seines Getreides. Will nun der Pole sein Tuch selbst machen, so bedarf er dazu Capitale und Arbeiter. Beide bringt aber das Verbot nicht unmittelbar hervor. Mittelbar allenfalls dadurch, daß es dem Getreidebauer die Arbeit, die er zum Anbau des Roggens, der fürs Tuch nach Schlesien ging, genommen und ihn dadurch zum Tuchweberstuhl treibt, und dem Capitale, das bisher mit diesem Roggenbau beschäftigt war, seinen Gegenstand nimmt und es vielleicht zur Anlage einer Tuchfabrik zwingt. Wie viel wird aber die Arbeit und das Capital bei diesem Uebergange einbüßen, und wie viel wird folglich das Land im Ganzen dabei verlieren! Zwar trifft sichs nicht gerade, daß diese Arbeiten und Beschäftigungen so verwechselt werden, wie es hier vorgestellt ist. Aber die Folgen sind noch schlimmer, wenn ein solcher Wechsel nicht statt findet. Denn verliert z. B. der Theil der Arbeiter, welcher das Tauschmittel für das fremde Tuch hervorgebracht hat, gänzlich seine Arbeit, so wird er, wenn ihm keine andere verschafft wird, zum Bettler, und das Capital, welches im Getreideboden stak, geht in der angeführten Proportion zu Grunde, indem der Boden so tief im Werthe sinkt. Werden dann andere Arbeiten und andere Capitale zu den innern Tuchfabriken durch Prämien und höhere Preise hingezogen, so gehen die Beschäftigungen, welche diese bisher betrieben, ein, und da diese Arbeiten ohne Zweifel bisher Nutzen brachten, so büßt das Land offenbar bei ihrem Untergange ein, und dem Volke wird für das inländische neue Tuch mehr abgenommen, als es sonst fürs ausländische bezahlte; es werden also die Kaufkräfte des Volks geschwächt, und was die Nation sonst wohlfeiler genoß, muß sie jetzt theurer bezahlen; ihr reeller Reichthum, d. h. ihr Vermögen zu genießen, ist also offenbar durch die zergliederte Maßregel vermindert.

Hätten die Amerikaner sich ihrem Schicksale preisgegeben und in den natürlichen Gang des Handels und des Verkehrs nicht eingegriffen, so würden allerdings die traurigen Folgen der Stockungen und der gewaltsamen Verminderungen auch nicht abgewendet worden seyn. Aber die herabgedrückten Getreidepreise hätten nach und nach auch die Manufacturarbeiten im Lande heruntergebracht, und die Ausländer hätten ihre Manufacturarbeiten bald nicht mehr so wohlfeil liefern können, als die Amerikaner es selbst vermochten. Hierdurch hatte sich der Debit der englischen Waaren von selbst

Digitized by Google

vermindert, und die Amerikaner wären aufgemuntert worden das zu machen, was sie sonst wohlfeiler von England erhielten. Ging ihnen das Geld aus dem Lande, so wurde das Geld bei ihnen desto theurer, folglich alle im Lande erzeugte Waaren desto wohlfeiler, so daß bei freiem Verkehr das Geld von den geldreichen Nationen bald wieder zu ihnen zurückströmen mußte. Nahmen die fremden Nationen das Prohibitivsystem gegen die amerikanischen Producte an, so verschlossen sie zugleich ihren eignen Waaren den Markt. Denn keine Nation kann von der andern etwas kaufen, die alle ihre Waaren zurückstößt. Verlangt sie blos baar Geld von ihr, so wird der Umfang ihres Absatzes doch nie größer seyn können, als diese Nation, wenn sie selbst keine Bergwerke hat, Geld von andern Nationen für ihre Producte eintauschen kann, und dieses wird selten eine Summe von großem Umfange seyn. England hat einige Jahrhunderte hindurch das Prohibitivsystem gegen andere Nationen versucht, und ließ fast nur die rohen Producte derselben ins Reich. Zum Glück stimmte dieses System so ziemlich mit der natürlichen Beschaffenheit der übrigen Länder zusammen. Denn sie besaßen die Geschicklichkeit nicht, die Manufacturwaaren, welche ihm England lieferte, so gut und so wohlfeil zu machen, und es waren gerade die rohen Producte, die sie besser und wohlfeiler liefern konnten als die Engländer. Und so würde der Gang der Dinge ohngefähr derselbe geblieben seyn, wenn gar keine Verbotgesetze von Seiten Englands vorhanden gewesen wären. Denn fast kein Land konnte England seine Manufacturwaaren zu annehmlichen Preisen zuführen. Die allermeisten englischen Verbote waren daher unnütz. Anders wirkte allerdings das Verbot der Einfuhr fremden Getreides und anderer rohen Producte. Denn dadurch wurden den andern Ländern ihre Zahlmittel verkümmert, und diese Maaßregel konnte nichts andres hervorbringen als Verminderung des Debits der englischen Producte bis auf ihr Minimum. Alle verständige Staatsmänner in England fangen an dieses zu bemerken, und schicken sich deshalb an, das Prohibitivsystem aufzugeben.

Wenn eine so gewaltsame Erschütterung in dem Verkehre vorgeht, als der letzte Krieg und der daraus erfolgte Friede hervorgebracht haben, so ist das Elend und die Noth, welche daraus für Millionen Individuen entsteht, etwas Nothwendiges und Unabwendliches. Politische Maaßregeln, Verbote, Privilegien und andere künstliche Veränderungen in den Gewerben können das Elend einer oder einiger Classen vermindern, einigen Vortheile und Reichthümer zuwenden, und daher an gewissen Stellen den Schein von größerem Wohlstande hervorbringen. Aber das Elend und die Noth im Ganzen wird dadurch nicht vermindert. Vielmehr ent-

Digitized by Google

steht allemal, wenn an dem einen Punct ein Glanz oder Schimmer künstlich hervorgetrieben wird, an einem andern Orte ein desto größeres Elend, wenn es gleich nicht allemal so in die Augen fällt als der künstlich erregte Schein des Glücks. Wenn dagegen die Regierung die Gewerbe ihrem freien und natürlichen Gange überläßt, so wird zwar die Noth und das Elend, das eine Folge natürlicher oder künstlicher Ursachen ist, auch nicht zu vermeiden seyn, aber das Unglück heilt sich dann nach und nach leichter von selbst wieder. Verliert der Landbau seinen großen Debit, so sinken die Getreidepreise herunter, und viele Landleute gehen darüber zu Grunde. Aber das Land geräth dann in mehrere Hände, und die Landherren werden zur eigenen sparsameren Wirthschaft genöthigt. Es entstehen Arbeiten und Manufacturen für die kleinen Eigenthümer und Landwirthe, und durch deren Production wird der Preis der ländlichen Producte wieder in die Höhe gehoben, so daß Manufacturarbeit und Landarbeit wieder mit einander ins Gleichgewicht kommen, und der innere Verkehr nach und nach einen Umfang und eine Größe erreicht, dem die Veränderung des ausländischen Debits keinen großen Abbruch mehr thun kann.

Die Regierungen haben dabei nichts zu thun als 1) den innern Verkehr unbedingt frei zu lassen und dabei nur strenge Gerechtigkeit zu handhaben;

2) keinem Gewerbe ein Hinderniß oder eine Beschränkung aufzulegen, welche nicht durch das Recht geboten wird;

3) bei ausländischen Völkern dahin zu wirken, daß sie die Freiheit des Verkehrs zwischen ihren beiderseitigen Nationen da, wo sie gehemmt ist, immer mehr wieder herstellen, bis endlich die vollkommene Verkehrsfreiheit wieder errungen ist. Dabei sind gütliche Mittel und gründliche Vorstellung der Wahrheit die besten und vielleicht die einzigen zweckdienlichen Mittel.

Retorsionen derselben Uebel vermehren das Unglück des eignen Landes, anstatt dasselbe zu mindern. Wenn unsere Regierung die Einfuhr der englischen Manufacturwaaren verbietet, weil England unsre Manufacturwaaren oder unser Getreide nicht einläßt, so leidet es keinen Zweifel, daß unserm Lande durch die letztere Maßregel von England Schaden zugefügt wird, wenn es ohne dieselbe seine Producte in England absetzen könnte. Allein dieser Schade wird durch das Gegenverbot nicht vermindert, sondern nur vermehrt. Denn indem wir Englands Waaren einzuführen verbieten, vernichten wir zugleich diejenigen Productionen in unserm Lande, welche in demselben zur Bezahlung des Werthes der eingeführten englischen Producte hervorgebracht wurden, es sey nun, daß wir diese an England selbst abgeben, oder das baare Geld dafür von andern Ländern eintauschen, um solches an die

Digitized by Google

Engländer zu bezahlen. Sagt man, daß unser Volk eben dadurch veranlaßt werden solle diese Producte selber zu machen, so ist dagegen zu erwägen, daß die Uebergänge der Capitale und Arbeiten von einem alten Gewerbe zu einem neuen, welche, wie wir oben gezeigt haben, nöthig sind, um eine solche Veränderung in den Gewerben hervorzubringen, schon eine höchst schädliche Zerstörung in den Gewerben selbst hervorbringen und viel Capital vernichten, und daß doch der Nation allemal diese eignen Producte theurer zu stehen kommen werden als die aus England bezogenen. Der Verlust würde niemals so groß seyn, wenn die Dinge ihrem natürlichen Gange überlassen blieben. Gesetzt, die Einfuhr des preußischen Getreides wird in England verboten oder erschwert; so wird der Ankauf englischer Producte, da Preußen dadurch seine Zahlmittel an England verloren hat, nothwendig sehr vermindert. Angenommen, Preußen verkauft sein Getreide an andere Nationen für Geld und wendet dieses Geld zu dem Einkaufe englischer Waaren für sich an, so wird es doch immer weniger von England kaufen können, weil es für das Getreide, womit es sonst England bezahlte, weniger Geld von andern Völkern erhält, als es sonst von England dafür in der Berechnung empfing. Zwingt nun Preußen sein Volk die englischen Waaren entweder ganz zu entbehren, oder sich dieselben selber zu machen, so wird es im ersten Falle die daraus entspringenden Genüsse ganz einbüßen und im zweiten dieselben wenigstens theurer bezahlen müssen, folglich in jedem Falle mehr verlieren, als es verlieren würde, wenn dieser Zwang unterblieben wäre. Gewöhnlich bildet man sich ein, daß sich sogleich Arbeiter und Capitale für die neuen Manufacturzweige von selbst finden würden, wenn nun das Verbot der fremden Waaren erfolgt ist. Allein es wird dabei nicht erwogen, daß zu den neuen Manufacturen neue Capitale und andere Arbeiter gehören als jene, die durch die bisher im Lande befindlichen Capitale beschäftigt wurden, und daß die neuen Capitale so wenig als die zu den neuen Arbeiten nöthigen Geschicklichkeiten durch das Verbot hervorgebracht werden; daß letzteres zwar die Verluste und den Untergang bestimmter Gewerbe, nämlich derer, welche bisher das producirten, womit wir die ausländischen Waaren, die nun verboten sind, bezahlten, gewiß erlitten hat, aber daß es noch sehr ungewiß ist, ob durch die neu aufgeregte Industrie die außer Thätigkeit gesetzten Capitale zur Anwendung in derselben kommen, und die außer Brot gebrachten Arbeiter bei der neuen Beschäftigung ein Unterkommen finden werden. Unterbleiben die Gegenzwangsmaßregeln, so entgeht freilich das Volk den üblen Folgen auch nicht, die aus den Einschränkungen anderer Völker fließen; aber es leidet doch wenigstens kein anderer dabei als der, welchen diese

Digitized by Google

Folgen mittelbar oder unmittelbar treffen. Die Leidenden müssen sich dann selbst helfen, so gut sie können. Stehen ihnen nun alle Gewerbe und alle Beschäftigungen offen und frei, so wird ihre Industrie und ihr Scharfsinn durch die Noth gestachelt, sie werden die Mittel, wodurch sie ihre Unfälle abwenden oder mildern können, gewiß am ersten ausfindig machen, und die Gewerbe werden sich durch das eigne Nachdenken der Gewerbtreibenden am schnellsten wieder so einrichten und modificiren, daß daraus für das Ganze ein geringeres Uebel zurückbleibt, als wenn der Staat durch seine gewaltsamen Einmischungen an dem einen Orte eine Classe in ihrer Wohlhabenheit zu erhalten sucht und dadurch eine andere viel zahlreichere in desto größeres Elend bringt. Das Verbot des Viehes aus dem südlichen Deutschland nach Frankreich mußte allerdings den an der Grenze Frankreichs gelegenen deutschen Provinzen bedeutenden Schaden zufügen, und die Landwirthschaft erhielt dadurch im südlichen Deutschland einen harten Stoß, da ihr eine so beträchtliche Menge Käufer ihres Viehes entzogen wurden. Viele Landwirthe werden dadurch genöthiget werden ihr ganzes Wirthschaftssystem zu ändern und auf Hervorbringung anderer Producte zu sinnen, und ihr Einkommen aus ihrer Wirthschaft wird sich vielleicht auf lange Zeit, wohl gar für immer vermindern, sie werden wahrscheinlich einen Theil ihres Grundcapitales durch jene Maaßregel verlieren. Wird aber diesen leidenden Landwirthen dadurch geholfen, daß man den Eingang der französischen Waaren verbietet oder hoch imposirt? Es kann ein solches Verbot keine andere Wirkung haben, als daß die Süddeutschen, wo dieses Verbot statt findet, nachdem ihr Einkommen durch das französische Verbot der Einfuhr ihres Viehes vermindert ist, nun noch den franz. Wein u. s. w. entbehren oder viel theurer bezahlen müssen als sonst. Diejenigen, welche sich um des Verbots willen den Wein versagen, werden deshalb das dadurch Ersparte nicht auf den Ankauf des Fleisches wenden, das die Franzosen nicht mehr einlassen. Dahingegen könnte gar wohl das durch das französische Verbot wohlfeiler gewordene Fleisch in den deutschen Provinzen die Fleischconsumtion vermehren, und der Genuß davon sich unter den ärmern Classen verbreiten, wodurch viel mehr Gutes entstehen würde als durch die Retorsionsmaßregel des Weinverbots. Zwingt der Staat seine Einwohner den Wein theurer zu bezahlen als bisher, so entzieht er offenbar allen denjenigen Classen einen Theil ihres Einkommens, welche solches bisher aus den Summen erhielten, welche jetzt für den Wein mehr bezahlt werden. Denn wenn ich 100 Thlr. für den Wein bezahlen muß, den ich sonst für 60 erhielt, so muß ich 40 Thlr. weniger für andere Artikel ausgeben;

Digitized by Google

wer also sonst diese 40 Thlr. empfing, wird sie nun in seiner Einnahme verlieren, wenn sonst alles Uebrige dasselbe bleibt.

Nichts ist verführerischer, als über Verhältnisse dreist und kurz weg zu urtheilen, welche durch eine unendliche Complication von Ursachen hervorgebracht werden, wovon einige so in die Augen springende Wirkungen hervorbringen, daß sie auch dem gemeinsten Beobachter auffallen müssen, während die andern aus vieler dabei vorkommenden Rückwirkung sich in tausenderlei Formen verstecken, und der Schein entsteht, als ob sie gar nicht vorhanden wären, obgleich, genauer besehen, die verborgenen Wirkungen, wenn man sie gehörig aufzusuchen versteht, zusammen genommen im Grunde viel größer und wichtiger sind als die, welche sich dem gemeinen Auge darbieten. Diejenigen, welche über die Folgen der Verbotssysteme so rasch urtheilen und zu drastischen Gegenmitteln rathen, befinden sich in diesem Fall, und ihre Kurzsichtigkeit verführt sie zu der stolzen Einbildung und Dreistigkeit, welche man in der Gall'schen und ähnlichen Schriften bemerkt.

Unter allen den oben genannten Schriftstellern bemerkt man in dem Aufsatze des Freiherrn von Vogt die meiste Ueberlegung und die gründlichste, unparteiischste Einsicht. Die Mittel, welche derselbe zur Verbesserung des Zustandes des Landmannes vorschlägt, versprechen daher freilich nicht so viel als das Papiergeld, die Getreidescheine und der niedrige Zinsfuß, womit Herr Gall, Graf von Soden und Freiherr von Seutter den Ackerbauern ein glänzendes Schicksal bereiten wollen. Was aber versprochen wird, ist desto solider, leuchtet desto mehr ein und kann von jedermann leicht begriffen werden. Wir stellen deshalb den Gedankengang des Freiherrn von Vogt beim Schlusse unsrer Abhandlung noch concentrirt mit wenigen Worten dar.

Die Ursache der niedrigen Getreidepreise und der daraus entspringenden Noth des Landmannes wird in dem Ueberfluß der ländlichen Producte, dieser aber zunächst in der plötzlich verminderten Nachfrage gesucht. Die lange Dauer früherer hoher Preise, die dadurch veranlaßte Erweiterung und Vervollkommnung des Ackerbaues, Zertheilung der Grundstücke, Aufhebung der Gemeinheiten, sechs hinter einander folgende fruchtbare Jahre, die Vermehrung des Betriebscapitals vermehrten die Production von Jahr zu Jahr, und die unendliche Consumtion in den Kriegen erhielt die hohen Preise und munterte zur Fortsetzung der Vervollkommnung der Ackercultur fortdauernd auf.

Die plötzliche unterbrochene Kriegsconsumtion, die Erschöpfung der darauf verwandten Capitale verminderte plötzlich die Nachfrage, während die erhöhte Production ihren Gang fortging. Das Sin-

Digitized by Google

ken der Getreidepreise und des Werths der Grundstücke war also eine natürliche, nicht abzuwendende Folge. Die Ursachen, die gewöhnlich von dieser Erscheinung des Fallens der Getreidepreise angegeben werden, verwirft der Verf., als Geldmangel (der durch nichts erwiesen ist), Verminderung der edlen Metalle in Europa, so wie die übrigen, welche wir oben haben kennen lernen, und deren Nichtigkeit schon sattsam gezeigt ist. Die vom Verf. angeführten Ursachen reichen schon vollkommen hin, um das Phänomen zu erklären, und viele von denen, welche von Andern angeführt werden, erscheinen mehr als Wirkung denn als Ursachen des bedrückten Zustandes. Auch der Preis vieler anderer Artikel fiel aus denselben Ursachen herab. Alle traf dieses Loos, deren Vermehrung einmal einen Schwung genommen hatte, der nicht sogleich abgebrochen werden konnte und schnell vor sich ging; dahingegen alle Artikel, die nur langsam vermehrt werden konnten, bei ihren alten Preisen blieben, weil die Production beim Nachlaß der Nachfrage sich sogleich nach der Abänderung der letzteren richten konnte; ein sicheres Zeichen, daß die vorhandene Geldmenge oder der Geldmangel keinen Theil daran nahm.

Die Resultate aller Untersuchungen über diesen Zustand der Noth des Landmanns in England sind gewesen und sind es auch hier: daß 1) von Seite der Regierung nichts dagegen zu thun sey, was nicht den Schaden noch vergrößern würde. —

Von der Regierung läßt sich nichts verlangen als 1) Freiheit und möglichste Erleichterung des Verkehrs durch gute Polizeianstalten, sowie vollkommene Sicherheit des Rechts und des Credits; 2) gemäßigte und bestimmte Auflagen, die nie von Verbesserungen der Cultur abschrecken. Die Hoffnung zum Besserwerden des Zustandes des Landmannes kann sich nur gründen: 1) auf die stets fortschreitende größere Bevölkerung. Wahrscheinlich werden schon in dem Verlaufe von 30 — 40 Jahren 40 Millionen Menschen in Europa mehr zu ernähren seyn, und manche unsrer landwirthschaftlichen Producte von der vielleicht noch in größerer Proportion zunehmenden Bevölkerung der überseeischen Länder consumirt werden. 2) England wird höchst wahrscheinlich sehr bald das Beispiel einer minder beschränkten, späterhin einer durchaus freien Einfuhr des Getreides geben, und dieses Beispiel wird auf die übrigen Regierungen Europas nicht ohne Wirkung bleiben. Dieses kann in der Folge die Dauer gleichmäßiger Preise versprechen. Und jeder weiß, daß nicht sowohl die niedrigen Preise als das Springen derselben von einem Extreme zum andern die wahren Ursachen der jetzigen Noth sind. Es sind dieselben Ursachen, welche in England die Pächter fünfmal in dreißig Jahren ihrem Ruin nahe gebracht haben.

Digitized by Google

Daß der gehemmte Getreideverkehr mit England eine Hauptursache des Sinkens der Getreidepreise auf den Märkten des Continents sey, ist auch Hrn. v. Vogt's, so wie des Hrn. Steimmig's und anderer Meinung; denn so klein auch die Quantität des von England in der Fremde gekauften Getreides in Vergleich des in den Kornländern selbst consumirten Getreides seyn mag, so ist doch die Wirkung auf den Preis sehr groß, wenn der Ueberschuß über den einheimischen Bedarf auf einmal liegen bleibt und die Nachfrage verliert. Ein solches Ereigniß muß daher nothwendig viel größere Sprünge in den Preisen hervorbringen, als jenes Verhältniß selbst ausdrückt. Wird der Absatz plötzlich um $\frac{1}{100}$ vermindert, so springt der Getreidepreis nicht um $\frac{1}{100}$, sondern wohl um 30—50 Procent herunter, und es dauert wohl 20 und mehrere Jahre, ehe sich die Consumenten im Lande um so viel vermehren, daß sie die abgewandten ausländischen Käufer ersetzen können. Die Verwirrungen und Verlegenheiten, welche in solcher Zwischenzeit entstehen, gehen unaufhaltsam fort und können, wenn sich die Politik der Fremden nicht ändert, nur langsam in den folgenden Generationen geheilt werden. In dem Vogt'schen Aufsatze wird die schädliche Wirkung der bisherigen englischen Getreidepolitik sowohl für England selbst als für das mit ihm in Verkehr stehende Continent auf eine sehr belehrende Art historisch nachgewiesen, und in Lowe's „England" findet man noch mehr Thatsachen, welche Hrn. v. Vogt's Urtheil bestätigen.

Aus den tabellarischen Uebersichten des Hrn. v. Vogt wird ganz klar, wie größtentheils von England aus der schnelle Wechsel der Getreidepreise auf deutschen Märkten viermal entstanden ist, welcher den Werth der Güter und Pachtungen so unsicher gemacht, den Landbau in ein nicht zu berechnendes Glücksspiel verwandelt und den Wohlstand so vieler Menschen auf dem Continente so sehr gefährdet, wie aber diese irrige Politik Englands ihm nicht minder als dem Continente geschadet hat. Bloß die deutliche Einsicht der Verkehrtheit einer solchen Politik wird das Uebel auf eine gründliche und dauerhafte Art heilen, dahingegen alle Retorsionsmaaßregeln dasselbe für Deutschland nur verschlimmern, indem sie Mückenstiche für England, und Elephantenschläge für unser sich auf diese Art wehrendes Vaterland sind.

Sehr richtig zeigt auch Hr. v. V., wie die vorhergehenden hohen Preise verursacht haben, daß die jetzige Noth größer ist, als sie seyn würde, wenn die Preise nicht so hoch gestiegen wären. Denn 1) sind sie es, welche den Kaufwerth der Landgüter so hoch in die Höhe trieben, daß in Hinaussicht auf die Fortdauer jener hohen Preise so viel Capitale dafür gegeben, sie mit so viel Schulden übernommen, oder so viel Capitale in deren Verbesserung

Digitized by Google

gesteckt worden, daß diese nun nicht wieder herausgenommen werden können, und also verloren gehen; 2) jene hohen Preise verführten die Pächter, einen so hohen Mittelpreis bei ihren Pachtungen zu Grunde zu legen und ihr Pachtgeld darnach zu bestimmen, welches sie natürlich jetzt nicht mehr herausbringen können und also Bankrott machen müssen; 3) die Regierungen schätzten den reinen Ertrag der Aecker nach denselben hohen Mittelpreisen, und besteuerten den Boden darnach, so daß bei den gesunkenen Preisen die aufgelegten Steuern nicht mehr erschwungen werden können; 4) jene hohen Preise haben den Arbeitslohn, so wie alle Bedürfnißmittel für den Landbau erhöht, welcher nun nicht sogleich wieder heruntergeht und natürlicherweise die Verlegenheit des Landbauers vermehrt. Endlich 5) mußte das durch die hohen Preise vermehrte Einkommen den Luxus der Landleute vermehren und Gewohnheiten in ihnen hervorbringen, deren Befriedigung einen größern Aufwand fordert, und welchen auf einmal wieder zu entsagen, dem Landmann höchst beschwerlich fallen muß. Wenn nun die hohen Preise unbezweifelt so mancherlei unglückliche Folgen nach sich gezogen haben, so werden die niedrigen auch wieder manche heilsame Wirkungen hervorbringen, die gleichfalls nicht zu übersehen sind. Sie werden 1) die Landgüter auf ihren wahren bleibenden Werth wieder zurückführen. Sie werden nicht mehr so häufig auf die Speculation eines baldigen Wiederverkaufs, sondern als bleibende Quelle eines sichern Einkommens gekauft und lange Zeit in den Händen eines Eigenthümers erhalten werden; 2) die Pächter werden nicht mehr so leicht zum Uebergebot geneigt seyn; 3) die Regierungen werden auf ein besseres Abgabensystem Bedacht nehmen müssen; 4) der Credit der Grundstücke wird eine sicherere Basis erhalten, indem der Werth derselben eine bleibendere Grenze erhält; 5) der Landbauer wird durch die niedrigeren Preise zu größerer Aufmerksamkeit und zum Nachdenken über Erringung des höchsten und dauerhaftesten Ertrages aufgemuntert werden; 6) der Tagelohn wird in seine natürlichen Grenzen zurückkehren, und dadurch die Verbesserungen der Bodencultur erleichtern; 7) wird Sparsamkeit und Ordnungsliebe unter die Wirthe zurückkehren, und sie mehr zur Sammlung eines Nothpfennigs für die Zukunft als zur luxuriösen Verschwendung einer durch glückliche Jahre gewonnenen Mehreinnahme antreiben. Endlich ist auch 8) noch zu erwägen, daß gerade die niedrigen Preise unserm Getreide und andern Producten nothwendig Auswege eröffnen müssen, an welche man bei den hohen Preisen gar nicht denken konnte. Wer hätte es geglaubt, daß Deutschland Südamerika wohlfeiler mit Mehl versorgen würde als Nordamerika selbst? und doch geschieht es jetzt. Im vorigen Jahre sind für viele Hundert-

Digitized by Google

tausende Weizenmehl und Zwieback nach Brasilien, Columbien, Buenos-Ayres und den Inseln gesandt. Butter, Bier, Malz u. s. w. haben gleichfalls einen bedeutenden Absatz um ihrer gesunkenen Preise willen ins Ausland gefunden. Und so werden in dem Aufsatze des Hrn. v. Voght, so wie in den daselbst nachgewiesenen landwirthschaftlichen Schriften verständiger Oekonomen, mehrere Aussichten eröffnet, welche die Hoffnung begründen, daß die Noth des Landmannes durch Mittel, die in seiner eignen Gewalt stehen und welche die natürlichen Umstände herbeiführen müssen und sich zur Benutzung anbieten werden, vielmehr gelindert und endlich in einen besseren Zustand verwandelt werden werde, als es die zweideutigen, höchst unsichern, ja meistens offenbar zweckwidrigen Maaßregeln thun würden, welche viele Schriftsteller voreiliger Weise den Regierungen zu ergreifen anrathen.

Ein besseres Steuersystem möchte wohl neben der erwünschten Verkehrfreiheit das einzige seyn, was ein Volk sich von deren Weisheit erwünschen möchte. Viele sind zwar der Meinung, daß eine für Jahrhunderte unveränderliche fixirte Landsteuer das Wünschenswürdigste in dieser Hinsicht sey, und so lange man die Aufführung einer Besteuerung nach dem Princip des reinen Einkommens als unmöglich oder als allzuschwierig ausgibt, läßt sich freilich nicht viel gegen diesen Wunsch erinnern. Da indessen doch das, was die Landsteuer nicht gibt, immer auf andere Weise zusammengebracht werden muß, und diese Zusammenbringung nie auf eine gerechte und möglichst gleiche Art wird geschehen können, so lange man dabei nicht dem reinen Einkommen eines jeden nachgeht; so wird ein Steuersystem, welches nicht demselben Princip auch bei Besteuerung der Aecker folgt, immer höchst unvollkommen bleiben müssen; und da dieses wechselnd und veränderlich, so wie bei allen Quellen des Einkommens so auch beim Ackerbau, ist, so wird eine unveränderliche Landsteuer nothwendig als höchst unvollkommen erscheinen müssen, und nur eine solche als gerecht und wünschenswerth erkannt werden, die sich mit dem reinen Ertrage der Ländereien in derselben Proportion ändert, als das reine Einkommen sich ändert. Mag auch die Erforschung des reinen Einkommens seine Schwierigkeiten haben, so wird es doch bei emsig fortgesetzter Bemühung gewiß gelingen, es viel genauer und sichrer herauszubringen, als man es gegenwärtig zu glauben scheint. Und eine auf solche Nachforschung begründete Steuer wird doch ganz gewiß die Gleichheit und Gerechtigkeit viel besser beobachten, als es das bisher übliche grund- und principlose Zugreifen nach Gelde möglicherweise zu thun vermag; nicht zu gedenken, daß das, was in dem bisherigen Verfahren Gutes liegt, gerade in der richtigen Beurtheilung des reinen Einkommens der Besteuerten be-

Digitized by Google

steht, und daß nichts daran zu loben ist, als inwiefern die angeordneten Abgaben das reine Einkommen proportionirlich treffen. Alle Mittel nun, welche man bisher hierzu mit Erfolg benutzt hat, stehen ja aber einer Regierung, welche das reine Einkommen zum einzigen Maaßstabe der Besteuerung machen will, auch zu Gebote, und man wird gestehen müssen, daß gerade beim Landbau dasselbe am ersten und leichtesten zu erforschen seyn wird, und daß der Umstand, daß man es darin nie zur mathematischen Genauigkeit bringen könne, nie einen gültigen Einwand dagegen abgeben kann, da dieser in politischen Rechnungsanlagen nirgends erwartet werden darf. Man hat schon große Fortschritte in der Besteurungskunst gemacht, wenn man das Princip des reinen Einkommens festzuhalten versteht, und die vorhandenen Steuern da nach demselben verbessert, wo es offenbar ist, daß sie von diesem Princip abweichen.

VIII.

Verhandlungen der badischen Landstände im J. 1825. (Protocolle der ersten Kammer mit deren Beilagen, von ihr selbst im Auszug amtlich herausgegeben. Drei Bände. Protocolle der zweiter Kammer. Zehn Hefte. Karlsruhe im Verlag von Gottlieb Braun.)

Die Einführung der landständischen Verfassungen (d. h. des Repräsentativsystems, denn die Feudalstände sind bloße Mumien des Mittelalters) bezeichnet eine neue Epoche nicht nur des Staatslebens unter den Völkern Deutschlands, sondern auch der Staatswissenschaft. Durch die, größtentheils öffentlichen und mehr oder minder freien, Verhandlungen der Landstände ist der Schleier, welcher bis dahin die wichtigsten Staatssachen deckte, zerrissen, und der Geist der Regierungen der öffentlichen Beurtheilung unterworfen worden. Talentvolle Männer, durch das Vertrauen des Fürsten oder des Volkes in den ständischen Saal berufen, haben in dessen Mitte ihre Theorien und Erfahrungen über politische Dinge niedergelegt und gegenseitig beleuchtet. Aus ihrem Kampfe wie aus ihrer Verständigung hat die Wahrheit überreichen Gewinn gezogen; und es ist fast zu allen Classen der Gesellschaft einige politische Kenntniß und ein lebhaftes Interesse an politischen Dingen gedrungen. In der allerneusten Zeit zwar scheint

Digitized by Google

solches Interesse wieder zu erkalten, und die Ursachen davon liegen nur allzu klar am Tage. Aber desto nothwendiger ist, solchem Interesse einige Nahrung zu geben, durch fortwährende Auffrischung derjenigen Ideen, auf welchen die Wichtigkeit des Instituts der Landstände beruht, und durch möglichste Ausbreitung der Bekanntschaft mit dem Merkwürdigsten der ständischen Verhandlungen. Hierzu sind nun die ausführlichen Protocolle derselben ein sehr ungenügendes Mittel. Denn aus der schwellenden Masse von Dingen und Worten, welche dieselben Jahr für Jahr aus den Sälen so vieler deutschen Ständeversammlungen mit sich führen, welche aber großentheils gar kein, oder doch nur ein sehr beschränktes oder nur locales Interesse ansprechen, muß das Wissenswerthe hervorgesucht oder herausgewaschen werden, wie das Gold aus dem Rheinsand. Daher bleiben diese Protocolle meist ungelesen und nur den Wenigen bekannt, welche nach Amt oder Stellung eine nähere Aufforderung zu ihrer Durchsicht haben. Sehr nothwendig ist also, daß zweckmäßige Auszüge aus ihnen verfaßt, Uebersichten des Wissenswürdigsten gegeben, oder daß etwa blos der Totaleindruck dargestellt werden, welchen die Verhandlungen eines Landtags hervorbringen mögen, wenn man sie vom Standpunct der Wissenschaft oder des Zeitgeistes oder der gemeinen vaterländischen Sache betrachtet. Die Entwerfung solcher Uebersichten hat der Hermes bisher für eine seinem eigenen Zweck verwandte, ja dazu natürlich mit gehörige Aufgabe angesehen; und es haben auch seine Leser die früher von ihm gegebenen Darstellungen landständischer Dinge wohlgefällig aufgenommen. Indessen wünschen wir sehr, daß eine eigene Zeitschrift, von Kennern und Freunden der guten Sache herausgegeben, und ausschließend der Beleuchtung und vergleichenden Beurtheilung des deutschen landständischen Lebens und Wirkens gewidmet, möglichst bald dafür gegründet werde, und den hohen Zweck, den wir dabei im Auge hatten, vollständiger und allgemeiner erreichen möge.

Bei der badischen Ständeversammlung von 1825 begegnen uns zuvörderst zwei Gegenstände von tief gehender Bedeutung und nach dem Princip wie nach den Folgen von unermeßlicher Wichtigkeit: die Art wie der Landtag gebildet ward, und die auf ihm zu Stande gebrachte Aenderung der Verfassung. Es ist nöthig, von Beiden etwas ausführlicher zu reden.

Bekanntlich wurde der Landtag von 1822, nachdem er (mit Unterbrechungen) sieben volle Monate gedauert, aber seine Geschäfte gleichwohl nicht geendet hatte, am letzten Jänner 1823 plötzlich und unter sehr unfreundlichen Formen entlassen. Der unmittelbare Anlaß zu solchem Bruch war der Streit über eine Position im Budget. Wegen 100,000 fl. (im Grunde nur wegen

50,000 fl.) mehr oder weniger entzweiten sich Regierung und zweite Kammer. Nur 1,500,000 fl. wollte die letzte bewilligen für die Jahresausgabe des Militairetats, die Regierung verlangte 1,600,000 oder wenigstens 1,550,000 fl.; verschiedene Vergleichsvorschläge blieben ohne Erfolg, wiewohl sie Zwiespalt in die Kammer brachten, so daß, während die ursprüngliche Verneinung einstimmig oder fast einstimmig ausgesprochen worden, die endliche Frage durch das Uebergewicht einer einzigen Stimme (30 gegen 29) also entschieden ward. Den jetzt augenblicklich entlassenen Ständen (allernächst und ausdrücklich der Majorität der zweiten Kammer und der Budgets-Commission) ward in öffentlicher Verkündigung ein strenger Tadel nachgesendet, welcher ihnen, unter bittern Vorwürfen, die Fruchtlosigkeit des Landtags zur Last legte, und durch so entschiedene Sprache jede Hoffnung einer künftigen Wiedervereinigung aufhob. Daß die dergestalt entlassenen Stände auch würden aufgelöset werden, war nicht zu bezweifeln; aber verschiedene Ansichten boten sich dar über die Zeit und über die Art der Berufung eines neuen Landtags.

Die Zeit betreffend bestimmt der §. 62 der Verfassungsurkunde, daß nach Ablauf der Verwilligungszeit die Abgaben noch 6 Monate fort erhoben werden dürfen, wenn die Ständeversammlung aufgelöst wird, ehe ein neues Budget zu Stande kömmt, oder wenn sich die ständischen Berathungen verzögern. Hiernach wäre — da die jüngste, auf dem Landtag von 1820 geschehene Verwilligung nur die Finanzjahre 1820 und 1821 (d. h. die Periode vom 1sten Junius 1820 bis letzten Mai 1822) umfaßte — die unverzügliche Einberufung eines neuen Landtages nothwendig gewesen. Denn nicht nur waren bei Entlassung des alten die sechs Monate, von welchen der §. 62 spricht, bereits verlaufen, sondern noch 2 Monate weiter, und es bestand also im Augenblick der Entlassung kein gültiges Budget mehr. Da nun die Hoffnung der Vereinbarung mit den wirklichen Ständen aufgehoben war, so blieb nichts anderes übrig, als so schnell als möglich neue Wahlen zu veranlassen, damit der gesetzlose Finanzzustand ende. Die Regierung betrachtete jedoch die Sache anders und nahm die im §. 82 der Verfassung stehende transitorische Verfügung („das erste Budget wird bis zur Vereinbarung mit den Ständen provisorisch in Vollzug gesetzt") zur Richtschnur, wornach sie das im Jahr 1820 genehmigte Budget für so lange gültig betrachtete, als nicht über ein anderes eine Vereinbarung zu Stande gekommen. Eine Ansicht, welche allerdings solche Vereinbarung für die Regierung ziemlich gleichgültig macht, aber eben dadurch das ständische Bewilligungsrecht der Steuern in seiner Wirksamkeit oder wesentlichen Bedeutung aufhebt.

Digitized by Google

Von dieser Ansicht ausgehend, glaubte man zur Wiedereinberufung eines Landtags erst nach Verfluß der in der Constitution als Regel aufgestellten zweijährigen Frist verbunden zu seyn, und erhob inzwischen die alten Steuern nach unverändertem Fuße fort. Ja man überschritt sogar noch jene Frist; denn da der §. 46 der Verf. ausdrücklich sagt: „Alle zwei Jahre muß eine Ständeversammlung statt finden;" so ist klar, daß, weil der jüngste Landtag im J. 1822 statt fand (und zwar vorzüglich zur Berathung des vom Junius 1822 bis Junius 1824 festzustellenden Budgets), der neue nothwendig im J. 1824 und nicht erst 1825 zu berufen gewesen wäre. Die Regierung aber — die nach den Ansichten der Opposition nothwendige, ja durch die Constitution ausgesprochene Uebereinstimmung der Landtagsperioden mit jenen der Budgets für unwesentlich achtend — rechnete die zwei Jahre erst vom Schluß des jüngsten Landtags, welcher erst am Ende Jänners 1823 eintrat, und berief daher den neuen erst auf die Mitte des Februar 1825 zusammen.

Um den Termin der neuen Einberufung so weit hinausrücken zu können, war nöthig, die Auflösung der alten Stände bis zum December 1824 zu verschieben. Denn da der §. 44 der Verf. vorschreibt, daß, im Fall einer vor Erschöpfung der Berathungsgegenstände eintretenden Auflösung, binnen drei Monaten zu einer neuen Wahl geschritten werden müsse, so durfte die — wiewohl unvermeidliche, auch längst beschlossene — Auflösung nicht früher ausgesprochen werden, als man die neuen Stände einzuberufen für gut fand; und man sah dabei das sonderbare Schauspiel, daß noch im November 1824 der Ausschuß derselben Stände, die man vor zwei Jahren mit Vorwürfen entlassen hatte und an deren Auflösung Niemand mehr zweifelte, gleichwohl noch versammelt ward, um, wie das Gesetz dem Ausschuß der bestehenden Stände vorschreibt, die Rechnung der Amortisationscasse zu prüfen, und daß man auch seinen Bericht darüber dem neuen Landtag vorlegte.

Viel wichtiger als die Zeit der Einberufung erscheint die Art der Bildung dieses neuen Landtages. Die große Frage kam hier zur Sprache, ob, wie von einer Seite behauptet ward, es zulässig, ob es räthlich, ob selbst nothwendig und heilsam sey, daß die Regierung einen leitenden oder vorherrschenden, verhindernden oder bestimmenden Einfluß auf das Wahlgeschäft übe; oder ob, wie man von der anderen Seite rief, die Freiheit das vom Recht wie von der edleren Politik gleichmäßig geforderte Gesetz der Wahlen sey? — Wir stellen uns vor, daß zwei redlich gesinnte Vertheidiger der beiden Meinungen (denn warum sollte man nicht beiderseits aufrichtige Ueberzeugung voraussetzen,

Digitized by Google

so lange das Gegentheil nicht erwiesen vorliegt?) im Rathe des Fürsten etwa folgendergestalt möchten gesprochen haben:

„Ohne Einheit des Willens (also sprach etwa der Erste), daher ohne Vereinigung aller Organe der Staatsgewalt zum gleichen Streben und zur gleichen Richtung kann das Gemeinewohl nicht gedeihen, kann eine kräftige Regierung nicht statt finden. Ihr, der Regierung, Verstand und Wille muß entschieden vorherrschen in der Ständeversammlung; sonst kann kein Plan des Regierens, kein System der Gesetze, keine Consequenz der Verwaltung bestehen. Zur Berathung, nicht zum Widerstreben werden die Landstände einberufen. Die Opposition, wenn sie ein mehreres vermag als Beleuchtung der Kehrseite, lebhafteren Ideentausch und durch beides etwa die Anspornung des Eifers und der Treue der Minister, wenn sie auch nur im Einzelnen das Uebergewicht erhält über die Regierung, wird verderblich; die Staatsmaschine, von divergirenden oder entgegenstehenden Kräften gezogen, geräth alsdann in Stockung oder Verwirrung, die öffentliche Meinung wird irre geführt, das Volk von Parteiung zerrissen, das Vertrauen in die Regierung getödtet, ja selbst des Fürsten Vatersorge mißkannt, und der edelste Lohn, die Volksliebe, ihm geraubt."

„Die Regierung also muß der Majorität der Landstände versichert seyn; und dieses kann sie nur durch entscheidenden Einfluß auf die Wahl. In England, dem Mutterland der Repräsentativverfassung, ist dieser Grundsatz längst praktisch anerkannt, und wenden die Minister selbst Bestechung an zur Wahlbeherrschung. In Frankreich aber, obschon das neue Wahlgesetz ohnehin schon der königlichen Partei das Uebergewicht versichert, hat man gleichwohl neuerlich mannichfache Kunst, ja selbst Drohung und Gewalt sich erlaubt, um es vollends entscheidend zu machen. Eine größere Freiheit als diese Länder werden die deutschen Staaten mit ihren erst versuchsweis eingeführten landständischen Verfassungen nicht ansprechen; sie werden es zumal in dem Augenblick nicht, da durch wiederholte feierliche Kundmachungen der großen europäischen Häupter das monarchische Princip als unantastbar und als das Palladium der Ruhe des Welttheils erklärt worden. Sie werden es nicht in einer Zeit, welche der Gährungsstoffe noch so viele enthält, und deren Aufgabe ist, zu beruhigen, zu befestigen, wiederherzustellen, was durch die Revolution und ihre Folgen aufgeregt, wankend gemacht, zertrümmert worden. In einer Zeit allgemein verbreiteter Parteiung und leidenschaftlicher Spannung können die Wahlen zum Landtag den Factionen nicht preisgegeben werden; es darf nicht vom Zufall abhängen, ob gut- oder übelgesinnte Deputirte

in die Kammern kommen, ob in denselben die unruhige Neuerungslust, die eitle Selbstsucht, oder gar die revolutionaire Tendenz statt der reinen Liebe für Fürst und Vaterland vorherrschen sollen." — „Die Regierung" — wir entlehnen hier eigens die Worte eines ausgezeichneten Redners der Regierung in der zweiten Kammer — „hat schon als moralische Person betrachtet, das Recht, wie jeder Andere, sich zu äußern, und sogar die Pflicht dazu, besonders wenn bereits Landtage statt gefunden, die keine oder keine befriedigende Resultate gegeben; sie hat das Recht und die Pflicht, einen wohlgemeinten Einfluß auf die Wahlen auszuüben und solche Personen um den Thron zu versammeln, welche nur das Wohl des Vaterlandes und des Fürsten im Auge haben, aber nicht Privatabsichten mit in die Versammlung bringen, um diese unter dem Vorwande des allgemeinen Wohles durchzusetzen, oder aus mißverstandenem Eifer mit Hartnäckigkeit alles Gute und Sachdienliche zu hintertreiben suchen." —

Die Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieser Ansichten — also möchte hierauf der Wortführer der Wahlfreiheit erwidert haben — hängt allernächst von dem Grundbegriff der landständischen Verfassung, von der Bestimmung und Wesenheit der constitutionellen Volksrepräsentation ab; und es sollte wohl nicht unmöglich seyn, sich darüber zu verständigen. Maß und Beschaffenheit der dem Landtag gebührenden Befugnisse bleibe vorerst dahingestellt: dann wird man wohl anerkennen, daß — sey der Umfang des landständischen Wirkens groß oder klein, seyen die politischen Rechte dem Landtag karg oder freigebig zugemessen, — derselbe doch immer eine, von der Regierung und den Regierungsstellen wesentlich verschiedene, mit ihr verhandelnde, ihr also gegenüberstehende Persönlichkeit sey; sonst würde von Uebereinkommnissen der Regierung mit den Ständen, von Bewilligungen der letzten (viel weniger von Beschwerden und Anklagen gegen die Minister) nicht können gesprochen werden. Regierung und Landtag sind zwei, wohl nach dem gleichen Ziele strebende oder zu streben verpflichtete, zur Zweckerreichung auch der Harmonie bedürfende, aber dennoch in wahrer Wechselwirkung stehende, und nach Charakter, Stellung und eigenthümlichem Rechtsboden getrennte moralische Persönlichkeiten. Dieses nicht anerkennen, hieße den Landtag vernichten oder zum bloßen Schalle machen.

Die beiden Persönlichkeiten aber, welche nach den Principien des constitutionellen Staatslebens in rechtlicher Wechselwirkung stehen, sind: Regierung und Regierte; und der Landtag ist in seiner Wesenheit nichts anderes als die Repräsentation der Regierten.

Die Regierung hat die Obliegenheit, im Sinn der Ge-

sammtheit, d. h. des vernünftigen Gesammtwillens der Regierten zu regieren, und die Constitution hat zum Zweck, diesen Willen — oder sage man diesen Wunsch, diese demüthige Bitte — durch ein möglichst lauteres Organ aussprechen zu lassen. Der Landtag soll also, seinem Grundbegriff nach, mit nichten blos das Echo der Regierungsdecrete oder eine zum Beifallrufen bestellte Versammlung, sondern er soll ein selbständiges, das gesammte Volk in möglichster Treue und Wahrheit vorstellendes, daher aus freier Volkswahl hervorgegangenes Collegium seyn. Mag einstweilen dahingestellt bleiben, wieviel der Wille oder der Wunsch des Volkes gegenüber jenem der Regierung gelte; es handelt sich vorerst blos von dem Aussprechen solches Wunsches, von der bloßen Persönlichkeit des Volkes gegenüber der Regierung. Möge man die Stände, so viel das monarchische Princip es fordert oder die servilste Theorie in Anspruch nimmt, dem Willen der Regierung unterwerfen; die Bildung der Stände (war es doch selbst bei den Feudalständen also, wo nämlich Geburt oder Amt oder auch freie Wahl der Standesgenossen das Stimmrecht verlieh: und sollte es bei dem vernunftrechtlichen Repräsentativsystem anders seyn?) — die Bildung der Stände muß jedenfalls unabhängig von dem Willen der Regierung, und aus eigenem, selbständigem Rechtsboden hervorgehend seyn... An der Repräsentation der Unterthanen kann die Regierung nicht theilnehmend seyn. Rathgeber, Diener, Gehülfen aller Art mag sie nach Belieben rufen oder sich beigesellen; aber eine Repräsentation der Unterthanen, eine wahre, nicht auf Dichtung ruhende, können nur die Unterthanen selbst sich geben.

Auch ein unumschränkter Monarch, und welcher aufs eifersüchtigste seine autokratische Macht hütet, wird, ist er anders nur klug, wenigstens die Gesinnungen seines Volkes, dessen Wünsche, Bedürfnisse, Beschwerden kennen wollen. Ohne solche Kenntniß bleiben alle seine Berechnungen unzuverlässig, alle Maßregeln mangelhaft, alle Richtungen unsicher. Auch er müßte wünschen, einen frei gewählten Landtag, als das einzig mögliche getreue und lautere Organ solcher Volksgesinnung, vor sich zu sehen, wäre es auch nur um Meinungen, Bitten oder Seufzer zu vernehmen. Mag die Weisheit selbst im fürstlichen Rathe thronen, mag der Monarch mit Scharfblick und von Glück begünstigt, die erfahrensten, gelehrtesten, der Staatssachen mächtigsten Männer dahin berufen haben: nimmer werden sie ihm sagen können, was ein frei, vom Volke selbst gewählter Ausschuß der Nation; er hört nur seine Diener, aber die Stimme des Volks vernimmt er nicht.

Möglich bleibt es freilich, daß selbst aus einer freien Wahl unlautere Repräsentanten hervorgehen, und daß der Landtag, etwa

Digitized by Google

von einer Faction beherrscht, im Widerspruch mit der vorherrschenden Volksgesinnung, den Wünschen der Regierung feindlich entgegentrete. Möglich ists aber auch, daß das Ministerium, zur Durchführung von irrigen oder bösen Planen den treusten, bestgesinnten Landtag beim Fürsten verdächtige. Möglich ists also jedenfalls, daß bei einem Streit zwischen Ministerium und Landtag das erste sich im Unrecht befinde. Worin besteht in solcher Lage, wir wollen nicht sagen die Pflicht, wir sagen blos das Interesse des Fürsten?? Wenn es wahr ist, und wenn gerade darin der unschätzbare Vorzug der monarchischen Verfassung besteht, daß zwischen dem wohlverstandenen Interesse des Fürsten und jenem des Volkes kein Unterschied statt findet, zwiespalt also nur aus Irrthum hervorgehen kann; so wird der weise Fürst die Ansichten seines Ministeriums und jene seiner Landstände mit gleicher Sorgfalt prüfen, und wenn die Wahrheit sich deutlich ihm darstellt, zu Gunsten der Bessern entscheiden. Er wird also nach dem durch die Constitution bestimmten Maß seiner landesherrlichen Befugnisse, entweder die unbegründete Einsprache oder Forderung des Landtags durch Abweisung überhaupt durch das königliche Veto zernichten; oder er wird das Ministerium durch seine Befehle zurechtweisen, vielleicht auch — in schweren Fällen — es verändern oder zur Verantwortung ziehen. Ist er jedoch im Zweifel, auf welcher Seite Wahrheit und Recht sich befinden; glaubt oder besorgt er zumal, der Landtag habe bei Erhebung der ihm (d. h. dem Volk, in dessen Namen allein der Landtag spricht) vermöge der Constitution zustehenden (zählenden oder nicht zählenden, hier mehr, dort minder zählenden) Stimme der Klage, der Weigerung, der Beschwerde, seinen Auftrag überschritten, d. h. nicht im Sinne seiner Committenten gesprochen: so wird er ihn auflösen und die Zusammenberufung eines neuen anordnen.

Durch solche Auflösung und Erneuerung des Landtags sagt aber der Fürst mit nichten: „ich will nun die Stimme des Volkes gar nicht mehr vernehmen; ich will blos solche Abgeordnete um mich her sehen, die meinem Ministerium beipflichten; ich will meinen autokratischen Willen blos durch die Form einer durch die Constitution einmal vorgeschriebenen Landtagszustimmung gesetzlich kräftig machen!“ — sondern er sagt: „mir scheint, oder ich habe Grund zu glauben, daß das Volk oder die Wahlmänner in ihrer Wahl sich geirrt haben, daß die wirklichen Volksdeputirten nicht im Sinn ihrer Committenten gesprochen haben — ohne Unterschied, ob aus Irrthum oder aus Unlauterkeit — und daß ich daher, wenn ich ihren Wünschen beiträte, gegen den Wunsch und gegen die Interessen der Gesammtheit handelte. Hierüber will ich Gewißheit haben. Eine neue Wahl soll statt finden; das

Digitized by Google

Volk, aufmerksam gemacht durch den Streit zwischen Ministerium und Landtag, und die Richtung seiner Deputirten aus den öffentlichen Verhandlungen jetzt mit Bestimmtheit kennend, soll sich erklären, durch eine möglichst besonnene und freie, dem Einfluß der Factionen so wie des Ministeriums sorgfältigst entrückte neue Wahl erklären, welche Richtung (ob jene des Ministeriums oder jene des gewesenen Landtags) die seinige sey, welche Deputirte zumal wirklich in seinem (des Volkes oder der Wählenden) Sinne gesprochen oder nicht gesprochen haben; oder es soll überhaupt der neu berufene Landtag die Volksgesinnung zuverlässiger, lauterer und bestimmter als der vorige aussprechen."

Hierdurch wird nicht gesagt, daß, wenn die neu gewählten Deputirten die Richtung der vorigen beibehalten, der Monarch jetzt nachgeben müsse. Nein! er hat sein Veto und sein Auflösungsrecht gegen jeden Landtag, und er wird davon Gebrauch machen, überhaupt seine selbständige Regentsorge eintreten lassen, so lang oder so oft er die Richtung eines Landtags für gefährlich oder nachtheilig hält. Aber gleich wichtig für ihn bleibt es dennoch immer, zu wissen, wie das Volk gesinnt sey; und bedeutungslos oder verderblich bleibt es immer, einen andern als einen freigewählten Volksausschuß zu rufen. Uebrigens ist kaum denkbar, daß ein politisch mündiges Volk (oder welches wenigstens einiger Belehrung empfänglich ist) die Verirrungen seiner Deputirten jemals billige oder gar wiederholt billige und hartnäckig vertheidige; und gleich wenig denkbar, daß ein solches Volk, wenn es zumal ein vernünftiges Wahlgesetz hat, wiederholt einen Mißgriff beim Wahlgeschäft thue, oder daß mehrere Landtage nach einander die Volksgesinnung irrig oder unlauter aussprechen. Vielmehr ist klar und nothwendig, daß da, wo — unter der Herrschaft eines vorsichtigen und vernünftigen Wahlgesetzes, desgleichen jenes des badischen Volkes ist — mehrere Landtage nach einander die gleiche Richtung nehmen, solche auch die Gesammtrichtung des Volkes (d. h. der Mehrzahl der Verständigen im Volke) sey, daß es sich also um etwas handle, was wirklich ein Volksrecht oder ein Volksgut ist, und welchem daher zu nahe zu treten für die Regierung selbst ein Unglück wäre. Die Regierung will das Beste des Volks pflichtgemäß und liebend, wenn sie edel, auch aus Gründen des wohlverstandenen Selbstinteresses, wenn sie klug ist; das Volk aber will es nicht nur pflichtgemäß, sondern selbst psychologisch nothwendig, weil es seine Sache ist. Daher ist seine wiederholte Erklärung (in der Sphäre, worin es überhaupt eine Erkenntniß hat oder haben kann; und jenseits dieser Sphäre ertheilt ihm eine vernünftige Constitution kein Recht) zugleich der vollgültige Beweis dafür, daß das Verlangte ihm

Digitized by Google

gut, das Verweigerte ihm drückend sey; und dadurch, daß man ihm die Stimme nimmt, daß man andere als die Männer seines Vertrauens um dasjenige befragt was ihm Noth thut, wird aus Lüge nicht Wahrheit, aus Uebel nicht gut.

So lang also überall eine Verfassung — der That und nicht blos dem Namen nach — bestehen soll, so lange ein Volk nicht absolut für unmündig und eines selbständigen Rechtes unfähig oder alles eigenen Rechtsbodens bar erklärt werden soll, muß die Wahl seiner Vertreter von ihm selbst und frei geschehen. Wohl mögen einzelne Minister, ja ein ganzes Ministerium, dem Landtag als Partei gegenüber stehend, wünschen, die Lebenskraft der Opposition zu ersticken, den landständischen Saal mit selbsterlesenen Anhängern oder willenlosen Jaherren zu füllen, von den Beschwerden eines freisinnigen Landtags an den Beifallsruf einer Versammlung von Clienten zu appelliren. Aber die moralische Person der Regierung, die den wahren Interessen der Gesammtheit zugewendete, also auch der Fürst, die natürlichste, zuverlässigste, daher auch heilige Personification der idealen Majestät, kann nie etwas anders wünschen oder wollen als Freiheit und Lauterkeit des Landtags. Von seiner erhabenen Stellung sieht er ruhig und parteilos auf Ministerium und Landtag herab, beide in ihrem verfassungsmäßigen Wirken erhaltend, schirmend, beide von verfassungswidrigem abhaltend, von einem unlauteren Landtag wohl an einen lauteren appellirend, nie aber von freigewählten Volksvertretern an willkürlich einberufene Clienten des Ministeriums. Er wird sich der Harmonie zwischen Ministerium und Landtag zwar als eines Zeichens, daß gut regiert werde und daß das Volk zufrieden sey, sich erfreuen, doch nicht das blos erkünstelte Zeichen für die Sache selbst, die Erstickung der Opposition nicht für das Volksglück achten; er wird das allein entsprechende und ganz nahe liegende Mittel anwenden, jene Harmonie zu bewirken — gute Minister und gute Regierung, d. h. Weisheit und Gerechtigkeit, und jede vielstimmige Opposition als heilsame Hinweisung auf noch vorhandene Mängel ehren; er wird also die freie Wahl der Volksvertreter als die Seele der Repräsentativverfassung, als das Palladium aller Rechte und aller Güter, jener des Thrones wie jener der Unterthanen, anerkennen, schirmen und behaupten.

Ob wir den Landtag nach seinem allgemeinen Begriff, ob wir ihn in irgend einer seiner einzelnen Verrichtungen betrachten: immer erscheint er ohne freie Wahl nicht nur völlig bedeutungslos, sondern selbst noch positiv verderblich.

Warum ist den Landständen eine zählende Stimme bei der Gesetzgebung vertraut? — Glaubt man bei ihnen zu finden,

Digitized by Google

was etwa den fürstlichen Räthen an Einsicht und Wissenschaft gebricht? — Mit nichten! Diesen ist vielmehr die vorzügliche Kenntniß von Staatssachen der Regel nach eigen; und wo sie weiteren Rathes bedürfen, da steht ihnen frei, ihn bei allen Kundigen im Lande, ja auch außerhalb Landes einzuholen. Aber die zahlreichste und erleuchtetste Rathsversammlung dieser Art wäre gleichwol kein Landtag. Von diesem verlangt man etwas, das mit dem bloßen Wissen theils gar nicht, theils nicht nothwendig verbunden ist, nämlich die Bürgschaft oder Gewährleistung für die Aufrichtigkeit des Rathes, (nicht die Rechnung, sondern gewissermaßen die Rechnungsprobe) und dann auch den rechtlichen Verpflichtungsgrund. Auch der Hochgelehrte und Erfahrungsreiche kann irren oder unredlich seyn; das Anerkenntniß oder die Einwilligung der Betheiligten allein, d. h. der zu Verpflichtenden kann solchen Zweifel heben; und blos in dieser Einwilligung liegt der wahre Rechtsgrund der Verpflichtung — zum Thun oder Lassen oder Tragen. Nur jenes Gesetz also ist erprobt und wahrhaft rechtskräftig, welches vom Volk, d. h. von dessen wahren, natürlichen, nämlich frei gewählten Repräsentanten genehmigt worden. Der weise Rath oder der Gesetzvorschlag mache sich geltend durch seine Gründe, dann wird die Einwilligung nicht fehlen; aber diese letzte allein macht das Gesetz. Ist nun die Wahl nicht frei, werden die Urheber der Gesetzvorschläge selbst, oder derselben folgsame Diener, oder überhaupt willenlose, abhängige Männer in die Kammer gerufen, denen das Vertrauen der Mitbürger, daher auch die Bevollmächtigung fehlt, so wird die Zustimmung des Landtags eine nichtssagende Ceremonie, ein eitler Schall, oder vielmehr eine Verspottung des Volkes und der Constitution. Genügt es zur Rechtskraft eines Gesetzes oder zur Probe von dessen Güte, daß etliche und sechzig Männer aus einer Million Menschen durch das Ministerium, welches den Gesetzvorschlag entworfen, ausgewählt, demselben per majora beistimmen, so ist alle Garantie zernichtet und die gesetzgebende Gewalt der Regierung völlig schrankenlos. Wo ist ein Vorschlag, für welchen nicht ein Kopfnicken von sechzig Männern aus einer Million möchte zu gewinnen oder zu befehlen seyn? und welches Volk wäre so unverständig, solches Kopfnicken für einen Beweis der Güte eines Gesetzes, und die Forderung desselben für eine Gewährleistung seiner Rechte zu achten? — Vielmehr wird es erkennen, daß ohne solche Ceremonie die Gesetze weit besser oder weit weniger schlimm ausfallen müssen, indem alsdann die Verantwortlichkeit (vor Gott und der Welt) für ein schlechtes Gesetz ausschließend auf der Regierung haftet, während die landständische Zustimmung die Minister wenigstens der Verantwortung vor der Welt

Digitized by Google

entlastet, und in dem äußerlich gerechtfertigt erscheint, was von sogenannten Volksdeputirten genehmigt ist. Keine autokratische Regierung wird es wagen, Gesetze zu erlassen, wie h. z... die constitutionelle französische Regierung ihrer Deputirtenkammer mit voller Zuversicht der Annahme vorschlagen, und sodann, durch die Autorität der sogenannten Volksrepräsentanten gedeckt, äußerlich vorwurfsfrei könnte vollstrecken lassen.

Wenden wir den Blick auf die Administration, auf die Regierung im engern Sinn, so sehen wir dieselbe heillose Willkür und noch schlimmere sich hier bei unfreigewählten Ständen ein freies Feld verschaffen. Wo ist die Schutzwehr gegen Gesetzübertretung von Seite der Regierungsbehörden, die letzte Zuflucht für die gegen das Gesetz Bedrückten? — Der Landtag ist es, welcher, wenn die obersten Behörden ihre Pflicht nicht thun, durch Vorstellungen, Beschwerde, ja durch Anklage die constitutionellen Rechte der Unterthanen wahrt. Aber wird er es thun, wenn er aus Creaturen des Ministeriums besteht? — Amt und Controle erscheinen hier in einer Person vereinigt, die letzte demnach aufgehoben oder bedeutungslos. In einer solchen Lage ist es fast lächerlich, von einem Petitionsrecht der Bürger, oder von jenem der Motionen in den Kammern zu reden. Wer wird an die Ausgewählten der Regierung Beschwerden gegen die Regierung richten? — welcher von ihr Berufene wird wagen, einen ihr mißfälligen Vorschlag zu thun? — Ein wetteifernder Geist der Schmeichelei und Unterthänigkeit wird in der Kammer herrschen, das Volk aber den Wortführer seiner Sache in ihr vergebens suchen.

Die Beispiele Frankreichs und Englands können, was nach Principien der Vernunft und des ewigen Rechtes verwerflich ist, keineswegs zum Guten stempeln. Ahmen wir die Fremden im Guten nach, nicht im Schlimmen! Nicht der gegenwärtige Geist der französischen Kammer, nicht die Corruption des englischen Parlaments ist es, was wir begehren, wenn wir eine Constitution verlangen, sondern ein gesicherter Rechtszustand. Uebrigens sind jener Geist und jene Corruption nicht eigentlich die Frucht einer unmittelbaren Einwirkung der Regierung, sondern weit mehr der schlechten Wahlgesetze.

Freilich mag ein gemäßigter Einfluß auf die Wahlen gedacht werden, welcher etwa blos die allermißfälligsten Candidaten, oder gegen welche man aus Gründen Bedenken trägt, davon auszuschließen, nur einige wenige Vertraute der Regierung dafür zu berufen strebt, im übrigen jedoch die Freiheit unangefochten läßt. Aber wo einmal das Princip der Wahlfreiheit verletzt wird, da gibts keine Sicherheit mehr gegen ihre völlige Erdrückung. Wo

Digitized by Google

ist die Grenzlinie zwischen einem gemäßigten und einem alles beherrschenden Einfluß? — Die geheimen Agenten der Regierung (in solchen Dingen wird nicht offen gehandelt) werden sich ein Verdienst zu erwerben suchen, selbst durch Ueberschreitung ihrer Instructionen; auch reizt jedes einzelne Gelingen zu wiederholtem Versuch, und wenn einmal die Constitution verletzt ist, so darf man nicht eine freimüthige Stimme mehr in die Kammer lassen; denn sie würde die Verletzung rügen.

Zwar ein Titel bleibt der Regierung zur Einwirkung auf die Wahl, nämlich ihr Recht und ihre Pflicht, die Wahlfreiheit zu schützen. In einem wohlgeordneten Staat jedoch und unter der Herrschaft vernünftiger Wahlgesetze ist kaum zu befürchten, daß jemals von Seiten eines Unterthans oder einer Faction eine solche Störung eintrete. Nur den Machthabern, nicht aber den Privatpersonen stehen die Mittel zu Gebote, um die Wahlcollegien eines ganzen Landes gegen die Gesinnung der Volksmehrheit zu bilden, und sodann zu dictirten Wahlen zu bestimmen. Noch viel weniger können Privatpersonen das Gesetz umgehen, Unberechtigte für wahlfähig oder Fähige für ausgeschlossen erklären, dem etwa dadurch Gekränkten das Wort der Klage verbieten und durch Autorität ersetzen, was etwa der Beredung mißlang. Die Herrschaft der Factionen also — die Zeiten des Bürgerkriegs oder der Revolution etwa ausgenommen — ist leicht zu verhüten, wo das Volk nicht völlig geistesunmündig ist; und die Regierung hat hier gethan, was ihr obliegt und zusteht, wenn sie etwa im Allgemeinen zur Besonnenheit, Ruhe und Ordnung bei dem wichtigen Wahlgeschäft auffordert, alle wirkliche Störung hintanhält, überhaupt aber die constitutionellen Bestimmungen und das Wahlgesetz handhabt. Diese Gesetze, da sie die Bedingungen des activen und passiven Wahlrechts und die Formen der Wahl festsetzen, leisten hinreichend Gewähr für die Güte der letzten. Ihnen allein, die da aus allgemeinen Gründen, übereinstimmend mit dem Geist der Verfassung, ohne Willkür und ohne Leidenschaft entscheiden, kann hier die Herrschaft zustehen; die Regierung ist da blos Dienerin des Gesetzes. Erscheinen die Wahlgesetze schlecht oder ungenügend, so leite man ihre Aenderung ein; aber nie werde von der Regierung ein gesetzliches Wahlrecht angetastet, nie ein Wahlberechtigter ausgeschlossen, nie auf einen bestimmten Candidaten die Wahl gelenkt. Die Wahl ist das heiligste Volksrecht und rein Volkssache. Die Regierung als solche hat darauf durchaus keinen directen Einfluß anzusprechen, so wenig als das Volk auf die Ernennung der Minister. Die Volksdeputirten haben blos das Volk zu repräsentiren und nicht die Regierung, die letzte schickt ihre eigenen Redner — die Minister und andere Staats-

Digitized by Google

beamte — nach freier Auswahl in die Kammer. Hat sie übrigens die Mehrheit des Volkes für sich, so werden, ohne eigenes Zuthun, ihr befreundete Männer gewählt werden; hat sie es nicht, so ist sie selbst daran schuld und macht die Sache nicht besser durch Ersticken der Volksstimme.....

Wenn dieses ungefähr die allgemeinen Betrachtungen waren, welche der Freund der Wahlfreiheit im Rathe der Minister vortrug, so zeigt die Geschichte der jüngsten Wahl, daß er damit nicht durchgedrungen. Zwar der Fürst selbst — wie von dem edelmüthigen Urheber des constitutionellen Lebens in Baden zu erwarten stand — erklärte ausdrücklich und bestimmt seinen Willen, daß die Wahlfreiheit nicht solle verletzt werden; und auch die Häupter des Ministeriums, eingedenk ihres wohl erworbenen Ruhmes der Liberalität, blieben wohl fern von dem Gedanken irgend einer Verletzung. Aber gleichwohl — wie aus selbsteigener öffentlicher Erklärung hervorgeht — ward die Ansicht festgehalten, daß „die Regierung das Recht und die Pflicht habe, einen wohlgemeinten Einfluß auf die Wahlen auszuüben", um getreue, dem Gemeinwohl und dem Fürsten ergebene, in der Gesinnung gemäßigte Männer um den Thron zu versammeln *).

Dieser in seiner Allgemeinheit unbeleidigend klingende Satz erscheint jedoch dem Mißverständniß und dem Mißbrauch nicht nur ausgesetzt, sondern fast unausweichlich preisgegeben. Alles, ohne Ausnahme alles, von der zwanglosen Belehrung an bis zum Machtgebot, zur Drohung und Gewalt, mag in dem harmlosen Worte „Einfluß" begriffen seyn; das „Wohlgemeinte" aber ist gar kein Gegenstand einer äußern Erscheinung, und gehört nicht zur Beurtheilung der Handlung, sondern des Handelnden. Welche Männer endlich getreu, redlich und gemäßigt, überhaupt am besten geeignet zur Volksvertretung seyen, kann im Allgemeinen nur aus dem Vorhandenseyn aller gesetzlich bestimmten Erfordernisse und Bedingungen und im Besondern nur aus dem freien Vertrauen der Wahlberechtigten hervorgehen. Gegenüber der Ständeversammlung wird das Ministerium zur Partei, sein Urtheil über Treue und Redlichkeit der Volksvertreter ist also nothwendig befangen und ohne alle Beweiskraft, und es wäre nichts Geringeres als der Tod alles constitutionellen Rechtes und aller Verfassung, wenn man der Regierung die Gewalt einräumte, Männer, die nach dem Gesetze fähig und nach dem Vertrauen der Bürger würdig sind, durch den bloßen Ausspruch, sie seyen untreu, unredlich oder hartnäckig, von der Deputirtenwahl auszuschließen. Es wäre nicht minder der Tod der Constitution, wenn die Regierung, auch ohne

*) S. Prot. der zehnten öffentlichen Sitzung der zweiten Kammer.

Digitized by Google

Verunglimpfung Anderer, bestimmt diejenigen bezeichnete, welche sie als Deputirte in den Kammern zu sehen wünscht, denn alsdann beruft ein Rathscollegium und nicht eine Kammer.

Die badische Regierung im Ganzen blieb allerdings fern davon, ein solches zu verlangen. Aber Einzelne ihrer Glieder müssen gewesen seyn, welche durch Aeußerungen oder Winke die Vermuthung, daß solche Wünsche vorlägen, erregten. Sofort entstand ein gewaltiges Treiben und Sorgen in der durch Hoffnung und Furcht bewegten Beamtenwelt. Anfangs leise, bald auch laut, ging die Sage herum: von den vorigen Landtagsgliedern dürfe keiner wieder gewählt werden, der zur Opposition gehört habe; dagegen würden die Herren N. N. N. N. (für die meisten Wahlbezirke nannte man bereits die Namen der Designirten) Deputirte werden. Es geschah dieses zum Theil, bevor auch nur die Wahlmänner ernannt waren, und man sah also mit Befremden die Kammer gebildet, bevor das Wahlgeschäft angefangen.

Aber nachdem es begonnen, trat bald und fast allenthalben in Wirklichkeit, was bisher die Gerüchte verkündet hatten. Die angeblich Designirten, mit sehr wenigen Ausnahmen, wurden überall wirklich gewählt, zum Erstaunen ihrer Committenten selbst und zur Bestürzung der Constitutionsfreunde. Das Haupttriebrad solcher ziemlich gleichförmig im ganzen Land vor sich gehenden Wahloperation waren — die Amtleute. Dieselben, die zwar durch die Constitution als wahlunfähig (in dem Bezirk ihrer amtlichen Wirksamkeit) für die Deputirtenstelle erklärt werden, dürfen gleichwohl Wahlmänner seyn. Bei den früheren Wahlen hatten sie jedoch — eingedenk des Geistes der Constitution, welcher das Amtsansehen von den Wahlen entfernt hält — nicht Wahlmänner zu seyn begehrt, und wo man sie dazu erkor, sich gleichwol eines vorherrschenden Einflusses auf die Deputirtenwahl nicht angemaßt. Jetzt suchten sie allenthalben die Wahlmannstelle, erhielten sie auch fast durchgängig, und wurden hierdurch äußerlich berechtigt zur Besprechung, Belehrung und sonst beliebiger Bearbeitung der übrigen Wahlmänner in Sachen der Wahl. Hierin gingen ihnen jedoch an die Hand oder ahmten ihnen nach auch diejenigen Amtleute, welche selbst nicht Wahlmänner waren, aber Amtsuntergebene im Wahlcollegium sitzen sahen. Der Umstand, daß die große Mehrzahl der Wahlmänner aus Ortsvorgesetzten (denen die Gunst des Amtmanns in so vielfacher Beziehung wichtig, seine Ungunst oft gefährlich ist), als aus Vögten, Gerichtsmännern, Bürgermeistern, Magistratsgliedern, oder aus untergeordneten Beamten (welchen die Tendenz des Amtmanns als eine Andeutung höherer Befehle erschien), als Amtsrevisoren, Scri-

Digitized by Google

benten, Acciſoren, Zollern u. ſ. w. beſtand, gab den Amtleuten das entſcheidendſte Uebergewicht. Der von ihnen vorgeſchlagene Candidat war der Stimmenmehrheit verſichert. Arglos und der Principien des conſtitutionellen Lebens wenig kundig, hatten die Bürger ſich leicht verleiten laſſen, vorzugsweis jene Ortsvorgeſetzten (ohnehin meiſt beim Wahlact gegenwärtig) und die Staatsdiener (als Notabeln) zu Wahlmännern zu ernennen, uneingedenk der Wichtigkeit dieſer Wahl, mit welcher das politiſche Recht der Urverſammlungen erſchöpft, und das Recht, den Deputirten zu wählen, veräußert iſt, uneingedenk oder unkundig der Natur des Wahlgeſchäftes, welches rein Volksſache und nicht Sache der Vorgeſetzten oder Beamten als ſolcher iſt, und wozu daher nur die nach Vermögen, Stellung und Charakter ſelbſtändigen Bürger, nicht aber die den Winken von oben lauſchenden Ortsvorgeſetzten und Beamten vorzugsweis oder in der Regel geeignet ſind. Bei der Wahl der Wahlmänner handelt es ſich nicht um eine Ehrenbezeigung, die man etwa dem Vogt oder Rathsmann oder Steuereinnehmer zu erweiſen habe, ſondern um einen Act, von deſſen Folgen der Geiſt des Landtags und der von dorther kommenden Geſetze, die Schwere der Auflagen und übrigen Staatslaſten, überhaupt das Wohl oder Wehe des geſammten Landes abhängt.

Freilich gibt es Gemeinden in Baden, welche dieſes deutlich erkennen, und deren vorherrſchender, zum Theil laut ausgeſprochener öffentlicher Geiſt ein edler und heller iſt. Aber auch hier wußten die Amtleute ſich zu helfen. Denn auch in ſolchen Gemeinden ſind die Strahlen der Erkenntniß nicht zu der Maſſe gedrungen, als welche natürlich wie allenthalben unwiſſend, oder wegen Armuth abhängig oder wegen Charakterloſigkeit von oben herab leicht zu bearbeiten iſt. Die Gunſt des Bürgermeiſters oder Rathsherrn, oder gar des Amtmanns oder Stadtdirectors gilt natürlich ſolchen Menſchen mehr als das Geſammtwohl des Landes, wovon ſie überhaupt nur dunkle Begriffe haben, und woran ſie keinen ſofort erkennbaren Antheil nehmen. Die gleichwohl zählenden Stimmen dieſer unzuverläſſigen Maſſe geben dann leicht den Ausſchlag; und einige Amtleute und Magiſtrate haben dieſes trefflich zu benutzen gewußt. Wir wollen zum Beweis nur die beiden Städte Heidelberg und Freiburg als beſonders merkwürdige Beiſpiele anführen.

In Heidelberg berief der Stadtdirector Wild gleich nach verkündeter Auflöſung der Stände (nämlich am 17ten December 1824 Nachmittags 2 Uhr. Die Auflöſung war am 11ten December ausgeſprochen worden) etliche und dreißig Bürger zu ſich, und hielt an ſie die nachſtehende, gleich nach der Scene von einem der Anweſenden niedergeſchriebene Anrede:

Digitized by Google

„Ich habe Sie heute zu mir bitten lassen, meine Herren, um Ihnen eine Sache von großer Wichtigkeit vorzutragen, eine Sache, die Sie nicht allein, sondern das ganze Land betrifft, durch deren Mittheilung ich hoffen darf Sie auf das Wohl der Gesammtheit und auf Ihr eigenes Interesse aufmerksam zu machen.“

„Ich spreche nicht als Stadtdirector, sonst würde ich Sie auf das Amthaus berufen haben, sondern ich spreche zu Ihnen als Staatsbürger, und darum habe ich Sie in meine Privatwohnung gebeten, und in letzter Eigenschaft glaube ich auch mit desto größerer Unbedenklichkeit Ihnen meinen Vortrag machen zu können.“

„Es ist Ihnen wohl allen bekannt, daß durch einen Beschluß des Großherzogs die beiden Kammern aufgelöst worden sind; ein zweiter Beschluß verordnet die Ernennung von neuen Kammern, deren Einberufung alsdann ungesäumt erfolgen soll. Se. königl. Hoheit wollen es nur noch einmal, aber, rechtfertigt der Erfolg die Erwartungen nicht, bestimmt zum letztenmale versuchen, ob Sie es nicht möglich machen können, über gewisse Bestimmungen sich mit ihren Ständen zu vereinbaren, und so das Land zwischen sich und dem Volke enger zu knüpfen. Mißlingt dieser Versuch abermals, dann möchte ich die daraus entstehenden Folgen nicht voraussagen, und es ist nach die Frage, ob nicht die größeren Fürsten es erwartet haben, daß der Großherzog diese ausgeschriebene Zusammenberufung unterlassen hätte.“

„Was die frühere Kammer geleistet hat, das ist ja bekannt.“

„Mehr als 700,000 fl., den Bau des Ständehauses mitbegriffen, wurden umsonst ausgegeben. Der größere Theil der Stände beharrte auf Forderungen, die der Großherzog bei seiner Stellung als Souverain nicht eingehen konnte, und die in jeder Hinsicht ihn indigniren mußten, und während man auf der einen Seite barsch zu Werke ging, verlangte man auf der andern Seite doch noch Wohlthaten. Im großen Leben geht es wie im Privatverhältnisse; wer wird heute sich beleidigen lassen, um morgen dem Beleidiger reiche Gaben zu spenden? gewiß Niemand. Die Majorität der Stände glaubte ferner dazu berufen zu seyn, in Carlsruhe neben der Regierung Sitz zu nehmen und mit dieser zu regieren. Darin haben sie sich nun sehr geirrt; sie haben nicht bedacht, daß wir in einem monarchischen Staate leben, in dem der Fürst als Gesetzgeber heilig und unverletzbar dasteht, seinen Ministern die Handhabung der Gesetze überläßt und diese wieder dafür verantwortlich macht. Bei den Ideen der früheren Kammer wäre der Regent zum Automaten heruntergesunken, und so weit durfte es doch mit ihm nicht kommen; daher die Auflösung der früheren Stände.“

„Wie nothwendig es demnach ist, meine Herren, in der Wahl der neuen Deputirten äußerst besonnen und vorsichtig zu Werke zu gehen, das werden Sie wohl alle einsehen; wie nachtheilig es jedem District werden kann, wenn man nicht mit gehöriger Klugheit verfährt, darauf brauche ich Sie nicht aufmerksam zu machen. Heidelberg ist durch unsere Universität, deren Blüthe wir dem Hause Baden zu verdanken haben, zu großem Wohlstande gekommen. Diese Universität ist nicht mit Nägeln befestigt, man kann Aenderungen damit vornehmen, und will man sie gerade auch nicht versetzen, so würde doch durch den Wegzug der bedeutendsten Professoren dieses Institut in kurzem zu der Unbedeutenheit heruntersinken, in der sie zu den Zeiten Karl Theodors war. Darum muß ich nochmals Vorsicht und Besonnenheit empfehlen. Sie alle, wie Sie hier versammelt sind, sehe ich schon als Wahlmänner an, und ich

Digitized by Google

hege das Vertrauen zu Ihnen, daß Sie Ihre Wahl so treffen, daß sie zur vollen Zufriedenheit ausfällt."

„Auch als Protestant darf ich mir erlauben, Ihnen eine weitere Bemerkung zu machen. Es ist doch immer etwas Gehässiges, daß bei allen früheren Landtagen allein nur Protestanten von hier hinaufgeschickt wurden. Unter beiden Confessionen finden sich wackere, brave Männer, die ihren Platz in der Kammer vollkommen auszufüllen im Stande sind. Darum gehen Sie ab von der Wiedererwählung Ihrer beiden früheren Landstände Winter und Speyerer, ich bitte Sie dringend darum. Das Verhältniß von Winter zur Regierung ist Ihnen ja allen bekannt; gegen den Verstand und die Rechtschaffenheit des Herrn Speyerer habe ich nichts einzuwenden; aber er ist hitzig und aufbrausend, will überall mit dem Kopfe durch die Wand, hat falsche Ansichten und verkehrte Ideen, und kann darum die alte Stelle nicht mehr einnehmen. Ich habe mich unter den hiesigen Bürgern umgesehen, und ich habe Männer gefunden, die Ihres Vertrauens ganz würdig sind, und darum schlage ich sie Ihnen auch hiermit zur Wahl vor: es ist dieses nämlich unter den Protestanten Herr Klingel und von den Katholiken Herr Leimer." (Anstatt des letzten wurde später der Hofr. Prof. Roßhirt designirt.)

„Um nun das ganze Geschäft zu beschleunigen und zu erleichtern, so habe ich mir vorgenommen in jedem Wahldistricte Sie, wie Sie hier sind, abgetheilt den Bürgern als Wahlmänner vorzuschlagen." (Herr Klingel machte hierauf den Einwurf, daß dieses Verfahren ein Eingriff in die Wahlfreiheit wäre; worauf der Director erwiderte:) „Gott bewahre! die Wahlfreiheit ist dadurch nicht im geringsten verletzt; ich kann diesen Schritt ganz unbeschadet dieser Freiheit wohl thun, weil ich nicht Wahlcommissair werde, und weil ich meinen Rath nicht als Stadtdirector, sondern als Staatsbürger gebe."

Unter mehreren weitern Aufmunterungen, der guten Sache nicht im Wege zu stehen, wurde die Versammlung entlassen.

Als hierauf die Wahl der Wahlmänner begann, that Herr Stadtdirector wirklich, wie er thun zu wollen sich erklärt hatte: nämlich er sandte in jeden einzelnen Wahldistrict von Haus zu Haus an alle Bürger, welche stimmen sollten, lithographirte versiegelte Schreiben, seine Vorschläge zur Wahlmännerwahl enthaltend. Nachstehendes ist der buchstäbliche Abdruck eines solchen im 1sten Wahldistrict herumgegebenen Schreibens:

„Nicht als Stadtdirector, sondern als Staatsbürger und als ein Mann, der es mit dem wahren Wohl der hiesigen Bürger aufrichtig gut meint, erlaube ich mir, die hierunten verzeichneten Bürger als Wahlmänner für den 1sten hiesigen Wahldistrict zu empfehlen, welcher die Vorstadt gegen Berg nebst Schloßberg umfaßt und 10 Wahlmänner zu stellen hat. Ich weiß wohl, daß noch eine sehr große Zahl Bürger von gleich rechtlichen gemäßigten Gesinnungen hier ist; da aber die Zahl der Wahlmänner beschränkt ist, so kann sich auch die Empfehlung nur auf diese Zahl erstrecken."

Wild.

1) Herr Franz Abraham Mayer, Gutsbesitzer.
2) — Schulz, Viertelmeister.
3) — Abel, ältester Maurermeister.

Digitized by Google

4) Herr Mathias Klar, Bierbrauer.
5) — Julius Diener, Bierbrauer.
6) — Bartholomä, Bierbrauer.
7) — Kab, Handelsmann.
8) — Ph. Jak. Landfried, Handelsmann.
9) — Zobel, Schmidtmeister.
10) — Gaetschenberger, Handelsmann.

Wenn wir über die Naivetät uns verwundern, womit der Stadtdirector sich der gesammten Bürgerschaft Heidelbergs als denjenigen darstellt, der da allein für sie alle wie für geistig und politisch völlig Unmündige zu denken, ausschließlich die Männer des Vertrauens zu bezeichnen, die Wahl der Wahlmänner und jene der Deputirten aus selbsteigener und alleiniger Machtvollkommenheit oder Weisheit? zu dictiren habe, so müssen wir noch mehr darüber erstaunen, daß dann wirklich geschah, wie er wollte, daß nämlich Alle ohne Ausnahme, die Er zu Wahlmännern vorgeschlagen, wirklich durch Majorität zu Wahlmännern gewählt, und also die Volkswahl in eine Ernennung von Seiten des Stadtdirectors — denn der „Staatsbürger" Wild würde wohl solche Bevormundung einer so ansehnlichen, so viele aufgeklärte Mitglieder enthaltenden Stadtgemeinde sich nicht angemaßt und gewiß auch nie durchgesetzt haben — verwandelt wurde. Aber hier Ueberraschung und Furcht, dort persönliche Abhängigkeit, oder Gedankenlosigkeit lösen das Räthsel. Zudem wurden viele Stimmberechtigte — insbesondere die Professoren der Hochschule und überhaupt die sogenannten Schutzbürger — willkürlich und verfassungswidrig ausgeschlossen vom Wahlact, dagegen alle Stadtamts- und Polizeidiener, alle in näherer Abhängigkeit vom Stadtdirector und Staatsbürger Wild Stehenden sorgfältigst dazu eingeladen. Auch hatte man viele Bürger, die etwa minder gefügig schienen, vor Amt gewarnt, sich mit Anderen über das Wahlgeschäft in keine Besprechung einzulassen; ja, als der zweite Bürgermeister, Winter (einer der vorigen Deputirten, ein streng rechtlicher, hochherziger, in jeder Beziehung verehrungswürdiger Mann), in der Magistratsversammlung die auffallende Störung der Wahlfreiheit zur Sprache brachte, so ward er von dem in die Sitzung stürmenden Stadtdirector darüber aufs heftigste angelassen und bedroht, und es wurden dem versammelten Stadtrath unbedingt verboten irgend ein Wort weiter über die Wahlsache zu sprechen. Der edle Winter nahm diesen Vorfall so sehr zu Herzen, daß er zum Bedauern aller Guten sofort seine Entlassung nahm. Aber ungeachtet des Stadtdirectorialterrorismus wagte es gleichwohl eine große Zahl von wohldenkenden (56), verständigen Bürgern, eine Beschwerdeschrift und Protestation gegen H. Wild

Digitized by Google

und sein Wahlgeschäft beim Kreisdirectorium in Mannheim einzulegen. Die Folge davon war eine Suspension des Wahlgeschäfts. Aber der Stadtdirector (nach eingeholtem Rath eines berühmten Gelehrten, wie man sagt) versammelte sofort die Wahlmänner (mit Ausnahme derjenigen, von welchen er wußte, daß sie selbst erklärten, sie seyen nicht frei erwählt) und forderte sie zur selbsteigenen Thätigkeit behufs der Aufrechthaltung der angefochtenen Wahl als nunmehr „ihrer eigenen Sache" auf. Viele derselben gingen nun in den Häusern herum und vermochten die ihnen oder dem Stadtdirector geneigten, überhaupt aber die furchtsamen, oder die persönlich abhängigen Bürger zur Unterschrift einer weitläufigen Bittschrift an die Regierung, worin die Freiheit der geschehenen Wahl behauptet und der Wunsch ihrer Aufrechthaltung ausgesprochen ward. Das Ministerium, hierdurch getäuscht, entsprach der Bitte und befahl die Fortsetzung des Wahlgeschäfts. Die Deputirtenwahl ging also vor sich. Die Designirten Klingel und Roßhirt wurden gewählt. Der Stadtdirector und Staatsbürger Wild hatte gesiegt. Uebrigens scheint er bei der ganzen Sache bona fide verfahren zu seyn, und mag deshalb vor Anderen, welche, der bessern Erkenntniß ungeachtet, dasselbe thaten, einiges Lob verdienen. In der öffentlichen Sitzung der Kammer (denn auch er war zum Volksvertreter gewählt) bekannte er unumwunden, daß er in Heidelberg solchergestalt (d. h. auf die von einigen Mitgliedern der Kammer als constitutionswidrig erklärte Art) auf die Wahl eingewirkt habe, und behauptete dabei, daß ihm dazu das Recht zugestanden. (S. Prot. der zweiten Kammer. I. B. S. 525.) Ganz anders jedoch urtheilten darüber, wie man vernimmt, die geistvollen Männer des Rechtes, welche die Hochschule Heidelbergs zieren, Thibaut, Mittermayer u. a.; und wie die öffentliche Meinung es thun werde, kann wohl nicht zweifelhaft seyn.

Während in Heidelberg die Grundsätze und der Eifer des Stadtdirectors mehr als hinreichten, um die vollständigste Wahlbeherrschung hervorzubringen, weshalb auch dem Stadtrath und dem Bürgermeister aufs strengste verboten ward von der Wahlsache auch nur zu reden; nahm dagegen in Freiburg eben der Magistrat mit dem Oberbürgermeister die Wahlbeherrschung auf sich, und entledigte sich dieses Geschäfts so vortrefflich, daß der Stadtdirector dabei jedes Einflusses sich enthalten konnte. In der Stadt Freiburg nämlich, allwo die Einrichtung besteht, daß der Stadtrath oder Magistrat sich jeweils durch selbsteigene Wahl ergänzt, und der Bürgermeister in der Regel nur aus der Mitte der Rathsglieder genommen wird, ist die Bürgerschaft in Gemeindesachen fast durchaus willenlos oder mundtodt,

Digitized by Google

und waltet unumschränkt in allem der Wille des Magistrats oder der jedesmal in diesem Magistratscollegium vorherrschenden Partei. Auch die Orputirtenwahl wird in solchem Geiste behandelt. Der Magistrat vermeint, und ahnet das Abenteuerlichr solcher Meinung nicht, jene Wahl sey eine Magistrats-, nicht eine Bürgerschaftssache. Nicht etwa im Sinne des edeln Oberbürgermeisters Winter in Heidelberg, der die Angelegenheit der Wahlfreiheit und die etwa zu deren Behauptung zu ergreifenden Maßregeln im Stadtrath zur Sprache brachte, ein würdiger Vorsteher, weil redlicher Vertheidiger, Freund und Rathgeber der Bürgerschaft; nein! sondern im ganz entgegengesetzten Sinn, um jene Wahlfreiheit zu erdrücken, und beim Wahlgeschäft sich selbst, d. h. die Magistratsansicht, Interessen und Beschlüsse triumphiren zu machen über die Wünsche, Interessen und den Willen der Gemeinde, befaßt der Magistrat in Freiburg sich mit der Wahlsache. Er maßt sich an, an die Stelle der von der Constitution verlangten frei gewählten Wahlmänner, als zuverlässiger Organe der Volksstimme und des Volksvertrauens, ein magistratisches Wahlcollegium zu setzen, die Bürgerschaft auch in diesem, ihr allein und ausschließend angehörigen, ihr heiligstes Interesse angehenden und verbürgenden Geschäft zu bevormunden oder vielmehr zu verdrängen, den Volksdeputirten in einen Magistratsdeputirten zu verwandeln, und also constitutionswidrig das Recht der Landstandschaft, welches der Stadt angehört, sich selbst zuzueignen.

In diesem Sinn wurde von dem Oberbürgermeister André vorerst die Wahl der Wahlmänner, bei welcher er als Vorstand der Wahlcommission auftrat, und zwar mit glänzendem Erfolg gelenkt. Denn es wurden vorerst der Oberbürgermeister selbst, dann alle Magistratsräthe ohne Ausnahme, selbst die bloßen Titularräthe zu Wahlmännern gewählt. Fast die Hälfte des Wahlcollegiums (14 von 32) war dergestalt aus Magistratsgliedern gebildet. Hierzu noch ein paar städtische Beamte oder Zunftmeister und befreundete Staatsdiener, wodurch die Majorität vervollständigt, die Stimme aller übrigen — von dem freien Vertrauen der Gemeinde berufenen und die ihnen bekannten Wünsche der Bürgerschaft ehrenden — Wahlmänner wirkungslos gemacht, und die Wahl von Magistratsdeputirten gesichert ward. Es handelte sich jetzt blos noch um die Vereinbarung über die Personen der zu Wählenden. Im Magistratssaal, in förmlichen Rathsitzungen wurde darüber die Verhandlung gepflogen — es fanden Schlußfassungen statt über die gemeinsame Richtung der Stimmen, welche nach der Constitution und nach dem zu leistenden Eide jeder einzelne Wahlmann blos nach seiner individuellen Ueberzeugung abzulegen hat. Die gemeinsame Richtung aber wurde diesesmal von oben bestimmt. Ein Ministerialrath in

Digitized by Google

Carlsruhe schrieb an den Stadtrath R... einen Brief, worin er vor der Wahl des Hofr. v. Rotteck, als eines Demagogen und einer höchsten Orts sehr verhaßten Person warnte und der Stadt selbst Strafe drohte, wenn sie ihn wählte. Dieser Brief wurde in der Rathssitzung verlesen und brachte einen gewaltigen Schrecken hervor. Man sprach von der aus Aeußerungen noch anderer Staatsdiener zu entnehmenden Gefahr, daß selbst die Universität, die Nährmutter der Stadt und Umgegend, könnte aufgehoben werden, wenn Rotteck gewählt würde, und beschloß solches nach Kräften zu hindern. Auch die dem also geächteten Candidaten sonst befreundeten und liberal gesinnten Mitglieder (wie denn insbesondere zwei derselben beim jüngsten Landtag selbst Deputirte waren und mit der Opposition gestimmt hatten) fügten sich diesem Beschluß; entweder über der Eigenschaft als dem Collegium unterworfene Magistratsglieder jener der selbständigen Wahlmänner vergessend, oder vermeinend, ihnen, als Gemeindevorstehern, liege die Pflicht ob, auch bei dem Wahlgeschäft (welches doch ein rein bürgerliches, den Vorstand nichts angehendes, auch ein blos mit Rücksicht auf das allgemeine Landeswohl nicht mit jener auf den einseitigen Vortheil einer Gemeinde zu besorgendes ist), durch Bevormundung für das Beste der Stadt zu sorgen und Nachtheil von ihr und von „Weibern und Kindern" abzuwenden. Also vereinigten sich alle zuerst über die Person des Oberbürgermeisters André und sodann — nachdem mehrere in Vorschlag Gebrachte den Ruf ausgeschlagen, und ein höherer Staatsbeamter, dessen Placet man bei jedem Schritte einholte, seine Einwilligung erklärt hatte, über jene des Handelsmanns Anton Gäs, welcher denn auch wirklich gewählt ward. (Nach Ausweis der Protocolle ein stiller, harmloser Landstand.)

Indessen war die Sache nicht ohne Schwierigkeit durchgeführt worden. Die nach Charakter und Stellung selbständig bürgerlichen Wahlmänner zeigten sich fest entschlossen für Rotteck zu stimmen, und selbst im Magistrat war die persönliche Stimmung mehrerer Mitglieder sehr verschieden von jenen des Collegiums oder des Hrn. Oberbürgermeisters. Dieser aber, von Ideen der Herrschaft voll, und nicht einmal wie Wild in Heidelberg mit der Unterscheidung zwischen Staatsbürger und Vorstand sich bedeckend, sondern ganz naiv als Oberbürgermeister, forderte in voller, jedoch geheimer Rathsversammlung jedem Einzelnen das Ehrenwort ab, ihm und dem Anton Gäs die Wahlstimme geben zu wollen, schalt ein Rathsglied, welches Bedenken äußerte dieser Forderung zu entsprechen, einen Judas, und erzwang also das der freien Ueberzeugung keinen Raum mehr lassende, folglich die Gewissenspflicht und Vaterlandstreue erstickende

Digitized by Google

Wort. Nebenbei ging er bei den bürgerlichen Wahlmännern herum, oder beschied sie zu sich, um ein ähnliches Versprechen durch Ueberredung oder Autorität von ihnen zu erpressen. Bei den Meisten jedoch schlug seine Bemühung fehl, und es blieben bei der Abstimmung 12 wackere Wahlmänner ihrer Ueberzeugung für Rotteck getreu. Der Magistratscandidat Gäs erhielt deren 18. Zwei Stimmen wurden dem ehevorigen Deputirten, Rath Schmidt, zu Theil. Bei dem Act selbst hatte Rotteck, als Wahlmann, eine Protestation eingelegt wegen Unfreiheit der Wahl; aber — was höchst auffallend, ja unbegreiflich ist — der Wahlcommissarius weigerte sich sie zu den Acten zu nehmen; worauf Rotteck mit seiner Beschwerde sich an die zweite Kammer wandte.

Notizen von vielen ähnlichen Umtrieben und theils ängstlichen, theils leidenschaftlichen Bestrebungen der Beamten fast aus allen Theilen des Landes liegen dem Referenten vor. Hier reist der Beamte von Ort zu Ort, ladet die Wahlmänner zu Schmausereien ein, und entlockt oder erpreßt ihnen beim Wein das Handgelübd — an einem andern Ort gar das unterschriftliche Versprechen — einem bezeichneten, bestimmten Candidaten ihre Stimme geben, oder einem als mißfällig bezeichneten nicht geben zu wollen. Selbst ein förmliches Protocoll wird aufgenommen über solchen Act. Dort bittet ein Amtmannwahlmann vor Anfang des Wahlacts den Regierungscommissair, für eine Weile abzutreten, und liest dann dem Wahlcollegium eine lange Rede vor, voll Verunglimpfungen gegen den vorigen Landtag und dessen ausgezeichnetste Mitglieder, ergießt sich insbesondere lebhaft gegen einen mit Namen genannten ehemaligen Deputirten, dessen Wahl er befürchtet, und erklärt, daß er seines Amtes würde entsetzt werden, wenn solche Wahl geschähe. Die Regierung würde daraus entnehmen, daß er das Vertrauen seiner Amtsuntergebenen nicht besitze und also ein untüchtiger Beamter sey. Nach vollendeter Rede tritt der Wahlcommissair wieder herein, und der Wahlact beginnt. In einem andern Bezirk läßt der Beamte, als strenge Worte nicht hinreichend wirken, selbst zu Bitten und Flehen sich herab, die Dankbarkeit und verdiente Anhänglichkeit der Amtsuntergebenen, und denen er sonst würde entrissen werden, für die Wahl des von ihm vorgeschlagenen Candidaten in Anspruch nehmend. Hier werden die Wahlmänner selbst vor Amt citirt und erhalten alldort, also mit Autorität, die Weisung in Betreff der vorzunehmenden Wahl. Die also bearbeiteten Wahlmänner werden alsdann gehindert sich noch unter einander selbst zu besprechen, der Wahlact findet statt bei noch frischem Eindruck der amtlichen Vermahnung oder im nächsten Moment der Ueberraschung. Ein Amtmann vermißt sich sogar, um seiner Sache ganz sicher zu

Digitized by Google

ſeyn, eine Probewahl vorzunehmen. Die Wahlmänner geben ſich dazu her, und zur Beruhigung der Geängſtigten erſcheint der Vorgeſchlagene als gewählt. In mehreren Bezirken wurden die vorigen Deputirten vom Amtmann aufgefordert handgelübdlich zu verſprechen, ſich nicht wieder wählen zu laſſen, oder wenn ſie gleichwohl gewählt würden, die Stelle abzulehnen. In einem andern Bezirk wurden Vögte, ja ſelbſt Decane darüber förmlich conſtituirt, warum ſie N. N. ihre Wahlſtimme gegeben?! — Und ſo ging es überall Land auf und Land ab. Blos in der Reſidenz, in Carlsruhe, hörte man nichts von ſolchen ärgerlichen Auftritten. Man begnügte ſich allda mit demjenigen gemäßigten Einfluß, welcher nach einem der beiden früher ausgeführten Syſteme ſich aufrichtig vertheidigen läßt. Beweis genug, daß die oberſten Häupter der Regierung von dem unanſtändigen Treiben der untergeordneten Beamten nichts wußten, indem in ihrer Nähe nichts Aehnliches vorkam. Beweis genug, daß nur eine Faction im geheim thätig war, welche — trotz der Erklärung des edelmüthigen Großherzogs: „daß er die Wahlfreiheit nicht im mindeſten beſchränken wolle“ — den Impuls zu jenen beklagenswerthen Auftritten gab, welche wohl nie wiederkehren werden.

Die meiſten der hier angedeuteten Umſtände und mehrere andere erfahren wir aus der oben bemerkten Beſchwerdeſchrift des Hofr. v. Rotteck an die zweite Kammer oder vielmehr (da die Schrift ſelbſt in dem Protocoll der Kammer nicht abgedruckt iſt*)) aus den darüber und über eine ähnliche von 19 (nicht 14, wie der Commiſſionsbericht irrig ſagt) Wahlmännern des vierzehnten Aemterbezirks eingereichte Proteſtation gegen die Wahl des Deputirten Reisky erſtatteten Commiſſionsberichten, und der darauf gepflogenen höchſt intereſſanten öffentlichen Verhandlung. S. Prot. der zweit. K. I. B. neunter und zehnter öffentl. Sitzung S. 472—

*) Der Referent, welchem eine Abſchrift derſelben zugekommen, theilt hier blos die Schlußſtelle mit: „Indem ich dieſe treue Geſchichtserzählung zur Rechtfertigung meiner gegen die Deputirtenwahl in Freiburg eingelegten Proteſtation Einer hochanſehnlichen zweiten Kammer vortrage, demnach das mir geſetzlich zuſtehende Mittel zur Vertheidigung deſſen, was ich aus Ueberzeugung für Recht erkenne, anwende, glaube ich nicht nur dem Charakter eines verfaſſungstreuen, ſeiner Pflicht wie ſeines Rechtes ſich wohl bewußten Bürgers und Wahlmanns gemäß gehandelt, ſondern auch der hohen Regierung ſelbſt, unter deren Augen ich ſolches thue, und der hochanſehnlichen Kammer, deren hier competentes Urtheil ich vertrauungsvoll anrufe, eine wahre Huldigung erwieſen, d. h. vor dem Vaterland und vor der Welt die unerſchütterliche Zuverſicht ausgeſprochen zu haben, daß in Baden für den, der auf dem Boden des Rechtes ſtehet, nie etwas zu fürchten ſey.“ —

Digitized by Google

488. 519—569. Offenbar konnte auch der Beschwerdeführer keinen andern Zweck bei diesem Schritte haben, als die hochwichtige Sache der gekränkten Wahlfreiheit zur öffentlichen Kenntniß und Würdigung zu bringen. Denn daß die Kammer selbst, deren Mehrzahl auf ähnlich bedenkliche Weise, wie André, Gás und Reisky gewählt worden, die Wahl der genannten Mitglieder umstoßen werde, hat er wohl nicht erwartet. Wir sind ihm dahrr Dank schuldig für die Selbstverleugnung, womit er seine Person wie seine Sache der gereizten Empfindlichkeit der betheiligten Mitglieder und ihrer Freunde, d. h. der großen Majorität der Kammer preis gab, und theilen gerne — zur Förderung seiner pätriotischen Absicht noch einige Details über die öffentliche Verhandlung seiner Beschwerdesache mit.

Gleichzeitig mit ihr wurde die Wahlsache des vierzehnten Aemterbezirks, weil auch hier gegen denselben Hofrath v. Rotteck die Bewegung statt gefunden — verhandelt. Die neunzehn Wahlmänner, welche protestirend wider jene Wahl auftraten (Pfister, Joseph Tritscheler, Schweizer, Peter Hauser, Weiderle, Christian Steyert, Andreas Schwörer, Joseph Bäuerle, Peter Ruh, Vogt Ruh, Johann Steinhart, Martin Reich, Jakob Koltenbach, Vogt Wehrle, Joseph Trenkle, Vogt Burger, Fackler, Kunz und Erlacher heißen die wackern, verfassungstreuen Bürger) bilden nahe an die Hälfte des Wahlcollegiums; es können also nicht nur diejenigen, welche trotz aller amtlichen Aufforderung und Zudringlichkeit ihre Stimme gleichwohl für Rotteck gaben, sondern es müssen auch mehrere von jenen darunter seyn, die sich nöthigen oder durch Täuschung verleiten ließen, gegen ihre Gesinnung für Reisky zu stimmen, und jetzt erst, nach der Wahl, ihre Bethörung einsahen, oder von ihrer Ueberraschung, Furcht oder Beängstigung sich erholten. Dieser Protestation, als von beinahe der Hälfte eines Wahlcollegiums selbst eingelegt, hätte eine ganz vorzügliche Aufmerksamkeit gebührt; aber die Kammer hat sie, was sehr zu mißbilligen ist, weit flüchtiger als jene des einzelnen Hofraths von Rotteck behandelt. Man ersieht gleichwohl aus dem Commissionsbericht darüber (denn die Petition selbst ist wie die Rotteckische in dem Protocoll nicht abgedruckt), daß in dem genannten Aemterbezirk — außer ähnlichen Störungen und Nöthigungen, wie sie in Freiburg statt gefunden, noch weiter offenbare Täuschungen geschahen: indem der Amtmann den vor sich gerufenen und den so eben zum Wahlact gehenden Wahlmännern versicherte (wie konnten die schlichten, ehrlichen Landleute an der Glaubwürdigkeit einer amtlichen Versicherung zweifeln?) „es nutze ja doch nichts, wenn sie Rotteck wählten; derselbe würde in Carlsruhe gar nicht angenommen;

Digitized by Google

dann hätten sie gar keinen Deputirten." — Auch kam hier zu den übrigen Nichtigkeitsgründen noch der Umstand, daß der ministerielle (oder Amts-) Candidat das durchs Gesetz geforderte Steuercapital nicht besaß, sondern erst nachträglich durch formwidrig decretirte Erhöhung seiner Gewerbssteuer es erhalten hatte.

Der Berichtserstatter über beide Petitionen war ein Ministerialrath (Wundt) als Mitglied der Petitionscommission, welche — auffallend genug — aus lauter Staatsdienern, ja größtentheils aus Ministerialgliedern, nämlich dem Ministerialdirector (und gleichzeitig Regierungscommissair) Schippel, (Präsident der Commission), den Ministerialräthen Wundt und Cassione, dem Stadtdirector Wild und dem Professor Grimm zusammengesetzt worden. Eine in ihrer Art einzige Erscheinung an einem Landtag. Ministerialräthe und Directoren, Regierungscommissaire sollen den Bericht erstatten über Beschwerden gegen das Ministerium oder die Regierung. Wir finden in dem Protocoll nicht, daß die Beschwerdeschrift in der Sitzung abgelesen wurde. Die Kammer mußte sich mit dem Auszug begnügen, welchen der Referent ihr daraus vorzutragen für gut fand. Offenbar höchst unzweckmäßig! da die Stelle des abwesenden Klagenden nur seine Schrift, nicht aber der Ministerialrath vertreten konnte. Doch, ungeachtet der sehr befangenen Berichtserstattung, springen gleichwohl daraus so gewaltige Irregularitäten des bestrittenen Wahlgeschäfts in die Augen, daß dessen Vertheidigung vor einer unbefangenen und freien Jury ein schweres Stück Arbeit seyn dürfte. Auch erhob sich die ganze Opposition (aus drei Männern, Duttlinger, Förenbach und Grimm bestehend) zur Unterstützung der Beschwerde und zur nachdrücklichsten Behauptung derjenigen Principien, auf die sie gebaut war. Dagegen waren die Redner, welche wider sie auftraten, zwar zahlreicher; aber sie erscheinen fast alle schon durch ihre persönliche, nächste Betheiligung beim Streit zur Führung einer zählenden Stimme völlig ungeeignet. Denn es sprachen wider Rotteck, außer dem Berichterstatter, der seinen Antrag zu behaupten hatte, zuvörderst zwei derjenigen Deputirten, deren Wahl von ihm (oder von den Wahlmännern des vierzehnten Wahlbezirks) war angefochten worden, der Oberbürgermeister André und der Kaufmann Reisky (Gäs, seine Stellung richtiger beurtheilend, schwieg). Diese sprachen daher in eigener Sache (auch wirklich mit mehr Leidenschaftlichkeit, als Anstand; André zumal, dessen Beschuldigungen gegen den abwesenden Beschwerdeführer selbst das Rechtsgefühl Zachariäs empörte. (S. 558.) Nachher stieg der Präsident Kern (Kreisrath in Freiburg, Referent in Magistratssachen, im Jahr 1819 unter den freisinnig redenden Deputirten bemerkt, im Jahr 1820 Präsident der Kam-

Digitized by Google

mer, und für seine Geschäftsführung mit dem Orden des Zähringerlöwens belohnt, im Jahr 1822 sehr im Schatten stehend, diesmal aber schon lange vor der Bildung der Kammer vielstimmig als ihr künftiger Präsident genannt), von dem Präsidentenstuhl herab, um Theil an der Discussion zu nehmen, und André, seinen Freund (mit dem er sogar seine Präsidentenwohnung getheilt hatte), nebenbei aber sich selbst — indem die Rotteckische Schrift eine Anspielung auf die Art seiner eigenen Erwählung, nicht minder auf seine Dienstleistung bei der freiburger Wahl enthält — zu vertheidigen. Es folgten Stadtdirector Wild von Heidelberg (dessen Grundsätze über Wahlfreiheit wir aus dem oben Erzählten kennen, und der gleichfalls in der Rotteckischen Schrift sich genannt fand), und der Geh. Hofr. Zachariä, Deputirter des Landamts Heidelberg, von dessen Wahl dieselbe Schrift Erwähnung gethan; dessen Verhältniß zu Rotteck übrigens schon in der ersten Kammer, worin beide beim vorigen Landtag saßen, ein feindseliges gewesen. Endlich sprach noch gegen die Petition der Hofrath Roßhirt von Heidelberg (hervorgegangen aus der früher besprochenen Wildschen Wahlmanipulation) und ein gewisser Schnetzler (wahrscheinlich der Redacteur der freiburger Zeitung), der einzige, von welchem nicht zu erkennen ist, warum er eigentlich gesprochen. Die übrige Kammer schwieg (auch die vielen Staatsdiener, die darin sitzen, schwiegen), und endlich ward die Petition mit einer Mehrheit von nur 10 Stimmen (29 gegen 19) verworfen. Dieselbe Kammer hatte die Abänderung der Constitution mit einer Mehrheit von 54 (nämlich 57 gegen nur 3) Stimmen genehmigt. Der Petition war sonach eine wirklich höchst merkwürdige und bedeutungsvolle Beachtung zu Theil geworden.

Daß sie aber solcher Beherzigung wirklich und im höchsten Grade werth gewesen, geht am klarsten aus den Gründen hervor, mit welchen man sie bekämpfte, aus den Behauptungen und Eingeständnissen, die man aufzustellen und zu machen genöthigt war, um sie zu verwerfen. Die Hauptargumente des Berichterstatters sowohl als der übrigen Redner sind ungefähr folgende:

1) Die Wahl der Wahlmänner, als ein blos präparatorischer Act, so auch alles andere was dem eigentlichen Wahlact der Deputirten vorangeht, gehöre nicht zur Cognition der Kammer, sondern der landesherrlichen Behörden. Die Kammer habe blos die vorgelegten Wahlprotocolle zu prüfen, d. h. einzig und allein die Frage zu entscheiden, ob jede bei dem Wahlact gesetzlich vorgeschriebene Förmlichkeit beobachtet, und ob die persönliche Qualification des erwählten Deputirten nachgewiesen sey.

2) Bei der Wahl der Wahlmänner sey nur der Wahlcom-

Digitized by Google

mission und bei dem Hauptwahlact nur dem Wahlcommissarius, beiden aber nur während ihrer Function jede Einwirkung auf die Wahl verboten. Dritten Personen oder auch den Wahlcommissarien in ihrer Eigenschaft als Staatsbürger sey sie keineswegs untersagt.

3) Der Eid, welchen jeder Wahlmann unmittelbar vor der Wahl abzulegen habe, „daß er nach seiner eigenen Ueberzeugung seine Simme abgeben wolle, wie er es für das Beste des Landes am dienlichsten erachte, und daß er in Bezug auf seine Abstimmung von Niemand weder eine Gabe noch irgend einen Vortheil erhalten habe oder je annehmen werde," — zernichte oder heile alles und jedes, was etwa früher als der Wahlact statt gefunden. Keinem Wahlmann sey jetzt mehr möglich, gegen die geschehene Wahl protestirend aufzutreten oder zu zeugen. Denn entweder spreche er, wenn er von erlittener Furcht oder Nöthigung rede, von sich selbst und gebe sich daher des Meineids schuldig, oder er spreche von andern Wahlmännern, werfe also diesen Meineid vor, was er aber nach der Natur der Sache nie thun könne, indem es sich hier um einen bloßen actus internus handle, worüber kein Fremder deponiren könne, sondern nur der Handelnde selbst zu urtheilen vermöge. Aber wer sieht nicht ein, daß sämmtliche drei Behauptungen (deren Aufstellung übrigens als ein stillschweigendes Eingestehen der Thatsachen, die in der Petition angeführt werden, gelten mag) zu den gehaltlosesten Spitzfindigkeiten gehören, welche jemals ersonnen worden, daß sie gegen das sonnenklarste constitutionelle Recht, wie gegen alle Principien der constitutionellen Politik streiten, ja daß sie die ganze Constitution zum bloßen Schall, den Wahlact zur Komödie, den Eid zum Spielwerk machen!!

1) Die Wahl der Wahlmänner — wie mit besonderem Nachdruck der Abgeordnete Duttlinger ausführte — ist für die Wahl der Deputirten unendlich wichtig, ja entscheidend; was daher jene nach vernünftigem oder positivem Recht als nichtig darstellt, hebt auch die Gültigkeit der letzten auf. Die Kammer also, welcher nach §. 41 der Verfassung das Erkenntniß über die streitigen Wahlen ihrer Mitglieder (ohne irgend eine Einschränkung) zusteht, muß beide Wahlacte, die zum Wahlgeschäft gehören, gleichmäßig beurtheilen dürfen. Die Sorgfalt, womit in allen weisen Constitutionen die Form jener Wahlmännerwahl geregelt worden, ist ein Anerkenntniß ihrer Wichtigkeit. Hätte blos die Regierungsbehörde über die Wahl der Wahlmänner zu urtheilen, und nicht die Kammer, so gäbe es gegen die von einem Ministerium etwa auszuübende selbst rücksichtsloseste Wahlbeherrschung durchaus kein gesetzliches Schutz- oder Heilmittel. Denn die Regierungsbeamten

Digitized by Google

werden wohl nicht zu zernichten oder als verwerflich zu erklären wagen, was von der Regierung ausging, und wozu sie selbst mitzuwirken aus Amtspflicht verbunden sind. Es werden daher keine anderen Deputirten in die Kammer (so wie keine andern Wahlmänner in das Wahlcollegium) kommen, als welche den Ministern gefallen oder von den Ministern designirt sind. Es wäre hiernach — wie der Abgeordnete Grimm sehr richtig bemerkte — weit besser, einfacher und wohlfeiler (wir setzen hinzu: auch redlicher oder aufrichtiger), die Wahl der Wahlmänner und Abgeordneten ganz zu unterlassen und die letzten unmittelbar durch Ministerialdecrete und Signaturen zu ernennen. Aber würde sodann nicht die Volksrepräsentation ein bloßer Name, ein eitles Schaugepränge und würde es nicht eines Ehrenmannes unwürdig seyn, die Rolle eines Volksrepräsentanten zu übernehmen, da er ein solcher doch niemals wäre, sondern blos hieße!! —

2) Hat das Wahlgesetz, indem es (§. 56) der Wahlcommission alle Beschränkung der Wahlfreiheit (durch Empfehlung, durch Vorschläge oder auf sonst irgend eine Weise) ausdrücklich untersagt, etwas anderes beabsichtigt, als die Erhaltung dieser Wahlfreiheit selbst? Ist es für befriedigt zu achten durch Unterlassung einer einzelnen Art oder eines einzelnen Moments der Störung?? — Wer wird den Urheber der so weise entworfenen Constitution einer solchen lächerlichen Zwecklosigkeit zeihen? — Nein! die ausdrückliche Anführung des Wahlcommissairs beweist blos eine besondere Vorsicht, indem etwa zu besorgen stand, daß der Wahlcommissair eben aus seinem Amt einen Titel oder Vorwand zur Wahlbeherrschung entnehme; sie soll aber keineswegs ein Freibrief seyn für alle nicht angeführte Personen oder für alle Welt, daß sie nach Belieben die Wahlfreiheit störe. Vielmehr wird der Unbefangene sagen: Da sogar dem Wahlcommissair jede freiheitstörende Einwirkung auf die Wahl untersagt ist, um wie viel mehr jedem Andern? Um wie viel mehr also denjenigen, die nach ihrer Stellung mit Autorität auftreten, schrecken, strafen, wehe thun oder belohnen können?? — Also zumal den Amtleuten und allen Regierungsagenten vom niedersten zum höchsten?? — Wie? die Verfassung und das Wahlgesetz sagen nichts ausdrücklich davon, daß z. B. die Einschüchterung eines Wahlcollegiums durch mordbrennerische Drohung oder durch die Dolche einer hochverrätherischen Faction verboten, oder ein Nichtigkeitsgrund der also erzwungenen Wahl sey. Wird man darum eine solche aufrecht halten?? — Was schon an und für sich verboten oder widerrechtlich, oder dem Begriff eines durch die Constitution verliehenen oder anerkannten Rechtes zuwiderlaufend ist, braucht nicht erst insbesondere verboten oder für widerrechtlich

Digitized by Google

erklärt zu werden. Es ist also die Störung der durch die Constitution gewährten, ja schon im Begriff der Wahl liegenden Wahlfreiheit durch irgend eine Art von psychologischem Zwang, so wie durch absichtliches Irreführen der Wählenden schon an und für sich, nach dem bloßen Begriff der Handlung, unrecht, und braucht nicht insbesondere verboten zu seyn. Auch kann der Beamte nicht geltend machen, daß er zugleich Staatsbürger sey. Denn als bloßer Staatsbürger kann er (Fälle, wie die oben angeführten rein verbrecherischen, ausgenommen) nicht drohen oder schrecken oder belohnen oder höhere Wünsche glaubwürdig aussprechen. Auch ist er als Staatsbürger nicht so abhängig von der Regierung, wie als Diener, d. h. Werkzeug. Darum also, weil nämlich die Eigenschaften des Beamten jene des bloßen Staatsbürgers vielfach beschränken oder überwältigen, muß er sich auch eine Beschränkung der sonst überhaupt den Staatsbürgern zukommenden politischen Rechte gefallen lassen (z. B. die Beschränkung des passiven Wahlrechts, die in §. 37 der Constitution ausgesprochen wird), oder er ist wenigstens in jedem Fall und bei jedem Schritte, den er in Wahlsachen thut, alsdann strafbar oder der Constitutionsverletzung und des Mißbrauchs des obrigkeitlichen Amtes schuldig, wenn er jenen Schritt als bloßer Staatsbürger entweder gar nicht oder nicht mit gleicher Wirkung hätte thun können, und ihn daher blos als Beamter gethan hat.

3) Das Argument vom Eide der Wahlmänner — ein allerdings kühnes Argument — hat der edle Deputirte Förenbach aufs treffendste bezeichnet: „Es sey ihm unbegreiflich, er möchte es fast unerhört finden. Man habe den Jesuiten, er wisse nicht mit wie viel Recht oder Unrecht, allerlei verwerfliche Grundsätze und Lehren nachgesagt; aber er zweifle daran, ob es möglich wäre, einen verderblichern Satz aufzustellen, als den angeführten. Es möge ihm erlaubt seyn in einem Beispiel zu sprechen. Was man sagen würde, wenn er den Satz aufstellte: Du darfst einen Zeugen gewinnen, wie du immer kannst, denn durch den Zeugeneid wird alles wieder ausgelöscht!!" — Wahrlich der Eid löscht die geschehene Einwirkung der mißbrauchten Amtsgewalt, des zugefügten psychologischen Zwanges oder der falschen Vorspiegelung nicht aus. Wohl aber erschwert er die Sünde derjenigen, welche alles aufbieten, um einen Mann nicht nur schlechterdings ihrem Willen zu unterwerfen, ihm etwa auch eine falsche Ueberzeugung beizubringen, ihn zum Werkzeug unerlaubter Zweckerreichung zu mißbrauchen, sondern ihn nebenher auch noch eidbrüchig zu machen. Welche Folgen müßte ein solches System, wenn es zur Herrschaft käme, für die Moralität des Volkes haben!! O! erlasset den verleiteten oder geängstigten Wahlmännern, von welchen ihr eine

Digitized by Google

andere Abstimmung, als ihrer freien Ueberzeugung gemäß ist, verlangt, wenigstens jenen Eid, der hintennach, wenn sie wieder zur Besinnung kommen, entweder ihr Gewissen schmerzlich beängstigen, oder, je nachdem sie einen Standpunct gewinnen, sie überhaupt gleichgültig machen muß gegen Eid und Pflicht, womit ihre Oberen ein leichtfertiges Spiel getrieben! —

Gerne möchte man das unglückliche Argument vom Eide blos dem Berichtserstatter der Petitionscommission in die Seele schieben. Aber es scheint, daß es ziemlich allgemein geltend gemacht, ja, daß es schon vor Eröffnung des Landtags als eine Vertheidigungswaffe gegen etwaige Protestationen wider die vorgegangenen Wahlacte sey in Bereitschaft gesetzt worden. Referent hat wenigstens die Notiz, daß ein Amtmann einigen Wahlmännern seines Bezirks, welche ihm ihr Vorhaben, gegen die allda geschehene Wahl eine Beschwerde einzulegen, eröffneten, drohend erwidert habe: „Alsdann werdet Ihr, als des Meineids eingeständig, in eine Criminalstrafe verfällt werden!“ — — Ueberhaupt hat man in den Umständen der meisten Wahlen des Großherzogthums eine auffallende Uebereinstimmung oder Aehnlichkeit (so viel die Hauptsache, nämlich die Freiheit, betrifft) wahrgenommen. Daher das treffliche Wort Förenbach's (S. 529 der Prot.) über die Rotteck'sche Protestation: „Er wolle nicht einmal fragen, welche Einwirkung bei der dadurch angefochtenen Wahl statt gefunden. Er wolle jetzt diese Wahl keineswegs mehr vernichten, sondern vielmehr zu ihr sagen: Dich soll das Verdammungsurtheil nicht allein treffen, gehe hin und geselle dich zu deinen Schwestern! Man habe ja auch manche andere Wahl für gültig erklärt, welche auffallende gesetzliche Mängel hatte, und nicht einmal seine (des Sprechenden) Protestation zum Protocoll genommen.“ — Wir sehen hieraus, daß nicht eine persönliche, nicht eine particulaire, sondern eine allgemeine Sache verhandelt ward.

Nach den Grundsätzen der Herren Wundt, Wild und Kern aber mögen unbeschadet der Freiheit und Gesetzlichkeit einer Wahl vor dem letzten Wahlact alle möglichen Umtriebe, Bethörungen, Verheißungen und Drohungen statt finden; wofern nur im Augenblick des definitiven Wahlacts keine Einwirkungen von Seite des Wahlcommissairs geschehen. Amtleute, zumal wenn sie zugleich Wahlmänner sind (auch wenn sie es nicht sind; wie namentlich im vierzehnten Wahldistrict vorkam), dürfen die Wahlmänner, die ihre Amtsuntergebenen, und meist noch durch näheres, selbst Dienstverhältniß, als Gemeindsvorsteher, Gerichtsmänner ꝛc. von ihnen abhängig sind, vor sich rufen, ihnen die wechselseitige Besprechung verbieten, ihnen unter Androhung von schwerem Nachtheil für ihre

Digitized by Google

Person oder für ihre Gemeinde die Wahl eines bestimmten Candidaten einschärfen, die Wahl anderer genannter, nach dem Gesetz durchaus wahlfähiger Candidaten untersagen, oder als den sichern Verlust, z. B. des Amtssitzes, der Universität u. s. w. nach sich ziehend, darstellen, sie dürfen die persönliche Liebe oder das Mitleid mit dem angeblich der Absetzung im Fall des Mißlingens ausgesetzten Amtmann in Anspruch nehmen, sie dürfen, um die Wirkung von dem allen zu sichern, von den Erschreckten, Ueberraschten, Gerührten, Bethörten, eine förmliche Verpflichtung durch Handschlag und Unterschrift fordern; sie dürfen endlich noch den letzten Augenblick vor der Wahl (nur daß alsdann der Wahlcommissarius indessen ins Nebenzimmer abtrete) mit der Gesammtmasse ihrer psychologischen Zwangsmittel auf die größtentheils schwachen, arglosen, der tiefer liegenden Verhältnisse unkundigen, die Amtsauctorität aus Pflichtgefühl, Gewohnheit oder Interesse verehrenden Wahlmänner losstürmen; dieses alles wird wieder aufgehoben, zernichtet, geheilt durch den jetzt nach dem Wiedereintritt des Wahlcommissairs abzuschwörenden Eid: „man wolle nach seiner Ueberzeugung, und wie man es für das Beste des Landes am dienlichsten erachte, (§. 72 des Wahlgesetzes) stimmen." — Die Wahl, die jetzo nach dem Dictat des Amtmanns vor sich geht, ist makellos und unantastbar! —

Den oben aufgeführten Gründen der Commission setzten Hofrath Roßhirt und geh. Hofrath Zachariä noch bei: ersterer, daß bei politischen Handlungen die Einrede oder Nichtigkeitsklage wegen Betrug oder Zwang ganz unzulässig sey, indem Parteien hier zum Wesen gehören, und also nur aus dem Kampf — wobei dann freilich die politische Moral manchmal leiden müsse — der Sieg hervorgehen könne; letzterer aber, nämlich der geh. Hofrath Zachariä, erklärte sogar, daß alle diejenigen im Irrthum seyen, welche von freien Wahlen in einer monarchischen Verfassung sprechen. Er wolle, daß keine Wahl frei seyn, sondern alle Wahlen unter Einfluß stehen sollen. Dieses gehöre zum Wesen der repräsentativen Verfassung. Auch jede Täuschung sey hier erlaubt, denn sie habe immer ihren guten Zweck. Die Sittlichkeit laufe dabei keine Gefahr: denn der rechtschaffene Mann sey doch unter allen Verhältnissen rechtschaffen. Es würde daher zu wünschen seyn, daß selbst dem Wahlcommissair erlaubt würde, bei der Wahl der Wahlmänner und der Abgeordneten frei über die Tugend der Einzelnen zu reden. (S. 564 der Prot.)

Diese Lehren der berühmten juristischen Professoren jedoch, so wie jene politischen Gründe, fanden keinen Eingang bei den dem gesunden Menschenverstand mehr als den Spitzfindigkeiten der Gelehrten huldigenden gemein bürgerlichen Mitgliedern der

Digitized by Google

Kammer, wie aus der schon früher erwähnten, höchst merkwürdigen Abstimmung hervorging, bei welcher, was gewiß die Hoffnung des Petenten weit überstieg, doch neunzehn Stimmen für die Petition, d. h. für ihre Uebergabe ans Staatsministerium fielen.

Wenn die bisherigen Details uns über den Geist der diesmal in Baden stattgefundenen Wahlen mehr als hinreichend belehren, so wird auch das endliche Ergebniß derselben uns nicht in Verwunderung setzen. Wir finden nämlich in dem Namensverzeichniß der 63 aus diesen Wahlen hervorgegangenen Abgeordneten nicht weniger als sieben Ministerialräthe (worunter auch geheime Referendarien und Sectionsdirectoren), sodann neunzehn andere Staatsdiener (worunter ein Staatsrath und ein Kreisdirector, elf Kreisräthe oder auch Hof-, geheime Hof-, Hofgerichts- und Oberhofgerichtsräthe, ein Kriegsrath, zwei geistliche Räthe oder Decane, ein Paar Stadtdirectoren oder Oberamtleute u. s. w. sich befinden). Folgen nachher zwanzig Oberbürgermeister, Bürgermeister, Stadträthe und Vögte. Die noch übrigen siebenzehn endlich sind Privatmänner, Kaufleute, Fabricanten und Wirthe. Wie viele Selbständigkeit in einer dergestalt zusammengesetzten Versammlung herrschen könne, und inwiefern sie als getreues und zuverläßiges Organ der Volksgesinnung und der Volkswünsche könne betrachtet werden, ist jedem Unbefangenen klar. Wir tasten hier keine Persönlichkeit an, sondern sprechen nur von dem, was naturgemäße oder nothwendige Folge der Stellung oder der Verhältnisse ist. Neben den 26 gelehrten und größtentheils hochstehenden Staatsdienern, welchen sich anzuschließen die zwanzig Oberbürgermeister, Bürgermeister und andere Communvorsteher durch natürliche Verwandtschaft der Interessen oder durch näheres Abhängigkeitsverhältniß gereizt werden, wie könnten ein Paar Bürgersmänner es wagen eine eigene Meinung aufzustellen oder zu behaupten? Und welchen Eindruck, von constitutionellem Standpunct betrachtet, muß eine Verhandlung machen, wo einerseits die Commissarien der Regierung, die Minister, Staatsräthe und andere Ministerialglieder sprechen, anderseits aber, auf den Bänken der Volksdeputirten, gleichfalls Ministerialräthe und Staats- d. h. Regierungsdiener allerlei Namens und Ranges das vorherrschende Wort führen? — Kann da die Regierung im ständischen Saale etwas anderes als das Echo ihrer eigenen Meinung vernehmen, und erscheint dergestalt nicht die landständische Verhandlung verwandelt in eine blos erweiterte und öffentliche Ministerialberathung?? —

Bei näherer Betrachtung der Deputirtenliste bemerken wir weiter, daß von den Namen, welche auf den frühern Landtagen

Digitized by Google

am meisten hervorglänzten, daß überhaupt von den freisinnigen Mitgliedern der vorigen Kammer fast Keiner wieder erscheint. Nur zwei der gefeiertsten Abgeordneten, Förenbach und Duttlinger, sind wieder gewählt worden. Der erste — im Jahr 1822 der hochgeachtete Präsident der zweiten Kammer und durch treue, umsichtige, streng rechtliche Führung dieses wichtigen Amtes ausgezeichnet, in Mannheim; der zweite, vom Anbeginn eines der Häupter der volksfreundlichen Partei (in dessen vorigem Wahlbezirk jetzt die Wahl des Kreisraths Kern auf eine höchst merkwürdige Weise durchgesetzt worden), in einem benachbarten, den Mittelpunct des Schwarzwaldes umfassenden Bezirk. Die verständigen und muthigen Wahlmänner dieser Gebirgsgegend (die Aemter Blumberg, Stühlingen, Bonndorf, Löffingen und Neustadt enthaltend) sind unerschütterlich fest auf diesem Mann ihres Vertrauens bestanden, und sie haben durch diese männliche Beharrlichkeit den Anspruch auf Dank und Hochachtung des ganzen Vaterlands sich erworben. Auch auf den Dank der Regierung, da sie derselben die ohne Zweifel erwünschte Gelegenheit gaben, durch die That zu beweisen, daß die Drohungen, welche von einzelnen Staatsdienern gegen die nicht im Sinn des Ministeriums Wählenden ergingen, Uebertretungen ihrer Aufträge waren. Keinem der Wahlmänner, welche für Duttlinger, welche für Förenbach stimmten, ist ein Haar gekrümmt worden; und dieses Factum, eindringlicher als die künstlichste Apologie, beweist die Rechtlichkeit der Häupter der Regierung und die Grundlosigkeit der, zur Einschüchterung der Wahlmänner, im ganzen Land von untergeordneten Staatsdienern aufgestellten Behauptungen und Drohungen.

Es enthält diese Thatsache zugleich eine treffliche Belehrung für alle künftige Wahlmänner. Hinfort werden sie, wenn sie anders als nach ihrer Ueberzeugung stimmen, auch des letzten Entschuldigungsgrunds, nämlich der Furcht, beraubt seyn. Unrühmlich genug für sie, wenn sie auch nur diesesmal Furcht empfanden oder solcher Furcht kleinmüthig erlagen. Sie mögen ihr Urtheil aus dem Munde selbst des Stadtdirectors Wild in Heidelberg, desselben, welcher so thätig war Furcht einzujagen, vernehmen: „Die Wahlmänner" (also sprach Wild bei der öffentlichen Verhandlung dieser Sache s. S. 568 der Prot. und also spricht mit innigem Gefühl das ganze Volk) „die Wahlmänner verdienen diesen Namen gar nicht, wenn sie sich durch Drohungen irre machen ließen. Sie hätten ihre Stimme dem geben sollen, für den sie gesinnt waren."

Wenn wir die große Beamtenzahl in der Kammer als einen Grund ihrer Unzuverlässigkeit — den Ausdruck der Volksgesin-

Digitized by Google

nung betreffend — erblickten, so wird man vielleicht entgegnen, es sey ja gerade die ganze Opposition in dieser Kammer aus Beamten bestanden. Die drei Männer, welche man als Volkspartei *) betrachten konnte, waren: — der Oberhofgerichtsrath Förenbach, der Hofrath und Professor Duttlinger und der Professor Grimm. Aber was wir im Allgemeinen von der größern Zuverlässigkeit gemein bürgerlicher Deputirten sagten, findet eben nicht Anwendung auf alle und jede dieser Classe. Es kömmt hier auf die individuelle Persönlichkeit, also auf das Schicksal der Wahlen an. Sind diese Wahlen nicht frei gewesen, so erwarten wir auch von keinem der Gewählten, ohne Unterschied ob Staatsdiener oder nicht, eine freie Stimme. Die vom Ministerium Designirten gemein bürgerlichen Deputirten sind nicht die Männer des Volks. Das Volk hat sie nicht gewählt; sie werden auch nicht in seinem Sinne sprechen. Dagegen leidet die Regel wegen der Beamten natürlich auch Ausnahmen, welche abermals auf besondern Verhältnissen und auf der individuellen Persönlichkeit beruhen. Die Stellung des Oberhofgerichtsraths, so auch jene des Professors ist weit minder abhängig, als jene des Administrativbeamten, und Männer, welche wie Förenbach, Duttlinger und Grimm, angeweht von edlerem Zeitgeist, selbständig durch ihren Charakter sind, werden unter allen Verhältnissen für Recht und Freiheit stehen. Uebrigens hatten Förenbach und Duttlinger ihren schon früher erworbenen Ruhm zu behaupten; sie durften und konnten keiner anderen Fahne mehr als jener der Liberalität folgen. Auch gab schon die Nachricht ihrer Wahl dem ganzen Lande Freude und Trost. Grimm, ein neuer Deputirter, hatte freilich noch beide Wege vor sich. Daß er aber unter den obwaltenden Umständen mit einer Hochherzigkeit, die zu den seltenen Erscheinungen gehört, den guten wählte, daß er ebenso treu, als besonnen und würdevoll ihn wandelte, hat ihn allen Freunden des Guten theuer gemacht. Er hat aber nicht als Staatsdiener, sondern als vaterlandstreuer Bürger, als edler Mann solche Partei ergriffen. Der Wahlbezirk, welcher ihn wählte (Weinheim und Ladenburg), verdient dafür Preis und Dank.

Zu den allgemeinen Gründen, aus welchen die Wahl von Staatsdienern zu Abgeordneten bedenklich scheint, ist bei der jüngsten Ständeversammlung noch ein besonderer hinzugekommen. Das

*) Wir nennen sie „Volkspartei" und nicht „Opposition", weil sie keineswegs der Regierung entgegenstehen, sondern blos das Volksinteresse bewahren will. Es ist ihr tiefstes Leid, wenn sie in der Opposition sich befindet, und sie wünscht nichts mehr als die Vereinigung mit der Regierung.

Digitized by Google

Ministerium nämlich forderte von allen gewählten Staatsdienern, daß sie in eigenen unterthänigsten Bitten um Urlaub Behufs ihres Erscheinens am Landtag einkämen, und ertheilte ihnen solchen Urlaub nur bedingt, nämlich „nur für so lange, als nicht eintretende Dienstverhältnisse eine andere Entschließung nöthig machen." Hierdurch erscheint also die Wirksamkeit solcher Wahlen von dem Willen und Winke des Ministeriums abhängig. Der deputirte Staatsdiener kann angenommen oder verworfen werden, er kann auch im ersten Fall, sobald ein mißfälliges Wort seinem Munde entflieht, wieder heimgeschickt werden „wegen eintretender Dienstverhältnisse." Alsdann hat sein Wahlbezirk keinen unmittelbaren Wortführer oder näheren Repräsentanten mehr, und durch das eine Beispiel sind alle andern Beamten geschreckt und gefesselt. Nicht genug! Eine besondere, schriftliche Einschärfung der doppelten Verpflichtung, die einem deputirten Staatsdiener obliege, wurde an alle Gewählte dieser Classe erlassen, ein unter Bedrohungen ausgesprochenes Verbot zumal aller Reden und Aeußerungen, „welche dem Ansehen und der Würde der Regierung, deren Erhaltung ihnen ihr Eid als Staatsdiener zur besondern Pflicht mache, im Inland oder im Ausland nachtheilig werden könnten." — Hierdurch ist der Redefreiheit der Staatsdiener eine für die gemein bürgerlichen Deputirten nicht gleichmäßig bindende Beschränkung gesetzt, wenn aber viele Staatsdiener in der Kammer sitzen, die Gesammtkraft derselben gelähmt; und da das „Ansehen und die Würde der Regierung" leicht verwechselt werden kann mit dem Ansehen und dem Ruhm der wirklichen Minister oder Regierungsglieder, die Möglichkeit einer Beschwerdeführung oder gar einer Anklage wider solche Häupter soviel als aufgehoben, die davonsprechenden Artikel der Verfassung daher soviel als vernichtet. Es ist unbegreiflich, wie ein Ministerium, dessen Mitglieder der persönlichen Verehrung sicher sind und dessen meiste Regierungshandlungen nur Lob und Preis verdienen, die freie Rede dermaßen scheuen und zu solch ängstlich vorsichtigen Maßregeln sich herablassen kann, zu Maßregeln, welche die Volksstimmung noch weit mehr verbittern, als sie den Ton der Kammer versüßen, und welche nur soviel bewirken können, daß alsdann das Stillschweigen der freisinnigen Deputirten als herber Tadel, der Lobgesang der Mehrheit aber als bedeutungsloser Schall erscheint.

Die erste Hauptverhandlung der also zusammengesetzten Kammer war — die Abänderung der Verfassung.

Die badische Verfassung ist — wie man allgemein anerkennt — von einem liberalen Geiste durchweht. Man sieht, der ebenso erleuchtete als edle Urheber derselben hat dem Volk nicht blos leere Formen oder bedeutungslose Phrasen, sondern etwas

Digitized by Google

Reelles, etwas Werthhabendes verleihen wollen. Auch hat das Volk das zeitgemäße Geschenk mit freudigem Danke angenommen, und seine vorherrschende Stimmung ist: unverbrüchliche Heiligthaltung, fromme Scheu vor der geringsten Antastung der Constitution. Daher wurden, obschon sie, wie alles Menschenwerk von Unvollkommenheit, insbesondere von Lücken und Unbestimmtheiten nicht frei ist, alle Vorschläge, welche bisher zur Vervollständigung und Verbesserung in beiden Kammern und im Munde der liberalsten Deputirten erklangen, aus dem Grunde verworfen, weil es gefährlich sey, an ein noch neues, auf sich selbst noch nicht hinreichend beruhendes Gebäude sofort die ändernde Hand zu legen, und weil vor allem noth thue, die noch zarte Pflanze der Verfassung durch Darstellung ihrer Unantastbarkeit, also durch länger dauernden unverrückten Bestand, ins Staatsleben und ins Gemüth des Volkes mit tiefgehenden Wurzeln eindringen und verwachsen zu lassen. Der Landtag von 1825 jedoch hat — die von der Regierung ihr vorgeschlagene wesentliche Abänderung, und welche durch die öffentliche Stimme als eine traurige Werthverringerung bezeichnet worden — nach kurzer Verhandlung und ohne alles Widerstreben (in der zweiten Kammer mit dem Widerspruch von nur 3, in der ersten von nur 2 Stimmen) angenommen. Der erste glänzende Beweis von der vollständigsten Zweckerreichung des Ministeriums, nämlich Harmonie zwischen Regierung und Kammer, hervorgebracht durch Lenkung des Wahlgeschäfts. —

Auf die Kunde davon — ja schon auf das bloße Gerücht, eine Aenderung der Verfassung werde vorgeschlagen werden, wornach man an der Genehmigung gar nicht mehr zweifelte — erhob sich, mehr oder weniger laut, je nachdem die Umstände es zu erlauben schienen, der Klageruf aller von der öffentlichen Meinung als verständig und vaterlandliebend bezeichneten Bürger. „Wie," also sagte man, „nicht fester begründet als so ist der Bau unserer theuern Verfassung? — Wir zweifeln nicht an der redlichen Gesinnung der Minister. Aber ihr Standpunct der Beurtheilung von Constitution und constitutionellen Dingen ist jener der Völker nicht, und unbedenklich kann an der Verfassung, an dem Palladium (beider, der Regierungs- und der Volksrechte) nur mit wahrer und wirklicher Einwilligung beider Theile eine Aenderung stattfinden. Genügt es zur Abschaffung von bestehenden oder zur Einführung von neuen Artikeln, daß die Minister in einem nach eigener Auswahl verstärkten Rathscollegium, genannt Landtag, sich darüber vereinbaren, d. h. daß sie im ganzen Lande 63 Männer auffinden, deren aufrichtiger oder dienstbarer Beifall für die Regierungsvorschläge zu erwarten ist, und daß sodann diese Männer durch den mächtigen Einfluß der Beamten in die Kammer

Digitized by Google

gebracht werden; so ist das sogenannte Grundgesetz — ein Schall, eine prekäre Gestaltung ohne alle Garantie, ohne irgend einen rechtlichen Bestand. Die große Majorität einer unfrei gewählten Kammer (wir haben es am französischen Tribunat gesehen, welches, als Napoleon es aufhob, noch indem es auseinanderging, einen Ruf des Dankes für seine Auflösung stammelte), eine nicht frei gewählte Kammer wird der Abschaffung der Constitution so wenig als der Abänderung derselben sich entgegensetzen. Was uns daher noch übrig ist von ihr, verdanken wir blos dem einstweiligen Willen der Regierung, und unsere einzige Garantie für dessen Fortdauer liegt in der preiswürdigen Mäßigung und Liberalität derselben, also in einer zufälligen Gunst des Himmels, nicht aber auf einem Rechtsboden oder in einem lebenskräftigen Organ des rechtlichen Volkswillens." —

Auch Diejenigen, welche die neue Bestimmung nach ihrem Inhalt billigten, hielten die Form ihrer Einführung durch einen Landtag, dessen Wahlart so laute Beschwerden hervorgerufen, für höchst bedenklich und für die Zukunft den gefährlichsten Zweifeln Raum gebend. Wird, was dieser Landtag von Volksrechten, d. h. von constitutionellen Bestimmungen, die durch Vertragsrecht zwischen Fürst und Volk bekräftigt sind, aufgab, als wirklich rechtskräftig aufgegeben immer betrachtet werden? — Wird man die Vollmacht der unter dem vorherrschenden Einfluß von Regierungsbeamten gewählten Deputirten für gültig zur Veräußerung der kostbarsten Verfassungsrechte achten? — Ist nicht zu besorgen, daß etwa ein künftiger Landtag, bei vielleicht einmal geänderter Constellation, eine jedenfalls Unheil drohende Protestation gegen das jetzt Geschehene erhebe? — Und wenn solches auch nicht geschieht; wie kann das Volk vertrauend und mit Liebe eine Veränderung aufnehmen, welche von ihm selbst weder gewünscht noch gebilligt, auch nicht von Männern seines Vertrauens genehmigt worden?? Wie kann überhaupt unter solchen Umständen noch eine Anhänglichkeit an die Constitution beim Volke übrig bleiben, oder eine Werthschätzung der Landstände, in welchen man nur noch ein Werkzeug zur leichtern Zerstörung der kostbarsten Volksrechte erblicken kann?? —

Von solcher traurig überhandnehmenden Gleichgültigkeit für die landständische Verfassung, so wie von den eben dadurch ermuthigten Bestrebungen der Constitutionsfeinde, überhaupt von dem kläglichen Erliegen des Volksgeistes, unter einreißender Willenlosigkeit oder Servilität des einen, und unter täglich kühneren Umtrieben des andern Theils, geben die, nach dem Zeugniß der öffentlichen Blätter, aus den meisten Landestheilen Badens, namentlich aus den Amtsbezirken Konstanz, Säckingen, Gernsbach, Wies-

Digitized by Google

loch, Neckargmünd, Borberg, Walldürn, Osterburken, Buchen, Werthheim, Gerlachsheim, Bischoffsheim an der Tauber, — fast gleichzeitig an seine königliche Hoheit erlassenen Adressen, worin um Abschaffung der Verfassung gebeten ward, den trostlosesten Beweis. Wir setzen zwei dieser, theils von den Wahlmännern, theils von den Ortsvorgesetzten der genannten Bezirke unterzeichneten Adressen, als laut sprechende Zeichen der Zeit nach ihrem vollen Inhalt hierher:

I. „Königliche Hoheit

Durchlauchtigster Fürst und Herr!

Höchst Dero Edict vom 11. d. M. hat in seinem ersten Theile (dieser sprach die Auflösung der alten Kammer aus) eine lang gehegte Erwartung plötzlich erfüllt, aber in dem unerwarteten zweiten Theil (dieser verfügte die Einberufung neuer Kammern) die Gemüther Höchstdero getreuer Unterthanen mit neuen Besorgnissen erfüllt.

Als getreuen Unterthanen geziemt es uns die Befehle Euerer Königlichen Hoheit in Unterthänigkeit zu vollziehen und dem höchsten Willen unseres Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn mit Ergebung entgegen zu kommen, was die treu gehorsamst Unterzeichneten um so mehr zu thun sich verpflichtet halten, als sie innigst überzeugt sind, daß Euere Königliche Hoheit nur der getreuen Unterthanen Wohl beabsichtigen.

So gehorsam und ergeben in den Willen ihres Durchlauchtigsten Fürsten die treu gehorsamst Unterzeichneten aber auch sind, ebenso durchdrungen sind sie von der väterlichen Milde und der landesfürstlichen Vorsorge Euerer Königlichen Hoheit, als daß sie nicht den Wunsch hegen sollten, es möchte diese milde, diese väterliche Vorsorge den getreuen Unterthanen ohne Dazwischenkunft eines Instituts zu Theil werden, in welchem Euere Königliche Hoheit eine Unterstützung Höchst Dero landesväterlicher Absichten und eine Bürgschaft für den Erfolg Höchst Dero Bestrebens zum Wohle der getreuen Unterthanen zu finden erwarteten, das aber weder die Erwartungen unseres Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, noch jene der getreuen Unterthanen bis jetzt erfüllt hat. Euere Königliche Hoheit wollen den treu gehorsamst Unterzeichneten mit landesväterlicher Milde und Gnade diesen Wunsch um so weniger verargen, als sie in ihrer schlichten Einfachheit des Glaubens und der Ueberzeugung sind, es könne Niemand es besser meinen, als ihr hochverehrter Landesfürst, und das Band der väterlichen Liebe, geschlungen um folgsame Kinder, sey, so wie das natürlichste und sanfteste, ebenso das älteste und festeste.

Diese angeflehte höchste Verzeihung für die Aeußerung eines treu gehegten Wunsches hoffen die treu unterthänigst Unterzeichneten um so getroster, als es gewiß dem väterlichen Herzen Euerer Königlichen Hoheit ebenfalls schmerzlich seyn würde, auch dermal wieder auf ein unfruchtbares Institut Kosten verwendet zu sehen, deren Summe jetzt, wo durch Ungunst der Elemente so viele Höchst Dero Unterthanen unglücklich geworden sind, so manchen Kummer heilen, so manche Thränen trocknen, so manche segensvolle Früchte hervorbringen könnte. Doch nur wünschend und bittend nahen wir uns dem Throne unseres angebeteten Fürsten, fest vertrauend auf die Vatergüte und Weisheit Euerer Königlichen

Digitized by Google

Hoheit und mit unerschütterlicher Treue und Gehorsam, mit welcher wir ersterben

Euerer Königlichen Hoheit

Säckingen, den 21. Oct. 1824. unterthänigst gehorsamste.“

(Folgen 30 Unterschriften.)

II. „Allerdurchlauchtigster Großherzog

Allergnädigster Fürst und Herr!

So sehr die allerunterthänigst Unterzeichneten die landständische Verfassung im Großherzogthum, als das theuerste Geschenk, welches der Staatsherrscher seinem Volke gewähren kann, mit tiefschuldigstem Dank verehren, und so sehr diese Constitution als ein bleibendes Denkmal des Vertrauens zwischen Regenten und Volk (Worte der Verfassungsurkunde vom 22. Aug. 1818) für kommende Generationen aufbewahrt zu werden verdient, so wenig bedürfen die badischen Unterthanen einer solchen Garantie der ihnen hiernach eingeräumten Rechte und Zuständigkeiten oder irgend einer Einwirkung auf die Regierungsangelegenheiten selbst, so lange wir das unendliche Glück haben, von Euerer Königlichen Hoheit mit angestammter Gerechtigkeit, Huld und Milde beherrscht zu werden — von Allerhöchst Dero stets wachsamer wahrhaft väterlicher Sorgfalt für das Glück und Wohl des Landes wir die sprechendsten Beweise haben.

Bei diesem unerschütterlichen Vertrauen in die allbekannten erhabensten Regententugenden Euerer Königlichen Hoheit erlauben sich die allerunterthänigst Unterzeichneten im Namen ihrer Gemeinden Allerhöchst denselben die angelegenste Bitte ehrfurchtsvoll zu Füßen zu legen:

„Euere Königliche Hoheit wollten allergnädigst geruhen, forthin und „so lange es der Vorsehung gefällt Allerhöchst dieselben ihrem treuen „Volke zu erhalten, die Zügel der Staatsregierung ohne Beiwirkung der „Stände allein zu führen.“

Möge der Himmel die Gesundheit und das Leben unseres allergeliebtesten Regenten beschützen, als worin wir stetshin und einzig nur die Gewährleistung für des Landes Wohlfahrt erblicken.

Genehmigen Euere Königliche Hoheit mit ihren aufrichtigen Gesinnungen allergnädigst die Versicherung der unverbrüchlichsten Treue, Anhänglichkeit und Ergebenheit an Allerhöchstdero geheiligte Person und das Großherzogliche Haus, womit in tiefster Unterwürfigkeit verharren

Euerer Königlichen Hoheit

Wertheim, den 3. Jänner 1825. unsers allergnädigsten Fürsten und Herrn allerunterthänigst treugehorsamste.“

(Folgen die Unterschriften der Ortsvorgesetzten der sämmtlich im Amte befindlichen Städte, Flecken und Dörfer.)

Der edle Fürst, wie zu erwarten stand, hat diese unwürdigen Anträge zwar unter schonenden Ausdrücken, doch ernst zurückgewiesen, selbst mit Beziehung auf seine Pflicht, deren Verletzung ihm zuzumuthen die Urheber der Adressen nicht anstanden. Minder schonend ist die öffentliche Stimme gewesen, die Stimme der

Digitized by Google

Denkenden im Volk und der wahren Freunde des Fürsten. Sie fragten: wer denn den Wahlmännern oder den Magistraten die Vollmacht ertheilt habe, im Namen ihrer Mitbürger die Bitte um Zernichtung der Verfassung einzureichen? — Verbietet doch der §. 85 der Wahlordnung ausdrücklich den Wahlcollegien, sich mit irgend einem andern Gegenstand, als mit der Wahl zu beschäftigen, und sind also jene, welche es gleichwohl thun, selbst straffällig. Und wissen jene Wahlmänner und jene Ortsvorgesetzte nicht, daß auf der Verfassungsurkunde nicht blos die Rechte des Volks, sondern auch jene des fürstlichen Hauses (dessen Erbfolgeordnung ein Theil der Verfassung ist) ruhen, daß also, wer Abschaffung der Verfassung begehrt, auch jene gefährdet? — Und wenn sie im eigenen Namen solches zu thun sich vermaßen, wie konnten sie wagen es im Namen des Volks zu thun, sonach dieses badische Volk vor ganz Deutschland und vor der Welt verächtlich zu machen, als sey es gar nicht fähig, eine freie Verfassung zu schätzen oder zu ertragen, also nicht würdig, eine zu haben?? — Wir wollen zwar gerne glauben, daß diejenigen, welche die Adressen — etwa in blindem Vertrauen auf Einen, welcher ihnen sie vorlegte — unterschrieben, es gethan haben, ohne sie zu lesen oder ohne sie zu verstehen. Aber die Verfasser des Entwurfs selbst können durch ihre krasse politische Ignoranz nur die tiefste Verachtung einflößen. Wie! weil der gegenwärtige Fürst von Baden ein sein Volk Liebender ist, soll die Verfassung Zeit seines Lebens außer Wirksamkeit bleiben! Gilt dieser Grund, so müssen alle Völker, zuvörderst die Deutschen, ihre Verfassung augenblicklich ins Grab legen. Denn welcher würde sie behaupten wollen, wenn die Anhänglichkeit an dieselbe als Anklage wider den Fürsten gälte? Hat denn Frankreich, haben Baiern und Würtemberg nicht auch gute Fürsten? Und zweifeln wir daran, daß nicht auch der Nachfolger ein guter Fürst seyn werde? — Wäre es nicht Hochverrath, die Wiedereinführung der Verfassung wenn immer zu begehren, wenn der Grundsatz aufgestellt ist: unter einem guten Fürsten brauchen wir sie nicht? — Aber ist denn die Constitution blos zur Beschränkung eines bösen Fürsten geschaffen? — Haben die hohen Häupter Europas, als sie den Völkern Deutschlands zum Lohn ihrer unermeßlichen Opfer und Leiden eine landständische Verfassung feierlichst zusagten, ihnen damit nur ein verächtliches, der Bewahrung ganz unwerthes Geschenk verliehen, oder haben sie dadurch aussprechen wollen, daß ihre Fürsten böse seyen?! — Ist nicht vielmehr gerade unter guten Fürsten die Constitution am allerwohlthätigsten, indem gerade unter solchen sie am treuesten gehandhabt, in ungehemmter Wirksamkeit erhalten und etwa als Heilmittel schlimmer Rathschläge

Digitized by Google

einer Camarilla liebend benutzt wird? — Wahrlich eine schwerere Beleidigung gegen Regierung und Volk, als die Adressen enthalten, läßt kaum sich gedenken. Ein entfernter, der wahren Verhältnisse unkundiger Leser möchte fast sich versucht fühlen, sie für blos sarkastische Erfindung eines Mißvergnügten zu halten; und darum war es nothwendig, die Personen und Orte anzugeben, von welchen sie herrühren. Die öffentliche Meinung wird dieser Adressen willen nicht irre werden an dem badischen Volk; und der allgeliebte Fürst begehrt solcher Huldigungen nicht. Er weiß wohl, daß er in diesen Personen, wenn jemals trübe Zeiten kämen, seine zuverlässigsten Freunde nicht finden würde. Die Männer der Opposition würden verehrend, liebend und treu bis in den Tod seinen Thron umstehen, wenn längstens die Adreßmänner nach der Gegend sich gewandt hätten, von wannen etwa ein neuer Wind sich erhoben. —

Wir gehen zur Hauptsache über:

Der Gesetzvorschlag über die Abänderung der Verfassung (gleich in der zweiten öffentlichen Sitzung, am 26. Febr., der zweiten Kammer, noch vor Ernennung ihres Präsidenten, durch den Redner der Regierung vorgelegt), setzt: 1) an die Stelle der bisher bestandenen theilweisen Erneuerung der Kammer (in der zweiten Kammer je von 2 zu 2 Jahren zum vierten Theil, in der ersten, was die grundherrlichen Abgeordneten betrifft, von 4 zu 4 Jahren zur Hälfte) eine Integralerneuerung, welche von sechs zu sechs Jahren wiederkehren soll. Schon für die gewählten Mitglieder der gegenwärtigen Ständeversammlung soll diese Bestimmung gültig seyn. 2) Anstatt wie bisher von 2 zu 2 Jahren muß künftig erst alle 3 Jahre eine Ständeversammlung stattfinden. Daher soll auch das Auflagengesetz (das Budget, dessen Periode bisher eine zweijährige war) in der Regel für 3 Jahre gegeben werden.

Die Gründe, womit der Regierungscommissair, Staatsrath Winter, diesen Vorschlag unterstützte, sind in der Hauptsache die folgenden:

1) Die Bestimmungen, von welchen hier die Rede sey, gehören nicht zu den wesentlichen Grundsätzen, sondern nur zu den reglementarischen Anordnungen der Verfassung. Jene, die Grundsätze, sind zum Theil zugleich Aussprüche der ewigen Gerechtigkeit, und müssen also gelten, auf welcher Stufe der Cultur das Volk immer stehen und welches immer seine Verfassung seyn möge (z. B. „Keine Strafe ohne vorhergegangenes Urtheil, möglichst gleiche Vertheilung der Staatslasten," u. s. w.); zum Theil gehen sie hervor aus dem besondern und eigenthümlichen Verhältniß des Volkes zur Regierung (wie die Mitwirkung der Abgeord-

Digitized by Google

neten zur Gesetzgebung, Zustimmung zu den Abgaben, Recht der Beschwerde); solche kann nur stattfinden, wo dem Volk eine Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten gegönnt ist. Die Verfassung ist die Gewähr aller dieser Grundsätze; alles, was unmittelbar aus ihr folgt oder mit ihr zusammenhängt, ist verfassungsmäßig im eigentlichen Sinn, und dieses allein muß unabänderlich gewährt seyn. Andere Bestimmungen sind aber, welche nur die Anwendung, den Vollzug der aufgestellten Grundsätze zum Zwecke haben, welche demnach so oder anders seyn können, ohne die Grundgesetze zu verändern, z. B. Zahl und Alter der Abgeordneten, Dauer ihrer Wirksamkeit, Zeit der Zusammenkunft u. s. w. Ueber die Zweckmäßigkeit solcher Bestimmungen entscheidet die Erfahrung, nach deren Ausspruch sie fortbestehen oder geändert und verbessert werden müssen.

2) Die badische Verfassung statuirt auch ausdrücklich im §. 64 die rechtliche Möglichkeit solcher Abänderung, indem sie dazu die Zustimmung von $\frac{2}{3}$ der anwesenden Ständeglieder beider Kammern als nothwendig und hinreichend erklärt.

3) Die vorgeschlagenen Abänderungen sind vortheilbringend für Land, Regierung und Stände. Namentlich:

A) Die Erweiterung der Landtagsperioden von zwei auf drei Jahre ist
   a) übereinstimmend mit der Verfassung von Baiern, Würtemberg, Großherzogthum Hessen und Weimar,
   b) mit bedeutender Kostenersparniß verknüpft,
   c) und für die oberen Staatsbeamten, welche unmittelbar vor und nach jeder Ständeversammlung fast ausschließend mit ständischen Angelegenheiten beschäftigt sind, dann auch für die zu Abgeordneten gewählten Staatsdiener äußerst wünschenswerth, weil die Unterbrechungen ihrer eigentlichen Amtsgeschäfte vermindernd, und daher den regelmäßigen Staatsdienst fördernd; nicht minder
   d) den übrigen gewählten Abgeordneten vortheilhaft, weil ihnen nur ein geringeres Opfer, nur seltenere Trennung von ihrem Hauswesen auflegend; wozu noch
   e) die Betrachtung kömmt, daß die Interessen des Großherzogthums nicht von der Art und Wichtigkeit sind, daß sie so häufige Versammlung der Stände fordern.

B) Die Integralerneuerung von 6 zu 6 Jahren, während sie gleichfalls den bisher auf 8 Jahre gewählten, daher zu 4 Landtagen verpflichteten Abgeordneten eine große und wesentliche Erleichterung gewährt, empfiehlt sich noch weiter:
   a) durch das Beispiel Frankreichs, welches 1824 nach der

Digitized by Google

sorgfältigsten und scharfsinnigsten Prüfung solche Integralerneuerung an die Stelle der früheren theilweisen setzte;

b) durch die ähnliche Bestimmung der baierischen, würtembergischen, hessischen, nassauischen und weimarschen Verfassungen; ganz besonders aber

c) durch die größere Stätigkeit der Grundsätze in einer unveränderten Kammer, wenigstens für zwei Ständeversammlungen. Bisher konnte die Regierung, wenn sie einen Gesetzesvorschlag auch nach dem erklärten Wunsch der Majorität einer frühern Ständeversammlung ausarbeitete, nie sicher seyn, ob er auch der folgenden, worin $\frac{1}{4}$ neu gewählter Mitglieder saßen, noch gefallen werde; sie arbeitete also umsonst; oder was auf einer Versammlung gebaut war, mochte auf der nächstfolgenden wieder zerstört werden. Bei der sechsjährigen Dauer derselben Kammer wird wenigstens auf zwei Landtagen derselbe Geist vorherrschend seyn, daher die Einsetzungen wenigstens auf eine Dauer von sechs Jahren rechnen können.

Diesen Gründen wurden später durch die Berichtserstatter in beiden Kammern, so wie durch einige freiwillige Redner für das Gesetz noch verschiedene andere beigefügt, wiewohl das Meiste, was noch vorgebracht ward, bloße Wiederholung, etwa mit Variationen des Ausdrucks, oder auch rein lobrednerische Declamation war. Dabei mußte die außerordentliche Eile auffallen, womit der hochwichtige Gegenstand in beiden Kammern verhandelt und erledigt ward. Die früheren Kammern hatten — wozu auch die Geschäftsordnung sie anweist — selbst den minder wichtigen Gegenständen eine bedächtliche Prüfung zugewendet. Dießesmal ersetzte die Beflissenheit, den Regierungsanträgen zu entsprechen, die Stelle des Nachdenkens und des Ideentausches. Man rang nach dem doppelten Verdienst, unbedingt anzunehmen, was die Minister vorschlugen, und solches augenblicklich mit entgegenkommender Hast zu thun. Am 26sten Februar war der Regierungsantrag in der zweiten Kammer geschehen. Derselbe mußte nun gedruckt, in die Abtheilungen zur Vorberathung verwiesen, sodann die Commission aus Gliedern der Abtheilungen gebildet, die umständliche Commissionsberathung gepflogen, und, als deren Resultat, der Commissionsbericht erstattet werden. Mit Erstaunen vernahm das Publicum, daß schon in der dritten Sitzung nach ergangenem Antrag, nämlich in der fünften öffentlichen Sitzung am 9ten März der Commissionsbericht *) werde verlesen werden. Und als er ver-

*) Man liest in den Protocollen nicht, aus welchen Mitgliedern die Commission bestanden, was wohl sehr fehlerhaft ist. Nur der Berichts-

Digitized by Google

legen war, folgte unmittelbar in der nächsten Sitzung, am 12ten März, die Discussion, deren Ergebniß die unveränderte Annahme des Gesetzesentwurfs mit 57 Stimmen gegen 3 (Duttlinger, Förenbach und Grimm) war. Am 14ten März ward sodann der ersten Kammer die Mittheilung dieses Beschlusses vorgelegt; am 25sten März der Commissionsbericht darüber erstattet, und gleich den folgenden Tag (am 26sten März), ohne nur den Druck des Berichtes zu verordnen oder abzuwarten, nach einer ganz kurzen Discussion mit 21 Stimmen gegen 2 das Gesetz ohne Abänderung angenommen. Auf diese Art kam das badische Volk um einen Theil seiner Verfassung. —

Der Berichterstatter in der zweiten Kammer, Hofrath und Professor der Rechte Roßhirt von Heidelberg, verhehlte seine Herzensfreude darüber nicht, daß er zum Werkzeug auserlesen worden, den Baum der Constitution zu beschneiden, und bewies bei diesem Geschäft einen so merkwürdigen Eifer, daß man wirklich sagen mußte, er habe seine Aufgabe con amore gelöst, und er habe die Stunde, in der er sprach, als sehr wichtig für sich selbst erkannt. Wenn er aber (S. 268) sagt: „Meine Herren! auf diesen Tag, diese Stunde, sind die Blicke unseres ganzen lieben Deutschlands, ja man könnte sagen, der europäischen Politik gerichtet. Was Sie hier gedacht und gethan, haben Sie nicht für Ihren Wahlbezirk gethan, nicht für das Großherzogthum Baden. Die Meinung der Kammer, ihre Stimme falle wie sie wolle, wird Heil oder Unheil bringen dem ganzen deutschen Vaterlande: denn sie wird gehört in allen Cabinetten, sie besänftigt entweder überall in der Welt erregte Gemüther, oder schürt von neuem bei den verschiedenen Interessen der Menschen das Feuer, welches mit unserer Hülfe zum Erlöschen gebracht werden könnte:" — so hat er wohl einerseits den „reglementarischen" Bestimmungen der badischen Kammer eine zu große, europäische Wichtigkeit beigelegt, und die Bevormundung der deutschen Staaten durch die europäischen Mächte auf sehr übertriebene Weise geschildert; anderseits aber selbst den Stab über die Kammer gebrochen, die da einen Gegenstand von so unermeßlicher Wichtigkeit in der flüchtigsten Eile erledigte. Nicht minder hat er durch den Ausdruck: „die kommenden Geschlechter werden die Stunde segnen, wo wir durch die Annahme der vorgeschlagenen Aenderung, d. h. durch das Fallenlassen des Nichtwesentlichen das Wesentliche

---

erstatter, Hofrath Roßhirt, wird genannt. Referent weiß übrigens aus anderer Quelle, daß auch der „Staatsbürger" Wild von Heidelberg und der Ministerialrath Wundt (Berichterstatter über die Wahlsachen) darin saßen.

Digitized by Google

unserer Constitution befestiget, und dieses kostbare Fideicommiß für sie gesichert haben" — etwas behauptet oder angedeutet, welches zu beweisen sehr schwer, ja nur zu glauben sträflich scheint. Die Wohldenkenden im Volk glauben nicht, daß die Forterhaltung der Verfassung, welche die Gewähr des fürstlichen Wortes hat, erst noch an eine willkürliche Bedingung könnte geknüpft werden; und sie sind überzeugt, daß ein Dictat der Mächte zur Erwirkung einer — wie man sagt „unbedeutenden oder unwesentlichen" — Veränderung undenkbar, im Fall aber die Veränderung bedeutungsvoll und wesentlich ist, völlig trostlos und nichts weniger als zur „Segnung der Stunde," worin es in Erfüllung ging, auffordernd seyn würde.

Die übrigen Argumente des Hrn. Roßhirt, theils im Commissionsbericht, theils während der Discussion vorgetragen, bestehen ungefähr in folgendem:

Engländer und Franzosen, auch Niederländer (was jedoch falsch ist), endlich auch die verschiedenen deutschen constitutionellen Staaten haben eine Integralerneuerung der Kammer; also sollen auch die Badener — den ersten als Vorbildern des constitutionellen Lebens, den zweiten als denjenigen, denen die badische Verfassung ursprünglich nachgebildet war, und endlich den Deutschen, als mit welchen in Einheit des politischen Lebens zu stehen erwünscht seyn muß — nachahmen. Sie sollen zumal den Franzosen sich anschließen, so wie diese ihr größtes politisches Interesse dabei haben, sich nach der englischen Verfassung zu accommodiren. Die Stimme der constitutionellen Welt soll uns überzeugen; aber durch allgemeine Sätze und unfruchtbare Gedanken, dergleichen z. B. sind: „Haltet am Buchstaben, damit in einer bedeutungsvollen Zeit auch nichts entfliehe; lasset auch keinen Stein verändern, weil dann doch das Gebäude dabei in Unruhe kommen könnte; bewahret Euer Heiligthum, damit es ein unberührter alter Schatz werde," müsse man sich nicht bannen lassen; denn in diesen Gedanken modere der Same alles Bessern, sie seyen nur den Schwachen Nahrung, erscheinen aber den Stärkern Gift.

Die vorgeschlagene Abänderung, allernächst die Integralerneuerung, sey dem Interesse der Regierung und jenem der Kammer gleich zusagend. Das Volk aber verliere nicht einmal an der Zahl der Wahlacte, weil es jetzt zwar erst in längern Zwischenräumen, aber alsdann im ganzen Land, nicht nur in einem Viertheil desselben, wählen solle. Es sey kaum eine Veränderung möglich, welche „sanfter das hergebrachte Recht berühre." (Als wenn eine solche Berührung überhaupt gefordert oder durchaus nothwendig wäre!)

Digitized by Google

Nur die Integralerneuerung entspreche dem Princip der vollen, wahren Freiheit aller einzelnen Mitglieder der Kammer; bei der Partialerneuerung sey der neu gewählte Theil nur die kleinere Minderzahl, und müsse sich also der alten Majorität anschließen. Die Integralerneuerung dagegen sey das Grab der Faction oder der Einseitigkeit. Habe übrigens die alte Kammer Regierung und Volk befriedigt, so würden viele oder die meisten ihrer Mitglieder abermal gewählt, und dadurch Geist und Richtung, auch Geschäftsübung gleichförmig erhalten werden. Zudem entspreche die Integralerneuerung dem monarchischen Princip, wornach nur der sichtbare Monarch niemals verschwinden dürfe, indem bey derselben die sichtbare Nationalversammlung zu Zeiten verschwinde und nur das unsichtbare Institut der Volksvertretung noch fortlebe. (Ein seltsamer Begriff vom monarchischen Princip. Wenn demselben unbeschadet das Volk immer auch sichtbar vorhanden ist, warum könnte es nicht dessen Ausschuß oder naturgemäßes Organ seyn?? — Uebrigens wird an anderen Stellen und von anderen Rednern die Integralerneuerung als dem demokratischen Princip entfließend dargestellt!)

„Auch durch die Verminderung der Landtage gehe kein Recht verloren. Die Kammern werden eben jetzt in zwei Versammlungen alle diejenigen Angelegenheiten besorgen, die sie sonst in dreien besorgten. Höchstens könne am Petitionsrecht etwas verloren gehen; aber das Recht der Theilnahme an der Gesetzgebung und an den Auflagen werde noch sicherer in dreijährigen, als in zweijährigen Versammlungen ausgeübt. (!) Wenigstens könne es nichts verschlagen, ob das Auflagegesetz für zwei oder drei Jahre gemacht wird, wenn einmal feststeht, daß es nicht für ein Jahr gemacht wird. (?) Ebenso die Prüfung der Verwendung. (?) Auch sey kein Gesetzes-Vorschlag so wichtig, daß er nicht um ein Jahr verschoben werden könnte. (?) Das Recht der Vorstellung und Beschwerde endlich und das Recht der Anklage sey das letzte Mittel der Stände, und welches nie zu spät gebraucht würde. (!!) Uebrigens können politische Maßregeln nicht nach dem eigensinnigen egoistischen Standpunct des Privatrechts bemessen werden. (In Bezug auf den Adel geschah es jedoch und geschieht es fortwährend, warum nicht auch in Bezug auf das Volk?) Auch sey ja (S. 265) nicht einmal vom Aufgeben der Rechte, sondern nur von Veränderung derselben die Rede." (!!) Auch nicht von historisch begründeten, sondern nur von ganz zufällig in's Leben getretenen Rechten. (S. 267.) Ja, wenn bestimmte historische Erinnerungen uns festhielten (wie z. B. bei den Rechten der Standesherren), da dürfe nichts geändert werden; wohl aber — obschon solche Ansichten freilich von dem großen Haufen des Volks

Digitized by Google

gewöhnlich nicht ermessen werden — bei dem zufällig eingeführten Repräsentativsystem."

„Nach allen diesen Betrachtungen sey also die Nothwendigkeit (??) der vorgeschlagenen Abänderung in den Augen der Commission begründet (S. 161); sie trage daher auf Annahme des Vorschlags an, obschon sie wohl wisse, daß die erste aller Pflichten der Kammer sey, zu sorgen, daß nichts aus der Verfassung genommen werde, als was daraus genommen werden muß." (S. 160.)

Außer dem Berichtserstatter Roßhirt und einigen Regierungscommissarien erhoben nur noch drei Redner sich für das Gesetz, Wild, Zachariä und der oben genannte Schnetzler, bei'm Letzten zumal, der sich als Redner hatte einschreiben lassen, eine undankbare Mühe, indem sicherlich auch ohne seine Rede das Gesetz wäre angenommen worden, und indem von den Lesern der Protocolle kaum Einer sie zu Ende lesen wird. Man fragt also billig: warum er (ganz von freien Stücken, da ihn gewiß Niemand dazu aufgefordert) den Rednerstuhl bestiegen, da er doch selbst am Eingange seines Vortrags sich genöthigt fühlt, (S. 252) „die Nachsicht der Kammer in Anspruch zu nehmen, indem er nicht gewohnt sey, als öffentlicher Redner aufzutreten." — Aber auch Wild und Zachariä erbauen uns durch ihre Reden nur wenig. Der Erste findet in der bisherigen Partialerneuerung den Grund von dem freudenlosen Resultat der frühern Landtage; (als wenn auch der erste Landtag von 1819 nur theilweise sich gebildet hätte!) Zachariä meint, eben deßwegen, weil die Verfassung noch neu sey, wäre die Abänderung unbedenklich, gleichwie man bei einem neuen Hause eher Abänderungen versuche, als bei einem alten. Nur wünsche er noch, daß auch die Wahlordnung abgeändert, daß namentlich dem landesherrlichen Wahlcommissair die Leitung der Deputirtenwahl aufgetragen und hierdurch das monarchische Princip verstärke werde. (S. 262.) Er behauptete ferner, daß es „da am besten sey, wo alles recht ruhig zugehe;" (z. B. in Sina? — übrigens im Widerspruch mit einer bei Gelegenheit der Discussion über das Wahlgeschäft geäußerten Behauptung) und daß nur selten der Fall eintreten werde, wo die Landstände die Regierung vor Mißbrauch zu warnen brauchten, „da man in dem deutschen Bunde, in dem Dieneredict und in der wöchentlichen Audienz bei dem Regenten eine hinlängliche Gewähr dagegen finde." (S. 262.)

Das Scharfsinnigste und Gehaltvollste für das neue Gesetz ward unstreitig in der ersten Kammer gesprochen. Der Staatsrath Freiherr v. Türkheim erstattete hier einen geistvoll verfaßten Bericht, der offenbar weit Gewichtigeres enthält, als alles, was die Redner der zweiten Kammer dafür vorgebracht. Vorzüglich

Digitized by Google

hob er die Ansicht heraus, daß (s. Prot. der ersten Kammer, Heft I. S. 129) „ein Körper nicht reiner und sicherer als Organ der öffentlichen Meinung auftreten und den Gesammtwillen repräsentiren könne, als wenn er möglichst unbedingt von der Wahl der Repräsentirten abhängt, und dies sey offenbar weit mehr der Fall, wenn die Wahl aller Mitglieder gleichzeitig geschieht, als wenn immer nur eine Minderzahl Neugewählter hinzutritt. Es erscheine hiernach das System der partiellen Erneuerung keineswegs dem demokratischen, sondern vielmehr einem aristokratischen Princip entflossen, die Integralerneuerung dagegen dem demokratischen." —

Die Richtigkeit dieser Ansicht und ihr unendlicher Vorzug vor der Roßhirt'schen, welche dieselbe Integralerneuerung, als dem monarchischen Princip entflossen, darstellt, ist unbestreitbar; zugleich erscheint hoch merkwürdig und charakteristisch, daß zur Empfehlung desselben Gesetzes hier in der ersten Kammer seine Befreundung mit dem demokratischen oder populairen Princip, dort in der zweiten seine Antipopularität *) aufgestellt wird. Aber indem der Freiherr von Türckheim durch die von ihm gewählte Empfehlungsart eine seinen Geist und sein Gemüth ehrende Huldigung den liberalen Principien und dem edleren Zeitgeist darbringt, hat er gleichwohl von zwei wesentlich zur Sache gehörigen Betrachtungen (wohl absichtlich, seiner Stellung als Berichtserstatter über dieses Gesetz sich erinnernd) weggeblickt. Denn seinem hellen Geiste ist gewiß nicht entgangen, daß 1) nicht die Integralerneuerung allein, sondern blos die mit schnell wiederkehrenden Wahlen verbundene Integralerneuerung dem demokratischen Princip befreundet, und 2) daß dabei als Grundbedingung die Freiheit der Wahl vorausgesetzt sey. Geschieht die Integralerneuerung auf lange Zeit (z. B. auf 50, ja auch nur auf 20, ja nach dem Verhältnisse in Baden auch nur auf 6 Jahre), so ist das demokratische Princip zernichtet, und dafür eine Wahlaristokratie, oder, wenn die Wahl nicht frei ist, eine Ministerialdespotie begründet, und also die landständische Verfassung um ihren ganzen Werth gebracht. Das rein demokratische System, die Idee einer möglichst lautern und zuverlässigen Volksrepräsentation würde allerdings fordern, daß in ganz kurzen Zwischenräumen (z. B. alle Jahre) eine Integralerneuerung statt fände. Weil aber das rein demokratische System nicht das unsrige ist, und weil nebenbei die vielen wesentlichen Inconvenienzen und Gefahren

*) Denn wahrhaft antipopulair, nicht monarchisch, ist das Roßhirt'sche Princip von dem jeweiligen „Verschwinden der Nationalversammlung" zu nennen. Das echte, constitutionell monarchische Princip ist populair.

Digitized by Google

(worunter die Unstätigkeit der Richtung dergestalt schnell wechselnder Volksausschüsse obenansteht) die jährlich wiederkehrende Integralerneuerung verwerflich machen; so bleibt nichts anders übrig, als durch Verbindung und gegenseitige Beschränkung der beiden Principien die Vortheile beider so viel möglich sich anzueignen, d. h. also zwar alljährlich (oder alle 2 Jahre wie bisher in Baden) Erneuerungen geschehen zu lassen, aber nur partielle. Es ist demnach die Partialerneuerung nicht an und für sich, sondern blos als Bedingung der Unschädlichkeit einer oft wiederkehrenden Deputirtenwahl, d. h. einer oft erneuerten politischen Lebensäußerung des Volks, und etwa auch als Bürgschaft einer wünschenswerthen Stätigkeit der Richtung, eine gute und demokratische Einrichtung. An und für sich ist sie ein Uebel oder geringeres Gut. Freilich, wenn einmal ausgesprochen ist, daß nur alle sechs Jahre gewählt werden soll, so ist es unendlich besser, daß solches alsdann im ganzen Land, als nur in einem Theile geschehe. Wir aber verlangen alljährliche und Baden besaß wenigstens alle zwei Jahre wiederkehrende Wahlen, und diese unschätzbare Vervielfachung der Wahlzeiten (ebenso viele Licht- und Hoffnungspuncte im Volksleben) müssen nun hingegeben werden als Kaufpreis für die, unter solchen Umständen nicht nur werthlose, sondern doppelt verderbliche Integralerneuerung. Sechs Jahre lang soll in Zukunft immer das Volksleben stille stehen, sechs Jahre lang keine Heilung etwa schlechter Wahlen mehr statt finden. Die Volksrepräsentation soll verwandelt werden in ein rein künstliches Organ eines blos gedichteten Gesammtwillens.

In Bezug auf die Wahlfreiheit sind dem Freih. von Türckheim einige höchst interessante Bekenntnisse entschlüpft, welche davon zeugen mögen, daß er, obschon in der Eigenschaft als Regierungsbeamter dem diesesmal von dem Ministerium angenommenen Systeme praktisch huldigend, dennoch als Mann von Geist nicht vermocht hat sein Auge vor der Wahrheit zu verschließen. Er behauptet nämlich, um jede Besorgniß vor etwa unglücklich ausfallender Integralerneuerung zu beseitigen, (S. 133) daß der Regierung immer viele Mittel eines rechtmäßigen, wahrhaft wohlthätigen Einflusses und einer nach der Natur des Repräsentativsystems eben so wie das Daseyn einer Opposition nothwendigen Einwirkung auf die Wahl selbst zu Gebote stehen. Und er spricht hierdurch unumwunden aus, daß er das System der Wahlbeherrschung (denn was ist die Einwirkung auf das Wählen anders) als natürlich verbunden mit jenem der Integralerneuerung betrachte. Aber gleichwohl gesteht er (S. 129), daß nur alsdann der Landtag seiner Bestimmung entsprechen, „als Organ der öffentlichen Meinung auftreten und den Gesammtwillen repräsentiren könne, wenn er möglichst unbedingt von der Wahl der Re-

Digitized by Google

präsentirten (also nicht vom Willen der Regierung!) abhängt," und (S. 135) sagt er die eindringlichen Worte: „Unsere Verfassung verbürgt die Freiheit der Wahlen (die Störung derselben ist also verfassungswidrig), und setzt dabei die Mündigkeit des Volkes voraus, welchem sie das Wahlrecht einräumt. Sollte es sich gleichwohl willenlos und unreif einem seinem Rechte feindseligen Einflusse hingeben und sich durch ihn ohne alles selbständige Urtheil in seiner Wahl bestimmen lassen, dann freilich hätte es seine Vertheidigung selbst aufgegeben." — Ihr gedankenlos wählenden Bürger und Ihr lenksamen, leicht einzuschüchternden oder gar unlauteren Wahlmänner! höret abermals das Urtheil Eurer Verwerfung, und jetzt aus dem Mund eines Redners der ersten Kammer.

Uebrigens bot die Discussion in dieser ersten Kammer kein sonderliches Interesse dar. Der Freiherr von Türckheim mit den Rednern der Regierung erschien fast allein auf dem Kampfplatz. Denn obschon der edle Bisthumsverweser, Freiherr von Wessenberg, wie man's von ihm erwarten konnte, eine Rede gegen die vorgeschlagene Constitutionsänderung hielt, so that er's wohl nur, um seinen Charakter zu bewähren, und nur zur Steuer der Wahrheit; jedoch ohne Siegeshoffnung und daher ohne Kampflust. Der geheime Hofrath Ecker aber (der diesmalige Abgeordnete der Universität Freiburg) sprach nur über das Gesetz, nicht gegen dasselbe. Doch schlug er einige beachtenswerthe Modificationen vor, die aber bei der Hast des Annehmens nicht berücksichtigt wurden. Ohne weitere Erörterung ward das Gesetz mit 21 gegen 2 Stimmen (von Wessenberg und von Gemmingen-Michelfeld) unverändert angenommen. — Sonach ward die Hoffnung getäuscht, welche einige gutmüthige Träumer gehegt hatten, die erste Kammer in Baden werde diesesmal die Rolle der Pairskammer in Frankreich spielen und die Volkswünsche vertreten, nachdem die zweite dort wie hier unpopulair geworden. Wer übrigens die Verhältnisse dort und hier etwas tiefer durchschaute, dem sind die Ursachen des Unterschieds klar.

Wir kehren zur zweiten Kammer zurück, zu den drei trefflichen Männern Grimm, Förenbach und Duttlinger, welche den schweren Kampf wider die Regierung und Kammer zur Vertheidigung der Verfassung muthig über sich nahmen und, zwar erfolglos, wie vorauszusehen war, aber für sie selbst glorreich bestanden. Grimm sprach zuerst. Er besitzt das schöne Talent, den regsten Eifer für die Sache mit der schonendsten Form des Vortrags zu verbinden. Unverwundend für die Persönlichkeit seiner Gegner, immer zart und rücksichtsvoll, geht er gleichwohl festen Blicks auf sein Ziel los, und nimmt mit seinen Gründen

Digitized by Google

zugleich Gemüth und Verstand in Anspruch. Man kann nur mit Rührung die schönen Worte lesen, die er für die Heiligkeit der Verfassung als „kostbares Vermächtniß eines dahingeschiedenen geliebten Fürsten, und als die erste Wohlthat des gleich geliebten wirklich regierenden" spricht. „Wer möchte — fährt er fort — gern Hand an das Heilige legen? Wer ertrüge es, ohne den tiefsten Schmerz der Seele, was er für heilig achtet, durch fremde Hand berührt und verändert zu sehen? — Und es wird Niemand leugnen, daß die Ehrfurcht vor dem Heiligen nur eine ist, die sich zwar nach verschiedenen Richtungen ausbreiten kann, aber doch so zusammenhängt, daß jeder Angriff eines Theils auch das Ganze erschüttern muß." Der zweite Redner, Förenbach, beruft sich im ähnlichen Sinn und mit Nachdruck auf die Nothwendigkeit, „die Opinion zu schonen, da deren Vernichtung das größte Uebel der Revolution gewesen, und dadurch Göttliches wie Menschliches, alles, was ehrwürdig und heilig ist, unter die Füße getreten worden. Darum sey selbst die Heiligkeit der Throne geschwunden, und es habe kein Band mehr gegeben, welches die Staatsgesellschaft zusammenhielt. Um solches Unheil von uns zu entfernen, sollen wir unerschütterlich fest an der Charte halten. Heilig sey uns die Charte wie der Thron!" Er pries hierauf die vorige Kammer, welche stets solchen erhaltenden Grundsatz befolgt habe; und schloß nach Anführung verschiedener Gründe gegen den Vorschlag mit den Worten Luthers: „Aendern und Bessern sind zwei Dinge, soweit von einander als Himmel und Erde!" — Der dritte Redner endlich, Duttlinger, hat, was Ausführlichkeit, Gründlichkeit und auch Kraft des Vortrags betrifft, seine beiden Vorgänger noch übertroffen. Schon auf den frühern Landtagen erschien dieser wackere Volksvertreter ausgezeichnet durch Freimüthigkeit, Nachdruck und oft Kühnheit seiner Rede. Auch diesesmal blieb er solchem Charakter — wiewohl unter klug geregelten Formen, welche die Verhältnisse geboten — treu, und wagte unter anderm gegen die hochaufhorchende Kammer das gleich wahre als starke Wort: „Meine Herren! Es gibt eine furchtbare Wahrheit für die Mitglieder der Repräsentantenkammer: Sie sind entweder von allen Classen der Bürger die ehrenwertheste, oder aber die verächtlichste und die verachtetste von allen. Die öffentliche Meinung spricht das Urtheil nach der Thatsache der treuen Erfüllung oder Nichterfüllung ihres heiligen Berufs."

Theils aus den Reden dieser drei würdigen Volksdeputirten, vorzugsweise aus der dritten, als der ausführlichern, die Hauptmomente entlehnend, theils von eignem Standpunct hinzufügend, was noch weiter sich unserer Betrachtung darbietet, wollen wir — der deutlichern Uebersichauung willen der Ordnung der Winter's-

schen Rede, als der gewichtigsten Vertheidigung des Gesetzes folgend — die wider dasselbe streitenden Gründe in Kürze zusammenstellen.

Indessen dürfte schon die auffallende Schwäche derjenigen, welche man für das Gesetz anführte, eine weitläufige Bekämpfung entbehrlich machen. Wenn ein Vorschlag auf wesentliche Abänderung der Verfassung, an und für sich schon ein Vorschlag der allerbedenklichsten und verhängnißvollsten Natur, nicht auf die höchst wichtigen, dringendsten und einleuchtendsten Gründe sich stützt, so erscheint er schon vornhinein verwerflich; und wie verlassen von solchen Gründen muß er seyn, wenn selbst das hohe Talent eines Winter, und die Beflissenheit eines Roßhirt und Zachariä ihm nicht eine für den Unbefangenen empfehlende Seite abgewinnen können? — Was zuvörderst die Unterscheidung zwischen wesentlichen Grundsätzen und blos reglementarischen Bestimmungen einer Constitution betrifft, so ist wohl klar, daß die materiellen Grundsätze (wie z. B. des Eigenthums, der gleichen Vertheilung der Staatslasten, oder der Gewissensfreiheit, oder der Preßfreiheit u. s. w.) nicht eigentlich zur Constitution, die da blos die Form des Staatslebens regeln, und eben dadurch jene materiellen Güter oder jene dem Staatsschutz theils anempfohlenen, theils unmittelbar aus dem Staatsverband fließenden Rechte sicherstellen soll, gehören. Man nimmt sie in die Constitutionsurkunde blos zur feierlichen Anerkennung auf, und weil man durch solche Aufnahme ihnen neben ihrer innern Heiligkeit auch noch die äußere Unantastbarkeit, die nach dem Begriff aller verständigen Völker dem Grundgesetz der Staatsverfassung zukömmt, zu verleihen hofft. Es genügt also nicht, bei der Verstümmelung einer Verfassung tröstend zu versichern, daß darum doch jene eigentlichen Güter werden unberührt bleiben. Denn freilich geht darum der Anspruch auf dieselben nicht verloren, wohl aber ihre Gewährleistung. Ohne Gewährleistung aber ist das Recht ein leerer Schall, abhängig von der Gnade des Starken; und das Wesen der Verfassung besteht eben darin, daß sie Garantien verleihe.

Unter solchen Garantien mögen freilich die einen wichtiger, umfassender, kostbarer, als die andern seyn; aber die Unterscheidung ist schwer und hängt vom Zusammenhang aller Umstände ab und vom Standpunct der Beurtheilung; ja, so lange es auf den Bänken der Volksvertreter Redner gibt, welche uns statt aller Garantie, zumal statt der landständischen Verfassung, den Recurs an den Bundestag oder die wöchentliche Audienz bei'm Regenten empfehlen, wird man wohlthun genau aufzuhorchen, wenn von irgend einer Aenderung die Rede ist, und alles, was einmal in Verfassungssachen besteht, zu hüten wie ein Heiligthum.

Digitized by Google

Auch die Abänderung einer Nebensache, zumal wenn sie unter bedenklichen Formen, leichtsinnig, übereilt, oder nach dem einseitigen Willen der Regierung geschehen soll, erscheint verwerflich als Aufstellung eines Princips, wornach bald auch Wichtiges mag abgeschafft werden.

Uebrigens wird man nicht geneigt seyn solche Puncte als unwichtig zu betrachten, deren Abschaffung von einer Seite mit dem größten Eifer begehrt, als heilbringend, als nothwendig, als die Begründung einer gesegneten Ordnung der Dinge dargestellt wird. Ist ein Artikel unwichtig, eine blos reglementarische Bestimmung, je nun, so kann ja auch seine Fortdauer kein Unheil seyn. Sobald man Wichtigkeit auf die Abschaffung legt, so ist auch jene des Fortbestands anerkannt.

Betrachten wir nun die wirklich in Frage stehenden Artikel, so erscheint ganz unbegreiflich, wie man sie unter die Rubrik der blos reglementarischen Bestimmungen habe setzen können. Es handelt sich ja um nichts Geringeres als um das Wesen und die Seele der landständischen Verfassung, nämlich um die Art der Bildung und Erneuerung des Landtags, um die Dauer der Vollmacht der Deputirten und Kammer, und um die Periode der zu haltenden Landtage. Die Abänderungen, welche man in allem dem vorschlug, sind von der Art, daß sie nicht nur einen Wechsel der Formen, sondern der Principien enthalten, und daß man den Klageruf Grimm's wiederholen muß: „die bisherige Verfassung geht durch dieses Gesetz zu Grabe!"

Vergebens beruft sich der Redner der Regierung und mit ihm die Majorität der Kammer auf den §. 64. der Verfassungsurkunde, worin das Recht der Abänderung statuirt wird. Nach dem Buchstaben desselben Artikels hat die Kammer auch das Recht der Abschaffung aller jener Grundsätze, welche der Redner der Regierung selbst als wesentlich und unantastbar in der repräsentativen Verfassung, ja überhaupt in jeder Verfassung erklärt. Nicht aus dem Buchstaben jenes Artikels also wollen wir hier das Recht ermessen, sondern aus seinem Geist und aus der Betrachtung aller vorhandenen Umstände. Der erleuchtete Urheber der Verfassung erkannte die Möglichkeit, daß nothwendig zu heilende Gebrechen, etwa Lücken, wirkliche oder scheinbare Widersprüche oder Dunkelheiten in der Charte vorkommen könnten. Die Möglichkeit, sie zu heilen, ward also festgestellt. Und wohl gedachte er auch, daß — in einer fernern Zeit und wenn etwa das Volk, durch die Verfassung selbst herangezogen, einen höhern Grad von politischer Bildung würde erlangt haben — eine Verbesserung der Verfassung, eine der Idee sich noch mehr annähernde Gestaltung derselben, Bedürfniß und Schuldigkeit seyn würde. Daher aber-

mals der Weg gebahnt ward, ohne Stürme dahin zu gelangen. Aber vor allem setzte er dabey voraus, daß eine frei gewählte Kammer sey, weil eine andere nicht Ausdruck des Volkswillens, also nicht bevollmächtigt zur Verfügung über das Volksrecht seyn kann; und nicht dahin ging seine Meinung, daß der §. ein Titel seyn sollte zu unnöthigen, und was noch weit schlimmer ist, zu verderblichen — weil den ursprünglichen Geist tödtenden — Veränderungen. Freilich nach dem buchstäblichen Verstand verleiht der §. den äußerlich gültigen Titel selbst zu solchen Veränderungen, welche die augenblickliche Befangenheit eines etwa durch die Freimüthigkeit einzelner Abgeordneter erzürnten Ministeriums zum Behuf der Erstickung der Volksstimme vorschlagen, und welche eine unfrei gewählte Kammer genehmigen möchte. Er gibt 63 von dem Ministerium ausgewählten Staatsdienern und Bürgern das Recht, an der Charte zu ändern, was irgend beliebt. Er hebt also in diesem Sinn allen Rechtsbestand der Verfassung auf, und würde, wenn er so zu verstehen wäre, die Bitten der oben angeführten Wahlmänner und Magistratscollegien um förmliche Abschaffung einer dergestalt vollends werthlosen Verfassung rechtfertigen.

Mit Recht also mahnte Duttlinger die Kammer an ihre Pflicht, die Constitution zu erhalten, mit Recht erinnerte er selbst die Regierung an das unermeßliche Interesse der Heilighaltung jener Charte, worauf das Ansehen der Urkunde, das Vertrauen des Volks, der Credit des Staats, die Integrität und Untheilbarkeit seins Gebiets, selbst das geheiligte Herrscherrecht des Hauses ruhen, oder woraus sie wenigstens eine unschätzbare Stärke ziehen. Wahrlich! große Vortheile einer Aenderung müßten gezeigt, furchtbare Nachtheile des bisher Bestandenen müßten nachgewiesen werden, um ohne Vorwurf an so kostbarer Verfassung zu rütteln, und damit zugleich gegen den allgemeinen Grundsatz der Stabilität, das Schlagwort der heutigen großen Politik, das Princip der heiligen Allianz, zu sündigen.

Hat nun wirklich die bisherige Landtagsverfassung so übergroße Nachtheile gebracht?? — Die öffentliche Meinung weiß nichts davon; vielmehr vom Gegentheil. Gleich bei ihrer Erscheinung erhielt die badische Constitution die Lobpreisung der Erleuchteten und Guten im ganzen deutschen Vaterland und auswärts, und gingen die Namen der edlen Fürsten, die sie verkündet und ins Leben gerufen, mit Dank und Liebe von Mund zu Munde. Bald nahm man auch alle Anzeigen eines gesunden und kräftigen Staatslebens wahr; man sprach nur vom Segen der neuen Verfassung und von den herrlichen Früchten, die unter ihrem Schatten reifen würden, sobald sie einmal allseits würde verstanden und

Digitized by Google

geliebt werden. Wahr ist's, der erste Landtag hat kein Budget zu Stande gebracht, und auch am jüngsten ist die Opposition gegen das Ministerium in der Mehrzahl gewesen. Dennoch hatte man sich im Jahr 1820 über die Hauptsachen verständigt, und der Bruch von 1822 ist über die unbeträchtliche Summe von 50,000 Gulden entstanden. Soll darum — selbst angenommen, die Opposition wäre im Unrecht befindlich gewesen — das badische Volk seine Verfassung verlieren? — Aber wer bürgt dafür, daß bei einer Integralerneuerung (die übrigens der Regierung, welche das Auflösungsrecht hat) ohnehin stets frei steht, nicht gleichfalls die Opposition (wie man gewöhnlich die Volkspartei nennt) die mehreren Stimmen zähle? — ? — Bei einer freien Wahl würde es wahrscheinlich geschehen, und eine unfreie ist der Tod der Verfassung. Also nicht wegen der Partialerneuerung, sondern wegen der Verschiedenheit der Ansichten und Tendenzen zwischen dem Ministerium und der Kammer sind die Verhandlungen ohne Resultat geblieben. Nimmt man aber an, daß jedesmal und nothwendig in solchem Falle das Unrecht auf Seite des Landtags sey, wozu dann überhaupt ein solcher? —

Der Redner der Regierung, Staatsrath Winter, erklärte bei der Discussion über das neue Gesetz: „daß in der Ständeversammlung eine Opposition seyn müsse; aber eine leidenschaftslose, eine verständige Opposition, eine freimüthige Entwickelung der Gründe, welche den Gründen und Ansichten der Regierung entgegenstehen. Ohne sie würde die Kammer ein Gaukelspiel, ja sie würde noch etwas Fürchterlicheres seyn. Es würde heißen, den Despotismus unter der Form der Freiheit begründen." — Wir fragen nun, wo ist der Beweis, daß die Opposition von 1822 leidenschaftlich und unverständig gewesen? — Es gibt der Mittel genug, die ungebührlichen Aeußerungen zurückzuhalten; und für unverständig gelten wahrlich in den Augen des Volks, ja selbst in den Augen der Regierung die Wortführer und Zierden der Kammer von 1822 nicht. Der Grund des Mißvergnügens war also blos der Umstand, daß die Opposition in der Mehrheit war, d. h. daß sie siegte. Man läßt eine Opposition sich gefallen; aber sie soll — die entschiedene Minorität seyn. Jene eine Stimme (die 30ste gegen 29), welche bei der Verhandlung über die definitiven Anträge des Kriegsministers die Stimmenparität aufhob und gegen jene verhängnißvollen 50,000 Gulden entschied, hat der Kammer die Verwerfung — — — — — — — zugezogen. Dennoch konnte es von dieser oder überhaupt von einer Stimme mehr oder weniger nicht abhängen, ob die Opposition leidenschaftlos und verständig oder das Gegentheil sey. Es bleibt also blos zu untersuchen, ob es wirklich ein Unglück für Baden,

Digitized by Google

überhaupt für einen constitutionellen Staat sey, wenn mitunter die Opposition die Mehrheit bildet. —

Hier kommt nun vor allem zu bemerken, daß in Baden gar keine Opposition in dem Sinn der englischen oder französischen bestand oder besteht. Nicht eine der Regierung oder dem Ministerium feindselig gegenüberstehende, unter sich selbst zusammengeflossene Partei erscheint allda; sondern blos eine Zahl von Männern, deren redliche Ueberzeugung — in mehreren oder wenigern bestimmten Fällen (niemals also aus einem allgemeinen Princip des Widerstrebens oder des Angriffs, sondern nur der Liebe zur Wahrheit und zur Pflicht willen —) den Vorschlägen der Minister entgegenstehen. Nicht nur verlangt keiner der badischen Oppositionsmänner den Staat umzukehren; sondern keiner — wie theils aus der Stellung, theils aus dem Charakter der allermeisten hervorgeht — verlangt auch nur oder kann verlangen Minister zu werden. (Der einzige Freiherr von Liebenstein — dessen frühzeitigen Tod das Vaterland als ein schweres Unglück beklagt — hatte vielleicht den Blick auf das Letzte gerichtet. Aber die Regierung nicht minder — seinen hohen Werth erkennend — hatte auf ihn den Blick gerichtet, und beides hob den uneigennützigen edlen Geist seiner Opposition durchaus nicht auf.) Nur Ueberzeugung also und freimüthiges Aussprechen der Volksgesinnung bilden die Opposition in Baden; sie hört jeden Augenblick auf und verwandelt sich in lauten, einstimmigen Zuruf des Dankes und der Liebe, sobald das Ministerium eines ist mit den unverkennbaren, im Rechte begründeten Wünschen oder Meinungen und Gefühlen des Volkes. Dieses haben wir gesehen bei allen Gesetzvorschlägen, welche solcher Stimmung und dem Geiste der Zeit entsprachen, wie bei jenem über Abschaffung der Leibeigenschaftslasten, über Herstellung der Studienfreiheit, über Aufhebung der Vermögensconfiscation, über Verminderung der Dienstzeit der Conscribirten u. m. a., auch bei allen, deren Genehmigung durch Ehrfurcht und Liebe für die Person des Monarchen geboten ward, wie bei der Civilliste u. s. w. Eine Opposition dieser Art kann also ohne Mühe zernichtet werden, und Heil dem Lande, wenn es geschieht. Aber dadurch freilich würde nichts gewonnen werden, daß man etwa durch Wahlbeherrschung sich ihrer entledigte. Denn wenn auch nicht mehr in der Kammer, so wäre sie alsdann dennoch im Volke lebendig, und ihr völliges Erlöschen in der Kammer würde nichts weiteres beweisen, als daß (woran Niemand zweifelte) im badischen Land 63 Männer zu finden seyen, welche den Ministern beizustimmen geneigt sind. Wäre aber das Princip der Wahlbeherrschung nicht streng allgemein beobachtet oder durchgeführt worden, oder hätte es in einzelnen Bezirken ein der

Digitized by Google

Erwartung widersprechendes Ergebniß bewirkt, so würde die jetzt kleine Zahl der Oppositionsmänner — und wären es ihrer nur drei — gleichwohl vor der Welt nicht minder gewichtig und beweisend, als bei der freien Wahl die Majorität der Kammer erscheinen. Die Verringerung der Opposition wäre sonach in der öffentlichen Meinung von ganz und gar keinem Vortheil für das Ministerium, wogegen dieselbe bei einer freien Wahl als laut sprechendes Zeugniß für die Popularität der Regierung erschiene.

Schon diese Betrachtung zeigt, daß das Beispiel Englands und Frankreichs nicht eben entscheidend seyn könne für das, was Baden Noth thue. Aber noch andere Gründe sind, welche sowohl ihr Beispiel, als jenes der deutschen constitutionellen Staaten hier um alle Beweiskraft bringen. Frankreich zuvörderst, dessen Charte zwar der badischen zum Vorbild diente, und welches erst jüngst die Integralerneuerung statt der frühern partiellen annahm, Frankreich wird uns nicht verführen. Einmal ist die Integralerneuerung daselbst für die treuen Constitutionsfreunde ein wenig erfreuliches Ereigniß gewesen; auch ist sie keineswegs im Sinn oder Interesse der Nation vorgeschlagen und angenommen worden, sondern in jenem der Partei. Die jetzige französische Kammer — Dank dem aristokratischen Wahlgesetz und der bekannten Wahlgeschichte — kann wohl für nichts weniger als für das lautere Organ des Volkswillens gelten. Die edelsten der Repräsentanten und Schriftsteller haben laut sich gegen die Neuerung erklärt, als gegen den Tod der Verfassung. Gleichwohl gab's in Frankreich für Vorschlag und Annahme mancherlei Rechtfertigungsgründe, welche in Baden nicht statt finden. Dort wurde der Vorschlag schon geraume Zeit vor den Wahlen der öffentlichen Meinung zur Prüfung vorgelegt. Man wußte zum voraus, daß das neue Gesetz in die Kammer gebracht werde. Die Wähler konnten hierauf bei der Wahl die gehörige Rücksicht nehmen; und die Redlichen unter den Gewählten konnten durch Befragung der öffentlichen Meinung wie durch eigene reife Ueberlegung auf die besonnene Abstimmung sich vorbereiten. In Baden dagegen hatte vor der Vollendung der Deputirtenwahlen von Abänderung der Constitution noch nichts verlautet. Die Wahlmänner, welche die Deputirten ernannten, konnten, da sie ihre folgenreichen Wahlstimmen abgaben, nicht wissen, nicht ahnen, daß man den Gewählten solche Vorschläge machen würde; und die Deputirten selbst sind am Landtag damit fast urplötzlich überrascht und sodann zur eiligen Abstimmung veranlaßt worden. Sind sie hiernach (auch abgesehen von der Verkümmerung der Wahlfreiheit) als gehörig vorbereitet, als wahrhaft bevollmächtigt in dieser Sache zu achten?

Und dann welch' himmelweiter Unterschied zwischen der innern

Lage Frankreichs und Badens! Frankreich ist vor kurzem erst aus dem Revolutionszustand in jenen der bürgerlichen Ordnung zurückgekehrt. Zwei sich todfeindliche Parteien zerreißen sein Inneres. Die Regierung kann aufrichtige Besorgnisse wegen Wiederkehr der Anarchie oder des Bürgerkriegs hegen. Daher konnte sie ohne der Gesammtheit des Volkes zu nahe zu treten, eine Scheu vor oft wiederkehrenden Wahlen kund thun. Sie mochte in der Furcht vor neuer Umwälzung eine Entschuldigung für die gleichwohl schwer verantwortliche Verletzung der Charte finden. Dagegen hat Baden keine Revolution gehabt. In seinem Schooße ist jene Parteiung nicht. „Die Masse des badischen Volks ist zahm und gehorsam und des Tragens gewohnt." (Duttlinger S. 237.) Es liebt seine Fürsten mit heiliger, nie gebrochener Treue, und weiß nichts von Jacobinern oder Sansculotten. Furcht vor Umwälzung, vor Anarchie oder Bürgerkrieg kann also der Grund nicht seyn, sein Wahlgesetz zu ändern.

Zudem hat Frankreich eine unmittelbare, daher dem demokratischen Princip in diesem Punct sich annähernde Wahl, Baden eine mittelbare durch Wahlmänner. Hierin allein liegt schon alle irgend erwünschliche Garantie der Ruhe. Alsdann werden in Frankreich alljährlich die Kammern versammelt, die badischen sollen nur alle drei Jahre einmal zusammenkommen. Wenn Frankreich das Vorbild seyn soll, warum nur in den Beschränkungen der Volksstimme, nicht auch in dem, was sie entfesselt?

Endlich ist Frankreich jedenfalls mächtig und gegen das Ausland stark, auch wenn es zum Absolutismus zurückkehrt. Aber die kleinen deutschen Staaten? — Umlagert von den furchtbarsten der europäischen Mächte, welche Schutzwehr gegen die Uebermacht physischer Kräfte, welche Bürgschaft der Fortdauer mögen sie haben, als die Erhöhung der moralischen Volkskraft, die regere Vaterlands- und Freiheitsliebe und das gesteigerte Selbstgefühl ihrer Bürger? — Solche Tugenden aber entkeimen nur dem Boden einer freien Verfassung; was der innern Freiheit Abbruch thut, macht auch wehrlos gegen das Ausland.

Nicht viel beweisender ist das Beispiel Englands, des „freiesten Landes der Welt und des Mustervolks für neuere Verfassungen," wie Roßhirt es nennt. Denn abgesehen davon, daß irgend eine einzelne Bestimmung, losgetrennt von allen übrigen, mit denen sie im gegenseitigen Zusammenhang steht, nicht gewürdigt, daher auch nicht zum beweisenden Beispiel aufgestellt werden kann, abgesehen also davon, daß auch der abergläubigste Bewunderer Englands — wenn er anders noch einige Beurtheilungskraft übrig behalten hat — nicht die Septennalität, nicht die Integralerneuerung allein, sondern nur in Verbindung mit

Digitized by Google

allen andern Hauptpunkten der englischen Verfassung zur Nachahmung empfehlen, d. h. daß er die Nachahmung nicht blos auf das an und für sich der Freiheit Ungünstige beschränken, dagegen alles, was ihr günstig ist, davon ausschließen wird; abgesehen weiter davon, daß das reinere und edlere Repräsentativsystem nicht eigentlich auf alt-englischem Boden emporgestiegen, sondern erst seit der französischen Revolution, als die Frucht der neuesten Fortschritte der Staatswissenschaft und des öffentlichen Rechts in der Schule, wie im Leben hervorgetreten ist, und daß sonach gar manche Bestimmungen in der englischen Verfassung höchst tadelnswerth und verwerflich sind: so genügt schon die Betrachtung der Umstände, unter welchen die Septennalität an die Stelle der frühern Triennalität gesetzt ward, zum Beweis ihres Geistes und ihrer Unanwendbarkeit auf Baden. Es geschah unter König Georg I., dem ersten König aus dem Hause Hannover, in einer Zeit der bedenklichsten innern Unruhe und Parteiung, ja unmittelbar nach geglückter Stillung eines gefährlichen Aufruhrs, welcher zu Gunsten des verdrängten Hauses Stuart oder des sogenannten Prätendenten statt gefunden. In jener tiefbewegten Zeit war allerdings die häufige Wiederkehr der Wahlen als eben so vieler Anlässe zu Tumult und Bürgerkrieg zu scheuen, und erschien nothwendig zur Befestigung des neuen Königshauses, daß das demselben ergebene Parlement von längerer Dauer sey. Aber von allem dem findet sich nichts in Baden. Das alte, allgemein geliebte und verehrte Fürstenhaus regiert allda; man weiß von keinem Prätendenten und von keinem Aufruhr; noch hat keine einzige Wahl die mindeste Volksbewegung veranlaßt (selbst die jüngste, wiewohl durch die vorherrschende Einwirkung der Beamten traurig ausgezeichnete, hat kein Widerstreben, sondern nur Seufzer erzeugt), und das Schlimmste, was zu besorgen stand, war etwa der nachdrückliche Ruf nach Ersparnissen im Staatshaushalt.

Auch die deutschen Staaten, deren Beispiel urgirt ward, mögen nicht als Zeugen gelten für die Güte der Neuerung. Die badische Verfassung ist gleich bei ihrem Erscheinen vom Inland und Ausland als die vorzüglichste unter den deutschen Verfassungen gepriesen worden; und der Vorzug kann, wie Grimm sehr klar bemerkt, nicht dem, was sie mit andern gemein hat (nämlich in den vom Staatsrath Winter sogenannten wesentlichen Bestimmungen oder Grundsätzen), sondern nur in dem, worin sie von ihnen verschieden ist, gesucht werden; also namentlich in der Partialerneuerung und in der öftern Zusammenberufung des Landtags. Ist es aber ein Unglück für Baden, wenn es eine bessere Verfassung als andere Staaten hat? — und sollen nicht eher diese jenes, als jenes diese nachahmen? — Außerdem aber finden

Digitized by Google

wir in den meisten andern Verfassungen des constitutionellen Deutschlands oder in den besondern Umständen der einzelnen Staaten desselben, als Baiern, Würtemberg, Weimar, Nassau u. a. gewisse Bestimmungen oder Eigenthümlichkeiten, welche Baden nicht hat, und welche als hinreichende Begründung oder Compensation der zuerst angeführten Unterschiede gelten mögen. Sachsen-Weimar insbesondere besitzt das unschätzbare Gut einer einzigen Kammer und die kostbare Garantie der Wahlfreiheit. Ungültig, ja mit Strafe bedroht ist allda „jede Wahl, von welcher sich erweisen läßt, daß sie zu Folge gemachter Versprechungen von Gunst oder Vortheil irgend einer Art oder zu Folge geschehener Bedrohungen mit Nachtheil irgend einer Art erfolgt sey." — Bei den übrigen Staaten, vorzüglich in Würtemberg, ist theils durch die unmittelbare Wahl der Deputirten, theils durch die fortdauernde Wirksamkeit eines landständischen Ausschusses, durch das Bestehen eines Staatsgerichtshofs, durch die nicht blos verheißene, sondern grundgesetzlich ausgesprochene Preßfreiheit und andere den Volksrechten und der Lebenskräftigkeit des Gesammtlebens eine, Baden zur Zeit noch mangelnde, Gewährleistung ertheilt. Wie kann nun dem badischen Volke zugemuthet werden, zu verzichten auf jenes, was es Vorzüglicheres als die ihm verbündeten Staaten besitzt, ohne ihm hinwieder zu gewähren, worin diese ihm vorangehen? — Soll die Einheit oder Einförmigkeit unsers deutschen Vaterlandes darin bestehen, daß seine einzelnen Staaten sich gegenseitig das Schlimme, das der Volksfreiheit Ungünstige mittheilen, und nur das Gute ohne Nachahmung lassen?? — Nach diesem Grundsatz müßte die Lichtensteinische landständische Verfassung bald das Grundgesetz aller übrigen deutschen Länder werden.

Wir gehen zu den Sachgründen über, und finden auch hier wieder in der Nichtigkeit derjenigen, die man für die Neuerung anführte, die beste Rechtfertigung der Opposition.

Man sprach von den Unkosten der häufigern Landtage; aber fast sollte man dies für einen Sarkasm gegen die mitunter allzu sparsamen Volksvertreter achten. Nein! so gering schätzen wir die Wirksamkeit des Landtags nicht, daß wir da um Zehntausende knausern wollten, während der Militairetat und die Pensionen u. a.! Rubriken mehr noch Millionen verschlingen. Für eine unfrei gewählte Kammer etwa mag der Aufwand leicht als zu theuer gelten: aber eine solche begehren wir gar nicht. Die echte, lautere Volksrepräsentation dagegen ist einem verständigen Volk auch um den höchsten Preis nicht feil. Uebrigens würde das Ersparniß, wenn wirklich — wie versichert ward — auf zwei Landtagen alle Geschäfte wie sonst auf drei zu verhandeln wären, das Ersparniß auch an und für sich sehr geringfügig seyn.

Digitized by Google

Die Erleichterung der Staatsbeamten? — Mit Recht sprach Duttlinger: „Unter die Zwecke der landständischen Verfassung gehöre die Ruhe und Behaglichkeit der Minister nicht.“ Uebrigens vermindert sich die Beschwerlichkeit in dem Maße, als Klarheit, Ordnung und Offenheit in der Staatsverwaltung herrschen, der Beschwerde also der Stoff ermangelt und den billigen Volkswünschen Befriedigung zugeht. Noch weniger beachtenswerth ist die Bequemlichkeit der Volksdeputirten. Derjenige ist dieses Namens unwerth, welcher nicht freudig das (nach seinen Verhältnissen ihm irgend mögliche) Opfer seiner Zeit und seiner Privatverhältnisse dem so ehrenvollen und wohlthätigen Berufe bringt. Wo wäre das deutsche Volk, welches nicht Männer von dieser Gesinnung unter sich zählte und zu finden wüßte? — Wahrlich nicht von der Ungeneigtheit zu solchen Opfern, sondern von der Betrübniß über derselben von traurigen Umständen herrührende Fruchtlosigkeit kam bisher der Ueberdruß der würdigen Deputirten.

Endlich sind die Geschäfte der badischen Landstände (wie der Bisthumsverweser von Wessenberg sehr treffend bemerkte) — wenn auch für die Welt und die öffentlichen Blätter von geringerem Interesse — doch für das badische Volk gerade eben so wichtig, als jene der französischen und englischen Kammern für die Franzosen und Britten.

Einige nähere Andeutungen darüber und überhaupt über die Wichtigkeit der Zahl der Landtage gab in der zweiten Kammer der freimüthige Deputirte Duttlinger (Prot. I. B. S. 243 ff.), wovon wir Einiges ausheben:

„Meine Herren! Bei der repräsentativen Regierungsform ist die Repräsentation nicht unwesentlich, nicht blos zum Kreise des Reglementarischen gehörig. So wesentlich die großen Verrichtungen sind, welche die politischen Rechte und Pflichten der Kammern ausmachen, eben so wesentlich sind die Landtage und deren Anzahl, da sie allein die rechtliche Möglichkeit der Ausübung jener Verrichtungen ausmachen. Ist es gleichgültig für uns, ob die gesetzgebende Gewalt der Kammern ihre Verrichtungen auf kürzere oder längere Zeit einstelle? Sieht es löblich aus in allen Theilen unserer Gesetzgebung? Im Civilrecht, welches uns quält und drückt, seitdem es uns von den Fremden auf den Nacken gelegt worden? Im Strafrecht? Ja, wenn wir nicht wüßten, daß eine Gesetzgebung, entworfen für Zeiten, die nicht mehr sind, Karls V. Halsgerichtsordnung bis zur Stunde das Strafgesetzbuch von Baden geblieben ist! Im Proceßrecht? Meine Herren! Gestehen wir es nur offen, daß eben hier sich unsere schwache Seite findet. Die Proceßordnung unserer Obergerichte, wie unvollständig und lückenhaft! Und in welchem andern Lande ist es erhört, daß die Untergerichte Gericht halten, ohne Gerichtsordnung, jeder nach der Weise, die ihm gefällt?!“

„Preis und Anerkennung unsern wackern Beamten, die sich selbst in Ordnung erhalten!“

„Ist es für das kostbare Recht der Petition gleichviel, ob es auf längere oder auf kürzere Zeit verstummen müsse? Dieses kostbare Recht

Digitized by Google

der Beschwerde, der Trost und die Hoffnung des Gedrückten, der Schrekken für die Bösen und für die Beamtenwillkür, wird es nicht im nämlichen Maße geschmälert, in welchem Sie die Zahl der Landtage vermindern werden?"

„Und die Verantwortlichkeit der Minister und Mitglieder der obersten Staatsbehörden, was ist sie ohne Landtage? Verantwortlichkeit der Minister gehört aber eben so wesentlich zu den ewigen und unabänderlichen Grundsätzen des Staatsrechts, wie diejenigen, welche der Redner der Regierung als solche bezeichnet hat. Ich spreche hier nicht von jener tragischen Verantwortlichkeit der Anklage der Minister durch die Kammern, und der Verurtheilung durch den Staatsgerichtshof. Diese ist zwar ein kostbarer Rechtsgrundsatz für die verfassungsmäßige Freiheit, aber durchaus unschädlich für die Minister! Ich spreche von jener moralischen Verantwortlichkeit, welche sie durch die freie und öffentliche Erörterung der von ihnen vorgeschlagenen Gesetze und Regierungsmaßregeln und durch die Kritik ihrer Verwaltung erfahren. Nur diese Verantwortlichkeit ist die sichere Bürgschaft für den Regenten, wenn er schlecht oder ungeschickt bedient, und für das Volk, wenn es mißbraucht oder unterdrückt ist. Schließen Sie diesen Saal nach jeder Versammlung von einigen Tagen oder Wochen, die so eben zureichten, um ein zentnerschweres Auflagengesetz durch abgekürzte Formen durchzujagen, schließen Sie dann, sage ich, den Saal auf die vorgeschlagene Anzahl von Jahren wieder zu, so werden Sie auch diese Verantwortlichkeit zu einem bloßen Schattenbild, zum bloßen Scheinwesen herabgewürdigt haben ꝛc." —

So viel von der Verminderung der Landtage. Noch bleibt das Hauptargument für die Integralerneuerung zu prüfen übrig: die dadurch bezweckte Stätigkeit der Grundsätze oder der Richtung der Kammern. — Wir finden — und solches ist sehr merkwürdig — dasselbe Argument auch in dem Munde der Gegner der Integralerneuerung; ein Beweis, daß hier Mißverständnisse obwalten und eine genaue Erörterung Noth thue.

Die Regierung — wir wollen ehrlich eingestehen, nicht ohne Grund — verlangt Sicherheit gegen denjenigen Widerspruch, welcher ihr bei dem nothwendig leicht wechselnden Sinn einer, blos durch subjective, vielleicht nur augenblickliche Ansicht einer jedesmaligen, d. h. also wechselnden Majorität der Mitglieder bestimmten Kammer, oft in wohlgemeinten Vorschlägen, oft in Einzelheiten (welche aber mit größern und im Allgemeinen bereits geregelten Dingen im Zusammenhang stehen mögen) hemmend, zum Theil kränkend entgegentreten. Wahrscheinlich jedoch hätte dieses Uebel von selbst sich verloren, wenn einmal eine größere Einübung in's parlementarische Leben die Kammer um große Grundsätze würde vereinigt, die Subjectivität der Ansichten in Einzelheiten dem höhern Interesse für's Ganze würde untergeordnet und die Beharrlichkeit des Widerspruchs auf die Behauptung wesentlicher Dinge beschränkt, dagegen bei Kleinigkeiten (wie etwa bei der Wahl oder Stellung der Worte, obschon auch diese mitunter von Wichtigkeit sind) die Nachgiebigkeit zum Princip würde gemacht haben. Die

Digitized by Google

Regierung indessen gibt die erfahrene Unstätigkeit, zumal die aus dem Eintreten eines neugewählten Viertheils bei jedem einzelnen Landtag fließende, als den Hauptgrund ihres jetzigen Vorschlags an. Sie will in der Identität der Mitglieder zweier aufeinanderfolgender Landtage (von dem Einfluß auf die Wahlen wird dabei nichts gesagt) die Bürgschaft für die Stätigkeit ihrer Richtung finden. Sie will also eine vollständige Gleichförmigkeit der Richtung während zweier Landtage, d. h. während sechs Jahre; aber sie beschränkt ihren Wunsch wie ihre Hoffnung auf diesen mäßigen Zeitraum, und läßt sich's gefallen, daß je von sechs zu sechs Jahren durch die Integralerneuerung die Möglichkeit eines vollständigen Wechsels des Geistes oder der Tendenz entstehe. Wir dagegen, d. h. die Freunde des bisherigen Systems, verlangen jene vollkommene Stätigkeit nicht; vielmehr erscheint sie uns als ein sehr zweideutiges Geschenk. Aber wir verlangen eine fortdauernde Stätigkeit; eine nur sechsjährige genügt uns nicht. Auch fragen wir nach dem Grund der Stätigkeit, oder nach dem Ziele, welches dieselbe verfolgt.

Die Stätigkeit einer Kammer, welche etwa eine böse Richtung genommen (veranlaßt entweder durch eine unglückliche oder durch eine unfreie Wahl), ist nicht ein Gewinn, sondern ein Fluch. In solcher Voraussetzung sind sechs Jahre, binnen welcher es gar kein gesetzliches Mittel gibt, wodurch das Volk seine Wünsche, Beschwerden und Rechte geltend machen kann, eine trostlose Periode. Aber nicht minder ist, falls die Kammer auf gutem Wege wandelte, die Aussicht, nach sechs Jahren eine ganz andere, vielleicht entgegengesetzte Zwecke verfolgende zu erhalten, eine höchst beängstigende und niederschlagende.

Die Stätigkeit, welche wir lieben, soll nicht auf Corruption oder Willenlosigkeit einer Kammer, sonach auf Abhängigkeit von äußerem Einfluß und noch viel weniger auf das Vorherrschen einer einheimischen Faction gebaut seyn. Im ersten Fall wäre sie ohnehin blos die Stätigkeit einer Wetterfahne, welche stets der Richtung des Windes folgt, also auch mit diesem sie wechselt. Es gibt Kammern, deren heutige Richtung dem Wink der Minister gemäß eine rein aristokratische ist, und welche morgen, falls ein demokratisch gesinntes Ministerium einträte, lauter Demokraten zählen würde. Im zweiten Fall ist die Richtung naturgemäß bös, weil vom Gesammtwillen abweichend, in der Dauer aber bedingt auf das Vorhandenseyn der nämlichen Mitglieder.

Wir verlangen eine Stätigkeit im Guten, gebaut auf Redlichkeit und Einsicht der Majorität, und bestehend in der fortwährenden Uebereinstimmung sowohl mit den ewigen Grundsätzen des Rechts, als mit jenen des wahren vernünftigen Gesammtwillens.

Digitized by Google

Diese — von den zufälligen, blos subjectiven Ansichten, Interessen und Tendenzen bestimmter Personen — ganz unabhängige Stätigkeit aber kann nur durch das System der Partialerneuerung möglichst verbürgt werden. Setzen wir, daß die Mehrheit einer Kammer in ihrer Richtung abweichend vom Guten wäre, so ist das Heilmittel — die Wahl neuer Mitglieder — immer nahe. Sey es auch nur ein Viertheil, welches neu gewählt wird, in dem Geist dieser Wahl (wofern sie frei war) spricht sich die Gesinnung des Volkes aus, und mag also belehrend, zurechtweisend auch auf die zurückgebliebenen Mitglieder wirken. Ein neu eintretendes Viertheil mag also den Geist der ganzen Kammer zum Guten wenden; und geschieht es nicht schon bei'm ersten Viertheil, so wird es doch unausbleiblich bei'm zweiten geschehen. Hat aber das Volk gleich ursprünglich eine glückliche Wahl getroffen, so wird der gute Geist seiner Stände fortdauern, so viele neue Viertheile auch eintreten; und dieses nicht nur wegen der Wahrscheinlichkeit der Wiedererwählung der guten Deputirten, sondern schon deßwegen, weil die neu Eintretenden, auch wenn sie persönlich minder gut wären, nicht leicht den Muth haben werden, sich gegen die Tendenz der Majorität, die da zugleich mit jener des Volks übereinstimmt, sich zu erheben. Sie werden sich also derselben beigesellen, mit ihr verschmelzen und den nämlichen Geist den abermals neu Eintretenden mittheilen helfen. Denn eines kann nicht verkannt werden, nämlich daß die Stimme derjenigen, die für das Gute, Wahre und Volksthümliche sprechen, eine Kraft und Eindringlichkeit besitzen, welche jener der Knechte oder der Factionsmänner nimmer zukömmt. Alle noch einigermaßen Guten, alle nicht völlig für Ehre oder Schande Unempfindlichen, alle der Belehrung oder Besserung Empfänglichen werden natürlich angezogen und bestimmt durch jene; die Stimmen der Letztern dagegen zählen nur, aber überzeugen nicht. Die Partialerneuerung ist also dem fortwährenden Triumph der guten Sache günstig, weil dabei das Mißgeschick einer oder der andern Wahl nicht vieles schaden, dagegen eine einzige glückliche Wahl einen etwa vorherrschend gewordenen bösen Geist wieder verbessern kann.

Freilich haben wir bei dieser Betrachtung immer nur freie Wahlen vor Augen (denn wo sie nicht frei sind, hören alle Grundsätze auf, wie alle Bedeutung des Landtags); doch ist klar, daß selbst das System der Wahlbeherrschung minder nachtheilig bei dem System der »Theil« als bei jenem der Ganzerneuerung sey. Denn es wird der Regierung unendlich schwerer seyn, die mehreren in kurzen Fristen einander folgenden theilweisen Wahlen sämmtlich zu beherrschen, als nur alle sechs Jahre einmal durch entschiedene und gleichförmige Kraftanstrengung im ganzen Land

Digitized by Google

solchen Triumph zu feiern. Besteht die Partialerneuerung, so wird, wenn einmal eine Wahlbeherrschung stattgefunden, die Erinnerung und das Gefühl derselben bei der nächstfolgenden Wahl noch lebendig genug seyn, um zur Behauptung der Freiheit zu ermuntern. Man wird sich der früher gezeigten Feigheit schämen und das Uebel gut zu machen beflissen seyn. Bei der Integralerneuerung dagegen (in unserm Fall also bei sechsjährigen Zwischenräumen) hat die Wunde Zeit gehabt, zu vernarben; oder es ist — Dank etwa der Stätigkeit der Kammer in anticonstitutionellen Maßregeln — schon eine allgemeine Gleichgültigkeit gegen Verfassung und Verfassungsrecht eingetreten, und die Wahlbeherrschung findet ohne Schwierigkeit abermals statt.

Dieses fürwahr ist noch die allerschlimmste Seite der Integralerneuerung. Sie führt fast nothwendig entweder zur Wahlbeherrschung oder zur unheilbaren Entzweiung zwischen Regierung und Volk. Denn bei ihr hat die Regierung weit dringendere Aufforderung, jene Wahlbeherrschung auszuüben, weil ein plötzlicher Wechsel aller Grundsätze — welcher bei einer Totalerneuerung immer eintreten kann — allerdings gefährlich, daher die verhindernde Sorgfalt der Regierung in Anspruch nehmend ist. Was wird aber die Folge seyn von der in dieser Lage unausweichlichen Tendenz der Regierung zur Wahlbeherrschung?? — Entweder wird das Volk, wofern es je zur Erkenntniß seiner Rechte und Interessen erwacht, auch seinerseits die heftigste Aufforderung empfinden, zu widerstreben; „es wird alsdann alle sechs Jahre ein Krieg seyn zwischen Regierung und Volk, dessen Erfolg auf jeden Fall durch Entfremdung der Gemüther beiden verderblich seyn muß; oder es sinkt, wenn die Regierung eine habituelle Präpotenz dabei behauptet, das Volk zu einer willenlosen Heerde, die Constitution zum bloßen Schalle herab." Duttlinger.

Wir wollen also die Integralerneuerung nicht; obschon sie nach des Freiherrn von Türckheim richtiger Bemerkung an und für sich dem rein demokratischen Systeme entspricht. Denn einerseits begehren wir keine rein demokratische Verfassung, unter deren Stürmen und Gefahren das bürgerliche Glück so wenig als der edlere republicanische Geist ein Gedeihen findet. Anderseits aber ist eben darum schwer vermeidlich, daß, unter dem Titel der Abwendung jener Gefahren, die Integralerneuerung unter die Vormundschaft der Regierung gerathe, und alsdann verschwindet alles Demokratische und bleibt nur leeres Formenwerk zurück. Die Partialerneuerung vereinigt die Vortheile beider Systeme, und hat die Nachtheile beider nicht. Sie ist demokratisch genug, um verständigen Wünschen zu entsprechen, und sie kann ohne alle Gefahr frei bleiben von allem Regierungseinfluß.

Digitized by Google

Ein Mehreres ist wohl nicht nöthig zum Beweis, daß, die Sache vom Standpunct der Verbesserung betrachtet, durchaus kein Bedürfniß und kein Anlaß vorlag, die Verfassung also abzuändern, wie man es vorschlug; daß dadurch weder erfahrene Nachtheile abzuwenden, noch Vortheile für die Zukunft zu bewirken waren, und daß überhaupt der Volksvertreter nur die Beibehaltung der alten Verfassung zu wünschen hatte. Warum also ging der Vorschlag durch? — Die Antwort ist einfach: weil die Regierung es wollte, oder in einem gelindern Ausdruck: weil sie es wünschte. Die Abschaffung (d. h. wesentliche Veränderung) der Verfassung war die erste Frucht der mittelst der Wahlbeherrschung bewirkten Harmonie zwischen Regierung und Kammer. Aber warum hat die Regierung die Abänderung gewollt? — Ohne Zweifel in reiner und wohlmeinender Absicht; aber ohne Zweifel auch aus unrichtiger Voraussetzung, aus unrichtigen Ideen über das constitutionelle Leben. Die Furcht vor Revolutionen, genährt durch listige Vorspiegelungen einer gewissen Partei, schreckt Tag und Nacht. Daher, meint man, müsse das monarchische Princip (in seinem edlen Sinn allerdings das Heil der Völker) nicht blos bewahrt, sondern möglichst gestärkt, in einer erweiterten, dem Zeitgeist und der Gesinnung der väterlichen Fürsten selbst widerstreitenden Bedeutung aufgestellt, dem Absolutismus genähert werden; daher scheut man die Lebenskraft eines Volkswillens oder auch nur eines selbständigen Volksrechts, und stößt von sich, was dem Throne selbst den edelsten Glanz und die sicherste Stärkung geben würde, die Erziehung des Volkes zur Freiheit und zum Gemeinsinn, d. h. zur allein edlen Liebe des Vaterlandes und des Fürsten. Man meint, es sey gefährlich, ihm eine politische Bedeutsamkeit zu gewähren, oder seine Theilnahme an politischen Dingen zu wecken; man blickt ängstlich auf die ihm verliehene Constitution, als habe man damit zu viel gegeben, und will also zurücknehmen, was man großmüthig verlieh. Die Männer des Volks dagegen und die öffentliche Meinung aller aufgeklärten europäischen Länder behaupten laut die Unwiderruflichkeit der Gabe, als einer rechtskräftig verliehenen, zugleich als eines wohlverdienten Ersatzes für unermeßliche Leiden und Opfer, und als eines zeitgemäßen Lohnes für unerschütterliche Treue und Dahingebung. Sie halten auch mit nichten die Verleihung für zu groß, oder das dadurch geweckte Volksleben für zu regsam. Vielmehr erkennen sie in manchen niederschlagenden Zeichen (man gedenke zumal, was Baden betrifft, der oben bemerkten Adressen der Wahlmänner und Magistrate!) noch eine große Lauigkeit für die Interessen der Freiheit, und eine traurige Schwäche des öffentlichen Geistes; sie erkennen, daß es da Noth thue anzuregen, nicht aber zurückzuhalten.

Digitized by Google

Es sey uns erlaubt zu einiger Bekräftigung oder Erklärung des Gesagten noch die vortrefflichen Worte anzuführen, welche der nun entschlafene von Aretin bei'm Schlusse der zweiten baierischen Ständeversammlung sprach, seinem erleuchteten Patriotismus dadurch ein bleibendes Denkmal setzend:

„Meine Herren! Ich glaube noch nie Ihre Geduld mißbraucht, nie anders als für die Rechte der Kammer und für die heilige Sache der Verfassung gesprochen zu haben; erlauben Sie mir in diesem feierlichen Augenblicke noch ein paar Worte über die Lage der Dinge bei unserer Trennung. Wenn wir unsere zurückgelegte Laufbahn überblicken, so empfinden wir allerdings das lohnende Bewußtseyn, so viel Gutes bewirkt zu haben, als in unserer Lage möglich war; aber wir fragen uns zugleich: warum war nicht ein Mehreres möglich? Wir stehen doch auf festem constitutionellen Boden: der Geist der Verfassung hat alle Stände des Volks ergriffen; er ist selbst in die höhern Regionen gedrungen, und obenan stehet ein erhabener Monarch, beseelt von dem reinsten Eifer für alles Große und Gute. Wie konnte es nun dennoch kommen, daß unsere Bemühungen den Erfolg nicht hatten, den wir zu erwarten berechtigt waren? Welche lähmende Kräfte haben sich auf das Räderwerk der Verfassung geworfen? Ich glaube nicht zu irren, wenn ich die Ursache hauptsächlich darin zu finden meine, daß so viele Staatsbeamte den Geist der von ihnen beschwornen Verfassung noch nicht in sich aufgenommen haben. Sie erblicken in der Ständeversammlung eine feindliche Anstalt, in jedem Tadel der Verwaltung eine Art Staatsverbrechen, wenigstens eine unbefugte Einmischung, die man zurückweisen dürfe oder strafen durch Nichtachtung. Jedes freimüthige Wort, das in diesem Saale ausgesprochen wird, erscheint ihnen als Volksverführung, als Aufreizung zur Unzufriedenheit. Dieses muß in der Folge anders werden. Die Verwaltungsbeamten müssen einsehen lernen, daß sie sich über den Tadel so wenig zu beschweren haben, als der Richter über die Appellation, und daß man verfassungsmäßig sogar die Minister und Ministerien öffentlich tadeln kann, ohne dadurch der Ehrfurcht für die geheiligte Person des Monarchen zu nahe zu treten. Sie müssen begreifen, daß die Behauptung, die Mancher von Ihnen aufstellt: „der öffentliche Tadel in der Ständeversammlung mache nichts besser, er erbittere nur," die größte Beleidigung für sie selbst enthält, indem sie sich dadurch mit verzogenen Kindern vergleichen, die das, was sie thun sollen, eben darum nicht thun wollen. Sie müssen endlich lernen die Stimme des Volkes achten, das durch seine Abgeordneten zu ihnen spricht. Es ist wahr, die den Ständen verfassungsmäßig gestattete Redefreiheit ist für verschiedene Staatsbeamte unbequem, da sie jetzt gezwungen sind zu widerlegen, wo sie zuvor unterdrücken konnten. Aber, meine Herren, hat man uns denn versammelt, um Ihnen Bequemlichkeit zu verschaffen? Manchem macht eine Rüge, ein Widerspruch eine schlaflose Nacht. Sind wir denn hier, um Sie auf Rosen zu betten? Möge der inconstitutionelle Staatsbeamte auf Dornen liegen! Die constitutionellen — wir kennen sie und verehren sie hoch — ruhen sanft, und nirgends sanfter, als im Schooße der Verfassung. Die Opposition, meine Herren, ist von der Verfassung selbst aufgestellt, gleichsam als das öffentliche Gewissen der Verwaltung, das ihr anzeigt, wo und wie sie gesündigt. Sie ist das eigentliche Lebensprincip der constitutionellen Monarchie. Ueberhaupt, wenn man eine freie Verfassung in Gang gebracht, kommt es nicht mehr auf das an, was dieser oder jener will,

Digitized by Google

sondern auf das, was die öffentliche Meinung will. Das Genie des constitutionellen Staatsmannes besteht darin, diese öffentliche Meinung zu erkennen, nicht damit er sie bekämpfe, sondern damit er ihrer Richtung folge. Will er sie unterdrücken, so wird er vom Strome der Gesinnungen und Begebenheiten vertilgt, wie vom wohlthätigen Gewitterregen der Staub, wenn er sich auch himmelhoch emporgethürmt. Unsere Pflicht war es, der Verfassung getreu, gegen alles was uns als Willkür oder als Kleben an alter Form erschien, unsern Widerstand an den Tag zu legen; und in der Erfüllung dieser Pflicht werden wir uns auch in Zukunft durch nichts irre machen lassen. Mit diesen Gesinnungen trennen wir uns; mit ihnen werden wir uns wiederfinden. Ja, meine Herren, wir werden uns wiedersehen; denn nicht zu befürchten haben wir, daß den Feinden der Verfassung das nächste Mal gelinge, was ihnen diesmal nicht gelang. Ich weiß wohl, es gibt in und außer Baiern Menschen, die kaum die Minute erwarten können, in welcher dieser Ständesaal geschlossen wird. Er werde nicht wieder eröffnet werden, wähnen sie; gleich dem Janustempel werde er ihnen den Frieden verkünden, durch sie verschlossen bleiben. So träumten sie auch vor drei Jahren, aber der Janustempel ward wieder eröffnet, und auf's neue begann der Krieg, der heilige Krieg gegen Willkür und Selbstsucht, gegen Vorurtheile und Versunkenheit. Jetzt hoffen sie auf die nächsten drei Jahre; da soll eine solche Wendung der Dinge eintreten, daß alle Constitutionen ausgerottet werden. Allerdings werden die Dinge sich wenden, aber zum Heile der Menschheit, zum Besten der Verfassungssache, zur Beschämung ihrer Gegner. Wir Baiern, so wie alle Deutsche, ich möchte sagen, wie alle gebildeten Völker des neunzehnten Jahrhunderts, können nur noch leben in der Atmosphäre der constitutionellen Monarchie; nur hier schöpfen wir Athem, nur diese Luft schlägt uns an. Man fordere von uns Opfer zur Aufrechthaltung der Constitution; willig werden wir sie darbringen. Aber man verlange nicht von uns, daß wir rückwärts schreiten, man verkümmere uns nicht den Genuß der freien Verfassung, deren wohlthätiges Wirken uns noch inniger mit dem geliebten Fürstenhause verbindet. Lieber untergehen wollen wir, als ihr entsagen. So denken, so empfinden alle Baiern; denn die Feinde der Verfassung sind keine Baiern. Vergeben Sie mir, meine Herren, die Wärme, die mich ergriffen hat; halten Sie aber auch diesen Eifer nicht ganz für unzeitig. Bei der ersten Ständeversammlung vor drei Jahren war es vor allem darum zu thun, der zarten Pflanze der Verfassung festen Boden, ihren Feinden keinen Anlaß zum Angriffe zu geben. Damals war Mäßigung, Zurückhaltung an ihrem Orte. Jetzt, da die Pflanze Wurzel gefaßt hat, da sie anfängt sich zu befestigen, müssen auch wir fester auftreten, und mit Muth auftreten gegen die Umtriebe der Bösgesinnten, so wie gegen die nicht minder wirksame Gewalt der Trägheit, auf daß heilig bewacht werde das heilige Geschenk des besten der Könige, und daß es ihm mit uns vereint zum Besten des Vaterlandes gelinge, zu unterdrücken die Willkür, aufzurütteln die alte Schlafsucht, zu benutzen die herrlichen Kräfte der baierischen Nation, und hinauszuwerfen aus der Staatsmaschine die faulen Räder, die das frische Staatsleben in Stocken gebracht. Dann, meine Herren, dann werden wir, gleichwie die Kundmachung der Verfassung, allenthalben mit Jubel aufgenommen ward, als wäre sie erst die Thronbesteigung des Fürsten, so auch ihre Belebung, ihre Erstarkung feiern als eine neue Wohlthat, mit verdoppeltem Danke gegen den doppelten Wohlthäter!"

Zur Bezeichnung des Unterschieds zwischen dem jüngsten ba-

Digitized by Google

dischen Landtag und den frühern mögen die zwei bisher dargestellten Verhandlungen genügen. Auch die beiden weitern Daten jedoch sind nicht ohne Bedeutung:

I. Gleich in der ersten Sitzung beider Kammern wurde nachstehendes großherzogliches Rescript verlesen:

Ludwig von Gottes Gnaden, Großherzog zu Baden, Herzog zu Zähringen ꝛc. ꝛc.

Indem Wir unsern getreuen Ständen den Beschluß der deutschen Bundesversammlung vom 16. August v. J., die Abhaltung der Mißbräuche, welche durch die Oeffentlichkeit der landständischen Verhandlungen begangen werden können, betreffend, zur Kenntniß und Nachachtung mittheilen, haben Wir zu ihnen das Vertrauen, daß sie ihre Thätigkeit nur auf den Zweck ihrer Zusammenkunft beschränken, daher in ihren Aeußerungen, sowohl während der öffentlichen Verhandlungen, als insofern sie zum Druck bestimmt sind, alles vermeiden werden, was den Vorschriften des mitfolgenden Bundesbeschlusses entgegenlaufen, oder was auf Unser freundschaftliches Verhältniß mit auswärtigen Regierungen störend einwirken würde.

Unsere Regierungscommissaire sind ausdrücklich von Uns angewiesen, in dem Falle, wenn, wider alles Unser Erwarten, einzelne Mitglieder den vorgedachten Vorschriften entgegen handeln sollten, die Präsidenten der Versammlungen anzugehen, die in der Geschäftsordnung angeordneten Maßnahmen unter Mitwirkung der Kammern in Anwendung zu bringen, auch nicht zuzugeben, daß solche Aeußerungen in die zum Druck bestimmten Verhandlungen aufgenommen werden.

Wenn unsere getreuen Stände auf diese Weise sich es selbst zu ihrer besondern Angelegenheit machen, die Mißbräuche der Oeffentlichkeit abzuwenden und solche nur in ihren wohlthätigen Folgen zu erhalten, so werden sie uns der unangenehmen Nothwendigkeit überheben, Vorkehrungen zu veranlassen, welche zu vollständiger Genügung des Bundesgesetzes erforderlich scheinen möchten.

Gegeben Karlsruhe in Unserem Großherzoglichen Staatsministerium den 17. Februar 1825.

Beilage.

Auszug aus dem Protocoll der deutschen Bundesversammlung vom 16. August 1824.

Beschluß.

Es soll in allen Bundesstaaten, in welchen landständische Verfassungen bestehen, strenge darüber gewacht werden, damit in der Ausübung der den Ständen durch die landständische Verfassung zugestandenen Rechte das monarchische Princip unverletzt erhalten bleibe, und damit zur Abhaltung aller Mißbräuche, welche durch die Oeffentlichkeit in den Verhandlungen oder durch den Druck derselben begangen werden können, eine den angeführten Bestimmungen der Schlußacte entsprechende Geschäftsordnung eingeführt und über die genaue Beobachtung derselben strenge gehalten werde.

II. Gleichfalls in beiden Kammern geschah schon in der ersten Sitzung — in der ersten durch den Fürsten von Fürstenberg, in der zweiten durch den Abgeordneten Wild („Staatsbürger" und Stadtdirector von Heidelberg) der Antrag auf Abkürzung der Protocolle, zumal derjenigen, welche durch den Druck

Digitized by Google

bekannt zu machen wären. Der Letzte verlangte sogar, daß bei der gedrängten Darstellung der Discussion die Namen der Redenden ausgelassen und nur der wesentliche Inhalt der Debatten gedruckt werden solle. Diese, auf Ertödtung aller wahren Publicität und auf Befreiung der untreuen Deputirten von aller Verantwortlichkeit, nämlich von dem Urtheil der öffentlichen Meinung, so wie auf völlige Entmuthigung der Opposition abzweckenden Anträge wurden jedoch in der ersten Kammer durch den Bisthumsverweser von Wessenberg, in der zweiten durch den Hofrath Duttlinger kräftigst bestritten, und gingen wirklich nur unvollständig durch. Es wurde nämlich beschlossen, daß das nach der bisherigen Form von den Geschwindschreibern zu führende und von den Secretairs zu revidirende umständliche Protocoll blos geschrieben und in der Registratur der Kammer verwahrt werde, dagegen von den Secretairs eine gedrängte Darstellung nur des Wesentlichen der Verhandlung in Form eines Auszugs aus dem ausführlichen Protocoll verfertigt und nach Genehmigung der Kammer dem Druck übergeben werden solle. Eine Norm, nach welcher freilich, je nachdem sie vom Secretariat gedeutet wird, das Publicum viel oder wenig oder nichts erhalten mag, die jedoch diesesmal noch im Ganzen (theilweis sind freilich wesentliche Lücken zu bemerken) mit einiger Mäßigung ausgeübt ward.

So erklärbar nach allen diesen Umständen die verminderte Reichhaltigkeit der neuesten Protocolle der badischen Landstände ist, so sprechen gleichwohl mehrere von den Gegenständen, welche zur Berathung kamen, nicht minder Art und Geist ihrer Erledigung ein hohes, theils historisches, theils staatswissenschaftliches, theils praktisches Interesse an. Wir behalten uns vor, von den wichtigsten dieser Gegenstände, wie auch von denjenigen, welche nicht zur Sprache kamen, wohl aber nach der Erwartung der Vaterlandsfreunde dazu hätten kommen sollen, in einem zweiten Artikel das Merkwürdigste vorzutragen.

Digitized by Google

IX.

Denkmäler der deutschen Baukunst, dargestellt von Georg Moller. Darmstadt, Leske. 1815 fg. Gr. Fol. (In einzelnen Heften.)

Bringen wir uns die vorzüglichern Werke der Baukunst in Erinnerung, die in den letzten Jahrhunderten entstanden, so können wir es uns nicht verbergen, daß ein Vergleich zwischen ihnen und den Werken des classischen Alterthums nicht zu ihrem Vortheil ausfallen kann. Es ist nicht zu läugnen, daß nach der Wiederbelebung des antiken Styls überall, wo selbiger angenommen wurde, manche Gebäude von Bedeutung errichtet wurden, daß noch jetzt nicht minder ansehnliche Gebäude entstehen, in allem Glanze prangend, den die Kunst unserer Zeiten zu geben vermag. Aber was sind sie gegen die Werke der Alten? Unsere Kirchen, obschon dem antiken Styl nachgebildet, sie erreichen doch nie das Hohe eines griechischen Tempels, noch weniger wirken sie auf das Gemüth, wie die Kirchen des dreizehnten Jahrhunderts. Unsere Paläste, weitläufig in der Anlage, reich geschmückt mit allen Zierden des neuern Styls, sie stehen im Grosartigen den Palästen des alten Aegyptens weit nach. Nur das Auge wird bei den neuern Gebäuden vornämlich befriedigt, angenehm und gefällig zeigen sie sich; und vermögen auch manche großen Eindruck hervorzubringen, so ist es doch nur ein Aeußeres, Herz und Gefühl bleibt kalt, das sie zu treffen nicht im Stande sind.

Erhebend ist es daher, die Reste der alten Kunst zu betrachten. Ist es uns nicht vergönnt sie selbst zu sehen und zu untersuchen, so führen uns die Nachrichten der Reisenden durch die von den Alten bewohnten und auf mancherlei Weise cultivirten Länder zu ihrer Erkenntniß. Ueber die Bauwerke der Aegypter, der Griechen, der Römer stehen uns bereits viele Beschreibungen und Abbildungen zu Gebote, die sie getreu vor das Auge stellen. Aber die Werke des Mittelalters blieben unbeachtet. Bewunderte man sie, so geschah es doch nur wegen ihrer Größe und wunderbaren Ausführung, übrigens nahm man sie für sonderbare, willkürliche Zusammenstellungen, ja für abenteuerliche Schöpfungen, und verstand es nicht sie als Kunstwerke zu würdigen. Die hohe Verehrung, die man dem Antiken allein zollte, ließ es nicht zu, jene Werke der Betrachtung werth zu achten, die man, als mit dem herrschenden Geschmacke nicht übereinstimmend, ihrem Schicksale überließ.

Aber endlich erwachte die Zeit, wo die Aufmerksamkeit auf die Kunst des Mittelalters gerichtet wurde, es erwachte der Geist, der sie zu fassen verstand. Man erkannte, daß vornämlich der

Digitized by Google

Kunst der letztern Hälfte dieses Zeitraumes alle Achtung gebühre, eine Kunst, die durch viele Eigenthümlichkeiten sich erhebt, und welche hauptsächlich durch die Deutschen ausgebildet wurde. Der Weg war gebahnt, und es erschienen nicht wenig Beschreibungen und Abbildungen deutscher Bauwerke aus allen Jahrhunderten des Mittelalters; sind diese Beschreibungen allen Freunden der Kunst willkommen, zeichnen viele als Prachtwerke sich aus, so möchten wir doch vor allen der Darstellung von Moller den Vorzug zugestehn, von welcher wir jetzt sprechen. Zweckmäßige Behandlung, genaue Darlegung des ganzen Bauwerks und seiner Theile sind nicht nur die Vorzüge dieses Buches; auch die Beschreibung der Abbildungen, die vorhergehende Abhandlung über die Baukunst des Mittelalters gehen in den Geist der Kunst ein, und stellen mit kritischer Genauigkeit die Ausbildung derselben dar, daher wir sie bei der Anzeige des Buches befolgen und ihr nachgehen.

Was das Aeußere desselben betrifft, so ist dabei das rechte Maß getroffen: alles ist ohne Aufwand und doch der Würde des Gegenstandes angemessen ausgeführt, genügend dem Künstler und dem Freunde der Kunst sind die Prachtwerke wegen ihrer Kostbarkeit nur Wenigen zugänglich, und können deshalb nicht allgemeinen Nutzen gewähren. Enthalten sie überdies manche Darstellungen, die nicht wesentlich zur Erkenntniß der Bauwerke führen und mehr zur Ausschmückung des Ganzen dienen, wozu wir auch die aus der Phantasie hervorgegangenen und willkürlichen Restaurationen nehmen, so zeichnet sich Moller's Werk durch sorgfältige Wahl der Gegenstände aus, und gibt durch reine Umrisse eine bestimmtere Darstellung, als die Ausführung durch Schatten und Licht vermag, so wie es durch einen mäßigen Preis gemeinnützig wird.

Es besteht aus zwei Theilen, von welchen der erste Theil ganz vor uns liegt, der zweite noch nicht vollendet ist. Beide unterscheiden sich durch ihre Einrichtung. Der erste Theil enthält eine Zusammenstellung von einzelnen Bauwerken des Mittelalters, um eine Uebersicht der verschiedenen Perioden vom achten bis zum sechzehnten Jahrhundert vorzulegen, wobei hauptsächlich geometrische Grundrisse, Aufrisse, Durchschnitte und einzelne Theile in's Große gezeichnet vorgestellt sind, denen jedoch auch perspectivische innere und äußere Ansichten sich anschließen. Und da bei großen Gebäuden alles zu geben nicht möglich war, so ist nur dasjenige ausgehoben, was von dem Eigenthümlichen eines jeden Gebäudes einen Begriff mittheilt. Im zweiten Theile hingegen finden wir ganze Gebäude in einer fortlaufenden Reihe von Blättern, deren Auswahl so getroffen wird, daß dieselben wieder eine Folgereihe ausmachen, welche die fortschreitende Ausbildung der Baukunst in

Digitized by Google

Deutschland während des genannten Zeitraumes vor das Auge bringt. —

Die Darstellungen des Herrn Moller eignen sich ganz vorzüglich, mit dem Gange der Kunst des Mittelalters in Deutschland bekannt zu werden. Sie sind die anschaulichsten Belege zur Geschichte dieser Kunst und der stufenweisen Entwickelung der nach einander herrschenden Bauarten. An den ältern Kirchen in Deutschland findet sich eine fremde, südliche Bauart, in Formen und Verzierung der römisch-byzantinischen nachgebildet, halbkreis-runde Bogen und Gewölbe, nicht sehr hohe Dächer, große Festigkeit in der Construction. Dann folgte die Zeit, wo zwar die Horizontallinie noch vorherrschte, der Halbkreisbogen größtentheils noch beibehalten, der flache, südliche Giebel aber durch das hohe, dem nördlichen Klima eigene und entsprechende Dach ersetzt ist. Endlich wurde alles verlassen, was an das Südliche erinnern konnte, der Spitzbogen trat allgemein ein, auch bei Verzierungen, alles wurde hochstrebender gebildet, leichter in der Construction; so ging aus der fremden, südlichen Bauart nach und nach eine nördliche, für Deutschland eigenthümliche Bauart hervor.

Fast zu gleicher Zeit wurde diese Bauart in allen Ländern Europa's herrschend. Aber die Gebäude in Italien, Frankreich, England, Spanien, Portugal, behielten immer noch viele Formen südlichen Ursprungs, mit denen die aufgenommenen und nachgebildeten nördlichen Formen im offenbaren Widerspruche stehen. Bei den deutschen Kirchen vom dreizehnten Jahrhundert an ist hingegen alles in Uebereinstimmung durch die aus der Beschaffenheit des Landes entsprungene Eigenthümlichkeit, und alle Formen stehen in der größten Harmonie.

Das südliche Deutschland hatte durch die Römer und durch die christliche Religion Bildung erhalten, es war durch die Erstern auch mit den Künsten des Friedens bekannt geworden. Das nördliche und östliche Deutschland aber war noch im rohen Zustande, es erhielt von dem südlichen das Christenthum, wodurch der Grund zur Bildung gelegt wurde, wozu aber auch Missionarien aus Byzanz beitrugen. Erst mit Karl dem Großen beginnt die feste Geschichte unsers Vaterlandes, von ihm fängt sich die Reihe unserer architektonischen Denkmäler an, und mit einem Ueberreste aus Karls Zeit beginnt auch Moller's Werk.

Es ist die Vorhalle des Klosters Lorsch, Tafel I bis IV, das im Jahre 774 eingeweiht wurde. Der Brand im Jahre 1090 erforderte zwar einen neuen Aufbau; die Reste der Vorhalle aber scheinen viel älter zu seyn und weichen von der Bauart des elften Jahrhunderts zu sehr ab, als daß sie nicht für ein Werk aus Karls Zeiten könnten gehalten werden. Drei große

Digitized by Google

halbkreisförmige Bogen, zwischen vier Säulen mit einem Knaufe, dem korinthischen gleich, nehmen die untere Abtheilung ein. Ein durchlaufendes, viereckig profilirtes Band dient ihr zur Begrenzung, und auf ihm ruhen zehn Säulen mit jonischen Knäufen, auf welchen sich spitze Giebel erheben. Ueberall erkennt man die römische Bauart, nur die hohen Giebel haben etwas Fremdartiges.

Das nördliche Deutschland, in welchem jetzt erst das Christenthum eingeführt wurde, entnahm auch die Kirchenbaukunst von dem Auslande. Die Grundform der Kirchen war der römischen Basilica nachgeahmt, ein längliches Viereck mit Uebergängen, ein im Halbkreis geformtes Chor, Fenster und Thüren ebenfalls halbkreisrund bedeckt, am Aeußeren nicht sehr hohe Giebel. Hierbei wurde vornämlich die römische Bauart der letztern Zeit befolgt, auf welche die byzantinische, in Form und Verzierung, Einfluß gehabt. Deutsche Eigenthümlichkeiten zeigen sich wenige. Ein Hauptunterschied zwischen der Basilica und der Kirche war, daß man bei der letztern anfing das Querschiff vorzurücken, um der Kirche die Kreuzform zu geben, und daß sie fast allgemein mit einem Gewölbe bedeckt war. Dieses veranlaßte, die freistehenden Säulen, die im Schiffe der Basilica die Decke trugen, in der Kirche in Pfeiler umzuwandeln, die zur Zierde mit Wandsäulen besetzt wurden. Diese Anordnung gründet sich auf die Steinconstruction, und als in der Folge alles zarter gebildet wurde, so erhielten auch die Pfeiler mehr Höhe, reichere Verzierung durch mannichfache Vorsprünge und Säulen, die Spitzgewölbe bekamen durcheinander sich schlingende Gurtbogen; alles aber ging ebenfalls aus der Steinconstruction hervor, und weder Wälder waren das Vorbild, noch Holzconstructionen die Veranlassung. Gebälke, deren schon die römisch-byzantinische Bauart nicht bedurfte, wo Bogen auf den Säulenknäufen emporstiegen, waren in der in Deutschland gebildeten Bauart um so weniger nöthig, da sie der Construction auf keine Weise wären angemessen gewesen.

Nach jener bemerkten Bauart entstanden in Deutschland im elften Jahrhundert viele bedeutende Kirchen. Von diesen Kirchen finden wir in Moller's Werk den Dom zu Worms, Tafel V, X, XVIII, den Grundriß, bei dem jedoch nur der alte Bau gegeben ist, die spätern Zusätze weggelassen sind, die Thür am Kreuzgange und den Aufriß der Westseite des Doms. Dieser Dom wurde im Jahre 996 zu bauen angefangen, 1016 vollendet, und ist unstreitig eine der ältesten Kirchen Deutschlands. Sie hat die Kreuzform und zwei Chöre. Der östliche Chor ist am Aeußern gerad geschlossen, im Innern halbkreisrund: der westliche Chor bildet ein halbes Achteck, vielleicht später als der östliche gebaut, da er auch ein hohes Dach hat und inwendig Spitzbogen aufzeigt.

Digitized by Google

Die spitzbogigen Fenster und die daneben stehenden Spitzsäulen an dem einen Thurme der Westseite zeigen deutlich, daß sie ein späterer Zusatz sind.

Die Außenseiten des Doms und anderer Kirchen dieser Zeit haben die höchste Einfachheit. Wagerechte Linien durchschneiden das Lothrechte, wodurch die Höhen mehrere Abtheilungen erhalten, und man sieht keine Verzierung als die unter Simswerken angebrachte Reihe halbkreisrunder Bogen. Die Giebel sind von mäßiger Höhe. Die obern Abtheilungen, vorzüglich bei dem Chore und dem mittlern großen Thurme, haben Galerien aus Säulen, worauf halbkreisrunde Bogen sich erheben. Viele dieser Säulen tragen Würfelknäufe. Bei dem Dom zu Speyer zieht sich auch an den Seiten des Langhauses eine Galerie hin.

Noch sind die Säulen stark, woran die Thür am Kreuzgange zu Worms, X, die südöstliche Thür am Dom zu Mainz, VI, als Beispiel dienen. Bei Betrachtung der letztern macht Moller auf den sehr zu beachtenden Unterschied zwischen den Thüren der alten Tempel und denen der Kirchen des Mittelalters aufmerksam. Jene sind im Verhältniß zu dem Gebäude sehr groß, die Meister des Mittelalters hingegen, um große Thorflügel zu vermeiden und doch dem Eingange ein schickliches Verhältniß zu der Größe des Gebäudes zu geben, fanden ein sinnreiches Mittel, beide Zwecke zu vereinigen. Sie bestimmten die innere Oeffnung der Thür von gewöhnlicher Größe, die äußere Form aber nach den Verhältnissen, welche dem guten Ansehn des Gebäudes angemessen waren. Die von jener innern Thüröffnung nach dem Aeußern in der Dicke der Mauern sich erweiternde Oeffnung wurde mit Säulen und Statuen verziert.

Eine Eigenthümlichkeit des elften und zwölften Jahrhunderts ist das an den Ecken des Säulenfußes angebrachte Blatt, wie unter andern die Säulen im Capitelssaale des Doms zu Mainz, IX, aufweisen.

Damals hatte auch die arabische Bauart einigen Einfluß auf die abendländische, und einige Formen jener wurden bei dieser gebraucht. Bogen aus mehreren Kreisstücken, wie in Moller's Werke die Kirchen zu Gelnhausen und Limburg zeigen. Zunächst halten wir uns hier an die Darstellung des Kreuzganges der Stiftskirche zu Aschaffenburg, XIV, XV, XVI. Die Oeffnungen des Kreuzganges gegen den mittlern freien Raum zu haben vier Säulen, worauf die halbkreisrunden Bogen wölben, der mittlere Bogen höher als die zu beiden Seiten und die Säulenknäufe sind den arabischen sehr ähnlich, oben viereckig und heruntergezogen, wo sie abgerundet sind und mit dem runden Theile an die Säulen sich anschließen.

Digitized by Google

Gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts und am Anfange des dreizehnten zeigen sich bedeutende Abänderungen von dem ältern Kirchenstyle. Man bemerkt, anstatt der flächern Giebel ein hohes Dach, spitzzulaufende Thürme und die Erhöhung anderer Theile, auch schlankere Säulen. Höhere Dächer bemerkt man schon an der Westseite des Doms zu Worms, XVIII, und an der Kirche St. Castor zu Coblenz, VIII, schlankere Säulen an der Thür der Sakristei in dem Dom zu Mainz, XII, und an der Pforte der Leonhardskirche zu Frankfurt am Main, XI.

Jetzt zeigt auch der Spitzbogenstyl seine erste Entwickelung, indeß noch viele Theile den ältern Styl tragen, den byzantinischen. Dieses läßt die Hauptkirche zu Gelnhausen erkennen, XIX bis XXV, und die Kirche des heiligen Georg zu Limburg an der Lahn, im zweiten Theile des Werkes von Moller. An diesen Kirchen erscheint noch die ältere Bauart in horizontal durchschneidenden Gesimsen, in halbkreisrunden Bogen, in Bogen aus mehreren Kreisstücken und in der Verzierung der Reihe halbkreisrunder Bogen unter Simswerken. Aber wir finden auch Thüren und Fenster mit Spitzbogen bedeckt, Strebepfeiler, Höhedächer, spitze Thürme, und die Säulen zeigen, wie man dem Würfelknaufe sich entwand.

Die aus solcher Zusammenstellung nicht zu einander passender Formen entspringenden Dissonanzen, das im Widerspruch Stehende der ältern und neuern Bauart war zu auffallend, als daß es lange hätte können befolgt und beibehalten werden. Diese Verbindung beider so ungleichen Bauarten wurde daher bald verlassen. Schon am Anfange des dreizehnten Jahrhunderts fing man an, die untergeordneten Theile der ältern Bauart durch andere den neu angenommenen Hauptformen mehr entsprechende Theile zu ersetzen. Dieses sehen wir an der Elisabethskirche zu Marburg — im zweiten Theile des Moller'schen Werkes. Die Kirche wurde im Jahre 1235 zu bauen angefangen, und schnell in Einem Style bis an das westliche Portal aufgeführt. Hier ist die frühere römisch-byzantinische Bauart gänzlich verlassen, und die aus derselben entstandene eigenthümliche Bauart des dreizehnten Jahrhunderts in ihrer ersten Einfachheit, ohne Beimischung fremdartiger Formen folgerecht durchgeführt. Findet sich noch an einigen Theilen Erinnerung an die frühere Bauart, wie die horizontalen Simswerke, welche die hochstrebenden Pfeiler durchschneiden, die Anordnung der Zierden der Seitenmauern der Hauptpforte, so ist doch dieses mit dem neuern Style in vollkommene Harmonie gebracht.

Und dieser Styl erscheint hier ganz rein, ohne die Spitzen, Giebel, Thürmchen, die nachmals als Verzierung angebracht wurden, welche als eine schöne Zugabe, nicht als das Wesentliche der

Digitized by Google

Bauart des dreizehnten Jahrhunderts anzusehen sind, die sich, wie die Kirche zu Marburg zeigt, auch mit der größten Einfachheit verbinden läßt. Noch ist bei der Kirche zu Marburg zu bemerken, daß an den langen Seiten derselben nicht, wie es späterhin gewöhnlich wurde, die Fenster die ganze Höhe des Gebäudes einnehmen, sondern zwei Reihen Fenster übereinander gestellt sind. Vielleicht war die Beförderung einer größern Festigkeit die Ursache dieser Anlage. Ueberdies tragen die zwischen den Strebepfeilern liegenden Mauern, welche bei einer Höhe von fast sechszig Fuß nur zwei Fuß dick sind, ihre eigene Last und sind als bloße Füllungen zu betrachten, indem die ganze Festigkeit auf den Strebepfeilern ruht. Selbst das Gewicht des Hauptgesimses am Dache ist durch die über den obern Fenstern gesprengten Bogen den Mauern abgenommen und auf die Pfeiler gelegt.

Moller macht auf eine Eigenthümlichkeit der deutschen Baumeister aufmerksam, daß da, wo Mauern von beträchtlicher Höhe außerhalb abgesetzt werden, oder wo die Anordnung der übrigen Architektur eine horizontale Abtheilung der Mauerflächen zuläßt, jedesmal schmale Gesimse angebracht sind, welche eine solche Form haben, daß sie das Wasser von der Mauer abweisen. Zu dem Ende bestehen dieselben aus einer ungefähr im 45sten Grade geneigten Abdachung, an die sich sodann ein verschieden profilirtes Gesims anschließt, welches aber jedesmal als wesentlichen Hauptbestandtheil eine große Hohlkehle enthält, wodurch das Zurückfließen des an der Verdachung herabtropfenden Wassers verhindert wird.

Eine andere Eigenthümlichkeit fast aller Kirchen des Mittelalters sind die dabei angebrachten vielen kleinen Treppen und Galerien. Diese haben den Zweck, überall mit Bequemlichkeit hinkommen zu können, um dadurch eine sorgfältige Aufsicht und Unterhaltung aller Theile des Gebäudes zu befördern.

Nachdem diese folgerecht durchdachte Bauart gebildet war, wo alle Theile mit einander in Harmonie stehen, erreichte sie bald ihre Vollkommenheit. Im Jahre 1248 wurde der Dom zu Cöln gegründet, im Jahre 1276 das Portal des Münsters zu Strasburg unter Erwin von Steinbach begonnen; zwei Werke, welche, obschon nicht vollendet, doch durch die Kühnheit des Gedankens, durch die Schönheit und Zierlichkeit des Einzelnen und durch Trefflichkeit der Ausführung die Bewunderung aller Zeiten seyn werden. Fast zu gleicher Zeit wurde diese jetzt ausgebildete Bauart in allen Ländern Europa's herrschend, und wir finden ihren Einfluß bei allen Kirchen, welche in diesem und dem folgenden Jahrhundert erbaut wurden. Alles erscheint in diesen Werken groß und erhaben und zieht die Bewunderung des gebildeten Denkers,

Digitized by Google

wie des einfachen Landmannes auf sich. Hier sieht man keine horizontalen Linien das Hochstrebende unterbrechen, hier sind die Strebepfeiler und manche Theile der Mauern, welche sonst nur die glatten Quadern zeigten, auf das mannichfaltigste mit Zierrathen besetzt, die dem Ganzen hohe Anmuth geben, auf Gefühl und Phantasie wirken, die aber jetzt weder überhäuft angebracht, noch zu gekünstelt gearbeitet sind.

Von den Kirchen des dreizehnten Jahrhunderts stellt Moller nur einige auf, die aber bisher nur wenig bekannt vor vielen andern den Freunden der Kunst durch richtige und sorgfältige Darstellung bekannt gemacht zu werden verdienten. Es ist die Katharinenkirche zu Oppenheim, XXXI bis XXXVIII, die hinsichtlich der Eleganz, des Effects, der Richtigkeit der Zeichnung, den vorzüglichsten Werken deutscher Kunst beizuzählen ist.

Die Grundform ist ein, jedoch nicht stark angedeutetes lateinisches Kreuz. Der Morgenchor hat einen dreiseitigen Schluß aus dem Achteck; dreiseitig aus dem Fünfeck geschlossen sind die neben diesem Chore liegenden, auf die Abseiten stoßenden Vorlagen. Die Strebepfeiler liegen nicht wie gewöhnlich an den Außenseiten der Umfassungsmauern des Schiffes, sondern innerhalb der Kirche, und der Raum zwischen ihnen ist zu Kapellen für Grabmäler benutzt. Eine ähnliche Anlage der Strebepfeiler findet man in der Kirche St. Lorenz in Nürnberg.

Außer dem östlichen Chore hatte die Kirche zu Oppenheim noch einen westlichen Chor, vor dem ursprünglichen Eingange, im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts angelegt, jetzt aber zerstört. Die beiden Thürme an der Abendseite sind im Styl des zwölften Jahrhunderts gebaut, im Styl des dreizehnten Jahrhunderts der Thurm über der Vierung des Kreuzes. Das Schiff und der östliche Chor ist 1262 angefangen und 1317 vollendet worden, und alle Formen zeigen den Styl des dreizehnten Jahrhunderts, mit seinen Spitzbogen, Giebeln, Spitzsäulen, folgerecht durchgeführt. Wir sehen hier, wie die sonst einfachen, viereckigen und nur an den Flächen mit einer Wandsäule besetzten Pfeiler des Schiffes mehr Zierde erhielten, indem, nebst den an den Flächen angebrachten Säulen, auch die Ecken abgerundet und als Säulen gebildet wurden. Der ursprüngliche Haupteingang, jetzt durch den westlichen Chor verbaut, hat zwar nicht den reichen Schmuck, der von jetzt an den Haupteingängen gegeben wurde, doch zieht er durch seine Einfachheit und guten Verhältnisse an, so wie er durch die in den Ecken neben dem Spitzbogen angebrachte Sculptur, die Verkündigung Mariä, Aufmerksamkeit erregt

Alles an dieser Kirche stellt das Wesen der Bauart des dreizehnten Jahrhunderts deutlich dar. Leichtes Ansehen bei außeror-

Digitized by Google

deutlicher Festigkeit. Die Mauern des Schiffes sind nur achtzehn Zoll stark, auch bemerkt man im Innern gar keine Umfassungsmauern, indem der ganze Raum zwischen den schlanken Strebepfeilern durch reich verzierte, zum Theil mit Glasmalerei geschmückte Glasfenster ausgefüllt sind. Zwei schöne Fensterrosen zeichnen sich vorzüglich aus, die eine aus dem Dreieck construirt, die andere aus dem Fünfeck. Ergreift die Anlage und der Schmuck des Innern das Gemüth, so laden mehrere schöne Denkmäler zur Betrachtung ein. Von dieser Kirche ist, nachdem Herr Moller sie bekannt gemacht hat, ein Prachtwerk vom Herrn Galerieinspector Müller erschienen, jedoch noch nicht vollendet, in welchem die Darstellungen in bedeutender Größe gegeben sind, von denen vornämlich die mit Farben ausgemalten Fenster interessant werden.

Außer dieser Kirche gibt Moller's Werk noch einzelne Theile von Kirchen aus diesen Zeiten. Wir finden die südliche Thür der Kirche zu Friedberg, XXVIII, die Thür aus dem Dom zu Mainz, die in den Kreuzgang führt, LIV, dem alten Gebäude im dreizehnten Jahrhundert hinzugefügt. Auch Säulenknäufe aus der Stephanskirche zu Mainz, XXXIII.

In den Fenstern wurde die größte Abwechselung angebracht, und durch sehr mannichfaltige Züge nach geometrischen Elementen in dem obern spitzbogigen Schlusse ein sehr angenehmes, dem Auge erfreuliches Ansehen bewirkt. Haben wir schon auf die schönen Fenster der Katharinenkirche zu Oppenheim aufmerksam gemacht, so finden wir hier auch ein Fenster aus der Allerheiligen-Kapelle im Dom zu Mainz, XLIV, sehr regelmäßig ausgeführt und harmonisch in den Formen. Die Glasmalereien sind eine vorzügliche Zierde der Fenster, anziehend durch den reichen Schmuck von Bildnissen und Verzierungen, durch das zauberische Licht, das die bunten glänzenden Farben verbreiten. Zu den ältesten solcher Malereien scheinen die zu gehören, welche die Kirche zu Grünberg in Hessen aufzeigt, XXX, die blos aus Blättern bestehn und Blumen, grau auf weißem Grund, mit sparsam angebrachten bunten Farben.

Nicht weniger wurde auf die Stühle der Domherren und Geistlichen im Chore aller Schmuck der Kunst angewendet. In allen großen Kirchen des Mittelalters sind sie durch sehr künstliche Anlage und schönes Schnitzwerk ausgezeichnet. Von solchen Chorstühlen aus der Graumünsterkirche in Danzig geben die Tafeln LXIII bis LXV Abbildung. Die Verzierung ist allezeit architektonisch behandelt und oft sind Säulen angebracht, in den Knäufen von der größten Abwechselung. An den Chorstühlen der Kirche zu Grünberg finden wir kleine Giebel mit Spitzsäulen zur obern Begrenzung über dem Gesims und fensterartige Oeffnungen, mit durchbrochenem Schnitzwerk zur Absonderung der Stühle.

Digitized by Google

Unter den kleinern architektonischen Werken zeichnen sich vornämlich die Grabmäler aus, von denen die in dieser Zeit errichteten besondere Beachtung verdienen. Wurden schon bei den Alten die Verstorbenen durch schöne und bedeutende Grabmäler geehrt, so wendete man auch im Mittelalter alle Kunst auf sie, das Andenken der Väter zu verherrlichen. Durch die Form des Ganzen hervorgehoben, die in großer Mannichfaltigkeit erscheint, wurde ihnen auch architektonischer Schmuck zu Theil, und die Darstellung der Bildnisse der Verstorbenen, so wie andere Sculpturarbeiten erhöhten noch ihren Werth und gaben ihnen gemessene Bedeutung.

Auch das Werk von Moller bringt solche Grabmäler vor das Auge, die wir zusammenstellen, obschon die zwei letztern einem spätern Zeitraume angehören, als in dem wir jetzt verweilen. Es findet sich das Grabmal des Erzbischofs von Mainz, Peter von Aspelt, der vom Jahre 1305 bis 1320 regierte, im Dom zu Mainz, XLV; das Grabmal des Erzbischofs von Trier und von Falkenstein, im Chor der Castorkirche zu Coblenz, aus dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts, XLVI; das Grabmal eines Erzbischofs in derselben Kirche aus dem funfzehnten Jahrhundert, LV; das Grabmal Johann Kämmerers von Worms, genannt Dalberg und seiner Gemahlin, Anna von Bikenbach, LVI, in der Katharinenkirche zu Oppenheim. Von diesen Grabmälern werden die in der Castorkirche zu Coblenz befindlichen durch besondere Anlage merkwürdig.

Die Blüthe der deutschen Bauart dauerte von der Mitte des dreizehnten bis gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts. Von da ging sie allmälig ihrem Verfalle entgegen. Man wollte Neues schaffen, Schöneres, um die alten Meister zu übertreffen, aber man bedachte nicht, daß bei der Anordnung ihrer Werke die größte Ueberlegung gewaltet, man erkannte die Weisheit der alten Meister nicht nach Würde, und wähnte Höheres darstellen zu können, als sie geschaffen. Die strenge Regelmäßigkeit der Formen wurde verlassen, man überlud sie überdies mit Zierrathen, die häufig in willkürliche Schnörkel ausarteten. Dienten in den guten Zeiten der Kunst Blumen und Blätter mitunter als Zierrathen und waren sie dem Wesentlichen untergeordnet, so wurden sie jetzt im funfzehnten Jahrhundert häufig als wesentlich angesehn und die Form wurde so zart ausgearbeitet, daß das ganze Werk einer Pflanze gleich emporstrebte. Auf solche Weise leiteten die Künstler selbst auf Abwege, indem sie die ältern Werke nur nachahmten und unkundig waren der Entstehung der Formen aus den Gesetzen der Natur. Und diese Abwege brachten der Kunst den größten Nachtheil, setzten das Große und Bedeutende der Kunst herab und führten zum Spielenden.

Digitized by Google

Daher entstand jetzt die Idee der Herleitung der deutschen Kunst aus den Wäldern, der Entstehung der Form aus der Pflanzennatur. Diese Idee führte weiter, sie veranlaßte das, was seinen Grund in den heiligen Gesetzen der Natur und der aus ihnen hervorgegangenen Geometrie fand, aus Blumen und dem Erkeimen der Pflanzen entstanden anzunehmen.

Von dieser Idee geleitet, gaben die Künstler die Gebäude an. Alle jetzt entstandenen Kirchen stellen hiervon Zeugniß auf. Selbst die schönen Werke, die auf Kaisers Karl des Vierten Anregung in so manchen Städten seiner Länder sich erhoben, sind von solcher Ausartung nicht frei. Auch der Münster zu Ulm stellt ein Beispiel solcher Bauart auf. Von seinem Thurme gibt Moller eine Abbildung, LVII, LVIII, nach einer Zeichnung auf Pergament aus dem funfzehnten Jahrhundert.

Der Bau des Münsters zu Ulm begann im Jahre 1377, und er erreichte seine Vollendung, mit Ausnahme des Thurmes, im Jahre 1478. Er ist eine der größten Kirchen Deutschlands, 416 Fuß lang, 166 Fuß breit, 140 Fuß hoch. Er gibt einen Beweis von dem Gemeingeiste der Bürger jener Zeit, von ihrer Liebe zur Kunst, da sie ihn ohne fremde Beihülfe aus eigenen Mitteln erbauen ließen. Der Thurm wurde, weil der Grund nachgab, nicht ganz ausgeführt und nur bis auf 237 Fuß gebracht, seine ganze Höhe würde 491 Fuß betragen haben. In der vor uns liegenden Zeichnung sehen wir, wie er bei der Vollendung würde ausgefallen seyn. Bei ihm vermissen wir die strenge Regelmäßigkeit, die Reinheit der Formen, welche die Gebäude des dreizehnten Jahrhunderts aufzeigen. Sind auch die Compositionen der Massen schön, so zeigen doch die Verzierungen, oft willkürlich geschnörkelt und gekünstelt in einander gewunden, die Nachbildung der Productionen des Pflanzenreiches zu sehr, und ihre übertriebene Verschlingung verwirrt das Auge, das nur mit Anstrengung ihnen folgen kann.

Mit nicht geringerm Aufwande, obschon nicht so reich als der Thurm des Münsters zu Ulm, sehen wir den Thurm des Doms zu Frankfurt am Main, eins der letzten großen Werke der deutschen Baukunst, in den ersten Jahren des sechzehnten Jahrhunderts erbaut. Moller stellt ihn auf der Tafel LIX vor, nach der Originalzeichnung, wie er bei der Vollendung hätte werden sollen, denn auch er wurde nicht ganz ausgebaut. Besonders auffallend ist die kuppelartig durchbrochene Bedeckung des Thurmes, die von der zeither gewöhnlichen Bauart der spitzen Thurmhelme ganz abweicht. Indeß ist uns eine ähnliche Bedeckung vorgekommen am Thurme der Kirche Mariestiegen zu Wien.

Den Verfall der Kunst geben auch die Zeichnungen zweier

Digitized by Google

Thürme zu erkennen, XLVII, XLVIII, LIII, wahrscheinlich Entwürfe, nicht wirklich ausgeführt. Auch die südliche Thür am Dom zu Paderborn, XVII, möchten wir der Zeit der herabgesunkenen Kunst zuschreiben. Denn wenn auch einige Theile der ältern Bauart anzugehören scheinen, so ist doch die ganze Zusammensetzung sehr künstlich, daher vielleicht die Thür selbst aus frühern Zeiten ist, späterhin hingegen die Verzierungen hinzukamen.

Wird schon an großen Gebäuden die Ausartung der Kunst gefunden, so erscheint sie noch mehr an kleinern Werken, vornämlich an Tabernakeln. Von solchen finden sich zwei Zeichnungen auf den Tafeln LX, LXI und LXVI bis LXX. Künstlichkeit ist ihnen nicht abzusprechen, die jedoch in Künstelei ausartet, spielende Nachahmung der Gewächse, durch wunderliche Verschlingungen und Durchbrechungen, durch Krümmungen der Spitzen hervorgebracht. Nicht auf Autorität, bemerkt hierbei Herr Moller, sondern auf allgemeine Vernunftwahrheiten gestützte Kritik ist dem Talent nöthig, um von blinder Nachahmnng oder den blos durch die Phantasie geleiteten Empfindungen gleich weit entfernt zu seyn und das Rechte zu finden. Selbst, müssen wir noch hinzufügen, das so berühmte Tabernakel von Adam Kraft, in der Kirche St. Lorenz zu Nürnberg, ist von dem Fehler der spielenden Nachahmung der Pflanzennatur nicht frei, welche sich in zarten, vielfältig durchschlungenen Stäben und Schenkeln in der Krümmung und Herabneigung der obern Spitzen derselben zeigt.

Die im dreizehnten Jahrhundert ausgebildeten Formen wurden nicht bei Kirchen allein angewendet, auch andere öffentliche Gebäude, so wie die Wohnhäuser erhielten nach ihnen Ausführung und Schmuck. Aber die Künstler erkannten, daß diese Formen bei Gebäuden, den Bedürfnissen des Lebens gewidmet, nicht in gleicher Maße wie bei den Kirchen aufgestellt werden konnten, daß vielmehr die Zweckmäßigkeit solcher Gebäude manche Abänderung in der Form nöthig mache, durch die Bestimmung des Gebäudes und den daraus entstehenden Charakter vorgezeichnet. Die hohen Fenster, die prachtvollen Eingänge der Kirchen würden hier nicht passend, der reiche Schmuck Verschwendung gewesen seyn. Alles mußte hier gemäßigt erscheinen. Angemessen der Bestimmung des Gebäudes mußten daher überdies Rathhäuser und andere öffentliche Gebäude auf andere Art ausgeführt werden, als Wohnhäuser. Moller gibt Gelegenheit, das Verfahren der Künstler hierbei kennen zu lernen durch die Zeichnung des Kaufhauses zu Mainz und durch Ansichten von Wohnhäusern.

Das Kaufhaus zu Mainz war ein Denkmal des im Jahre 1255 von dem mainzer Bürger Walpoden gestifteten Bundes der rheinischen Städte gegen die damals üblichen Räubereien.

Digitized by Google

Es entstand zu gleicher Zeit mit der Katharinenkirche zu Oppenheim, und sein Aufbau war im Jahre 1313 vollendet. Da Mainz das Stapelrecht hatte, so diente das Gebäude zur Niederlage der Waaren, überdies mochten hier auch die Kaufleute sich versammeln. Diese Bestimmung gab die Einrichtung des Gebäudes an und sein äußeres Ansehn. Es war ein Viereck, an der hintern Seite schmäler als an der vordern, eine Gestalt, die unstreitig die Lage der daneben stehenden Häuser veranlaßte, 130 Fuß lang, an der vordern Seite 90 Fuß breit, an der hintern etwa 70 Fuß. Das Innere nahm einen großen freien Raum ein, in zwei übereinander liegenden Geschossen, jedes mit festen Gewölben bedeckt. Im obern Stock fand sich über der Hauptthür ein kleines Cabinet, ganz von Quadersteinen gebaut und mit eisernen Thüren versehn, vielleicht zur Aufbewahrung des Geldes und der Papiere von Werth dienend.

Das äußere Ansehn zeigte, dem Zwecke des Gebäudes gemäß, Festigkeit und Schutz gegen Feuer und Einbruch durch wenige und kleine Fenster, durch einen Eingang von mäßiger Größe. Auch die Mauerzinnen über dem Hauptgesims, die Erker an den Ecken geben die Bestimmung, zu schützen, deutlich zu erkennen. Ihr entspricht auch der Schmuck, der sparsam angebracht ist. Nur die Fenster haben eine verzierte Einfassung, die dazwischen befindliche Mauer ist glatt, aber der Haupteingang ist hervorgehoben durch das Bild der Maria auf dem Spitzbogen der Thür, durch einen hohen Giebel und eine darüber angebrachte, mit lothrechten, vorspringenden Stäben besetzte, der Breite des Einganges gleiche Vorlage. In den Zinnen des Mauerkranzes befanden sich in erhabener Arbeit die Bilder des Kaisers und der Churfürsten, und in der Mitte der Fürsten stand der heilige Martin, der Schutzheilige der Stadt, wie er mit dem Schwerte seinen Mantel zertheilt, ihn den Armen zur Bedeckung zu reichen. Wie nun die Hauptformen des Gebäudes auf feste Verwahrung aufmerksam machen, so sind auch die Zierden ansprechend. Die Bilder der Fürsten deuten auf den äußern Schutz, der heilige Martin erinnert an die Wohlthätigkeit, die dem Reichthum beigesellt seyn soll, und Maria mit dem Jesuskinde bezeichnet den höhern Schutz, den die Gottheit den Gerechten angedeihen läßt.

Das Ganze trägt gute Verhältnisse an sich, die gute Wirkung hervorbringen und es als Muster eines solchen Gebäudes darstellen. Und wenn wir mit Bedauern vernehmen, daß man seine Erhaltung zu befördern sich nicht angelegen seyn ließ, daß vielmehr, nachdem es volle fünfhundert Jahre gestanden, im Jahre 1812 von der französischen Regierung der Abbruch desselben anbefohlen wurde, so müssen wir dankend Moller's Sorgfalt

Digitized by Google

erkennen, durch die er uns in genauen Zeichnungen, XXXIX bis XLIII, im Grundrisse, in Aufrissen, durchschnitten und nach der innern perspectivischen Ansicht aufbewahrt ist.

Die Wohnhäuser jener alten Zeit wurden ebenfalls durch ihre Anlage, durch Stellung und Form der Fenster, ihrer Bestimmung gemäß charakterisirt. Vorzüglich sind es die gegen die Straße gewendeten Giebel, welche die Wohnhäuser von den Kirchen unterscheiden, die aber auch Schlössern, Rathhäusern, Magazingebäuden und ähnlichen Bauwerken gegeben wurden. Bei diesen Giebeln findet sehr mannichfaltige Anordnung statt. Wir sehen Säulen, welche Bogen tragen, lothrechte Abtheilungen durch vorstehende mit Gliedern versehene Stäbe, wagerechte Gesimse zur Unterscheidung der Stockwerke, die dazwischen stehenden Felder, worin zuweilen Fenster befindlich, sehr verschieden verziert, die schräglaufenden Seiten des Giebels häufig stufenweis in die Höhe gehend, bald mit Zinnen besetzt, bald mit Thürmchen oder mit den durchgeführten Stäben der Abtheilungen. So zieht das Ganze pyramidalisch sich hinauf, oben zuweilen mit Thürmchen bekrönt. Dergleichen Giebel sind hier dargestellt, XLIX bis LI, von Häusern zu Hanover, LII, von Häusern zu Mainz, und die Tafel LXII gibt die Ansicht eines Hauses zu Danzig, wo der Giebel durch eine oben horizontal gebildete Mauer mit Zinnen besetzt versteckt ist. Die Fenster des obern Stockwerkes dieses Hauses haben die eigenthümliche Form, die bei den Fenstern der Wohnhäuser, auch bei Rathhäusern und andern öffentlichen Gebäuden die gewöhnlichste ist, oben nicht gerad bedeckt, sondern mit einwärts geschweiften Bogen, eine Form, die für das Auge sehr angenehm ist.

Auf solche Weise stellt Herr Moller durch die nach der Zeitfolge geordnete Reihe von Gebäuden vom achten bis zum sechzehnten Jahrhundert die stufenweise Entwickelung der verschiedenen in Deutschland nach einander herrschenden Bauarten auf. Hierdurch wird es deutlich, wie aus der römisch-byzantinischen Bauart im Verlauf mehrerer Jahrhunderte der Spitzbogenstyl entstehen konnte, der, nachdem er seine Blüthenzeit überlebt und durch Uebertreibung seinen Verfall bereitet hatte, endlich im sechzehnten Jahrhundert durch die neuere italienische Bauart verdrängt wurde. Welches aber die europäischen Völker waren, die den Spitzbogenstyl eingeführt und vervollkommt haben, da wir denselben in allen Ländern Europas fast zu gleicher Zeit aufgenommen finden, dies ist noch die Frage.

Um die Auflösung derselben zu erleichtern, gibt Moller eine Vergleichung der in verschiedenen Ländern erbauten Kirchen. Er berücksichtigt hierbei die von ihm aufgestellten Sätze, nach welchen nur diejenige Bauart auf Nationalität Anspruch ma-

Digitized by Google

chen kann, welche in ihren Formen dem Klima und Material des Landes entspricht und zugleich ein folgerecht durchdachtes Ganze bildet, was alles Heterogene ausschließt.

Zur Versinnlichung dieser Vergleichung sind auf den Tafeln LXXI und LXXII einige der merkwürdigsten Kirchen verschiedener Länder nach einerlei Maßstabe aufgezeichnet. Die Domkirche zu Orvietto in Italien zeigt größtentheils die Bauart des dreizehnten Jahrhunderts, spitzbogig bedeckte Fenster, hohe spitze Giebel, kleine Thürme. Aber hinter den spitzen Giebeln liegt ein flaches Dach, welches einheimisch ist in Italien, daher mit Recht zu schließen ist, daß die Bauart, zu welcher die hohen Giebel gehören, hier fremd ist, einem nördlichen Lande entnommen.

Die Kirche zu Batalha in Portugal gibt ein anderes Beispiel von dem Gebrauche des Spitzbogenstyls in südlichen Ländern. Das Dach der Kirche ist flach, dem Klima angemessen, die ganze Form des Gebäudes aber, die Pyramiden, die kleinen spitzen Giebel, womit die Strebepfeiler verziert sind, stehen mit der horizontalen Endigung des Mittelschiffs der Kirche in Disharmonie und zeigen deutlich, daß die Entstehung der hohen Giebel, dieser Bauart wesentlich, nur unter einem nördlichen Himmelsstrich gesucht werden kann.

Der Ursprung des Spitzbogenstyls muß daher in einem Lande gesucht werden, das ein nördliches Klima hat und in dem die ältere christlich-römische Bauart herrschte; also im nördlichen Frankreich, in England oder Deutschland.

Die Kirche Notre Dame zu Paris hat im Ganzen keine in die Höhe strebenden Verhältnisse, sondern die in der Composition herrschende Horizontallinie und die flachen Dächer der Thürme sind der ältern christlichen Bauart weit mehr angemessen, als der Bauart des dreizehnten Jahrhunderts, von welcher nur das Detail der Verzierung entlehnt ist.

Die Hauptformen des Münsters zu York in England, der niedrige Dachgiebel, die flachen Thürme gehören offenbar einer ursprünglich südlichen Bauart an. Das ganze System der Verzierung, die spitzen Giebel über dem Eingange und den Fenstern, die kleinen Thürmchen, ist dagegen nördlichen Ursprungs und steht mit jenen Hauptformen offenbar im Widerspruch. Hier sieht man die Vermischung zweier sich gänzlich heterogenen Bauarten, welche für die Originalität der englischen Kirchenbauart um so weniger ein günstiges Vorurtheil gibt, da zur Zeit der Erbauung der Kirche zu York die deutschen Kirchen schon die vollkommene Ausbildung der Kunst darstellen.

Die Betrachtung der deutschen Kirchen, namentlich der

Digitized by Google

Münster zu Strasburg und Freiburg, läßt erkennen, daß die Hauptformen dieser Werke und das ganze System der Verzierung vollkommen mit einander übereinstimmen, auf den Spitzbogen und den spitzen Giebel sich gründend. Das kleinste Thürmchen, das die Strebepfeiler krönt, zeigt in seinen Füllungen die Form der verzierten Fenster, über diesen die spitzen Giebel und dann die Spitzsäulen, auf welche Weise hier das Bild des Ganzen im Kleinen wiederholt ist. Aehnliche Harmonie der Formen findet sich in allen guten deutschen Kirchen des dreizehnten bis zum funfzehnten Jahrhundert.

Nach Vergleichung dieser verschiedenen Werke verschiedener Länder kann man beurtheilen, welches der europäischen Völker in seinen Gebäuden die größte Harmonie und Eigenthümlichkeit zeigt, und welchem daher mit Wahrscheinlichkeit das Verdienst der Erfindung und Ausbildung der Bauart des dreizehnten Jahrhunderts zugesprochen werden kann.

Gehen wir tiefer in die Geschichte ein, so finden wir, daß der Spitzbogen schon in der römisch-byzantinischen Bauart vorkommt. Die Abtei zu Subiako bei Rom, im neunten Jahrhundert erbaut, zu welcher Zeit byzantinische Künstler in Italien arbeiteten, läßt Spitzbogen sehen. Aber ihr Gebrauch war damals nicht allgemein, vielleicht nur zufällig durch die Localität veranlaßt. Sie wurden auch nur zuweilen zu Bogen gebraucht, nicht zu Gewölben angewendet. Mit der römisch-byzantinischen Kunst kam der Spitzbogen in die Länder des Nordens und des Südens, aber auch hier nur wenig und nur bei Bogen in Anwendung gebracht. Auf diese Weise scheint die Kenntniß dieses Bogens überall sich verbreitet zu haben, ohne daß ihm große Aufmerksamkeit wäre gewidmet worden. Dieses war dem Volke vorbehalten, mit dessen Beschaffenheit des Landes und den derselben angemessenen, bereits bestimmten Formen er in Harmonie stand. Die bei den Deutschen nothwendigen und gewöhnlichen hohen Dächer, die hohen Giebel, ließen sehr leicht darauf kommen, den gleichfalls in die Höhe strebenden Spitzbogen dem halbkreisrunden Bogen vorzuziehen, als vollkommen übereinstimmend mit den Hauptformen. In Deutschland wurde er daher um so eher allgemeiner, als in andern Ländern, wo südliche Formen zweckmäßiger waren, da die deutschen Meister, gute Geometer, überdies seinen Werth erkannten, den geringen Druck und den dadurch erforderlichen geringen Widerstand; ein Vorzug vor dem halbkreisrunden Bogen. Hier nun wurde seine Ausbildung befördert, seine Anwendung zu Gewölben, weil man zugleich durch ihn dahin gelangte, alles leichter und hochstrebender zu bauen, ohne das nothwendige Erforderniß der Festigkeit zu vernachlässigen.

War nun auf solche Weise seine Bildung bestimmt, sein

Digitized by Google

Werth und der Vortheil, den er gewährte, anerkannt, so wendeten deshalb auch andere Völker ihre Aufmerksamkeit auf ihn und bedienten sich seiner bei ihren Bauwerken, ob er schon mit den andern bei ihnen gewöhnlichen und dem Klima ihres Landes angemessenen Formen im Widerspruch stand.

X.

Neueste Entdeckungen der Physik.

Wenn das ruhige Fortschreiten einer Wissenschaft nur denjenigen Freude gewährt, welche in einem bestimmten Zweige des Wissens eine Art von geistiger Heimath erlangten, ungefähr wie es nur die nahen Angehörigen sind, denen der stille Gang der Entwickelung eines Menschen am Herzen liegt, so gewinnt dagegen ein rascher Sprung, durch welchen die Wissenschaft auf unerwartete Art sich plötzlich erweitert, ein größeres Publicum und erregt die Theilnahme derer, die nicht gerade mit der speciellen Wissenschaft, welche emporgehoben wurde, sich vorzugsweise beschäftigen, wohl aber im Allgemeinen regen Sinn für das Fortschreiten menschlicher Erkenntniß und wissenschaftlichen Strebens haben. Es ist daher die Meinung, in dem Hermes die bedeutendsten Entdeckungen der Physik aufzunehmen, insofern sie geeignet sind allgemeines Interesse zu erregen, und wir glauben deshalb, uns zuvörderst sowohl über den Zweck der Physik als über die Art und Weise, wie physikalische Untersuchungen anzustellen sind, aussprechen zu müssen.

Die Physik als Wissenschaft besteht in Aufsuchung der Umstände, unter welchen und durch welche ein Phänomen herbeigeführt wird, Erforschung wie diese wirkenden Ursachen dasselbe bedingen, und Ergründung der Gesetze, welchen jene Wirkungsarten oder Kräfte bei ihrer Thätigkeit selbst wieder unterworfen sind, wobei wir den höhern Zweck, aus der Zusammenstellung der Gesetze, nach welchen diese der Materie einwohnenden Kräfte sich thätig zeigen, die Natur der Kräfte selbst zu erschließen, zwar nicht verkennen, aber wie ein gelobtes Land nur in der Ferne zu ahnden

Digitized by Google

vermögen. Dennoch ist es nothwendig, daß jene wissenschaftliche Untersuchung einer Naturerscheinung in drei Theile zerfällt.

Zuerst ist es das Phänomen, welches dem Auge sich darstellt und von dem Physiker mit der Bemerkung der Umstände, welche dabei obwalten, beobachtet wird; hierauf stellt er Versuche an, indem er die Umstände, unter denen das Phänomen beobachtet wurde, willkürlich abändert, um zu erforschen, von welchen Einflüssen es bedingt wird. Ist nunmehr das Phänomen an und für sich festgestellt, so daß man weiß, durch welche Einwirkungen es verstärkt oder geschwächt oder sonst auf irgend eine Art abgeändert werde, so ist das Aufsuchen einer Erklärung die zweite Aufgabe. Während der bloße Beobachter mit ruhiger Wahrheitsliebe nur das, was die Natur wirklich darstellt, erblicken und sich sorgfältig vor der so natürlichen Täuschung bewahren muß, das zu sehen, was er aus vorgefaßter Meinung zu bemerken wünscht, fällt die Aufgabe des erklärenden Physikers mehr in das Gebiet der Phantasie. Seine Bemühung ist der, ein Räthsel aufzulösen, sehr ähnlich, und wie beim Räthselspiel die Geschicklichkeit in passender Vertauschung sinnverwandter Worte liegt, bis das richtige allen gegebenen Bezeichnungen Entsprechende gefunden ist, so kommt es bei der Erklärung von Naturerscheinungen auf die Aufsuchung eines allen Beobachtungen genügenden Gesetzes an. Aber vergessen muß es der Physiker nie, daß es immer nur eine Sache der Probabilität sey, ob eine, wenn auch allen Beobachtungen genügende, wenn auch noch so sehr durch Einfachheit sich empfehlende Theorie dennoch das wahre Gesetz der Natur enthalte; denn wie Hieroglyphen lassen sich auch die Erscheinungen und Gesetze der Natur oft auf unendlich verschiedene Art dechiffriren, und mithin können sehr von einander abweichende, zuweilen ganz heterogene Theorien gleichen Anspruch auf die Möglichkeit machen, die richtigen zu seyn. Nachdem eine Theorie aufgestellt ist, welche die gemachten Beobachtungen erklärt, ist die Prüfung derselben der dritte Theil der Untersuchung. Hier ist es, wo die Mathematik ein wesentliches Erforderniß wird, und nur ihr allein ist es in den meisten Fällen zu danken, wenn die Richtigkeit einer Theorie einen solchen Grad von Wahrscheinlichkeit erlangt, daß wir sie der Gewißheit gleich setzen können. Während der erklärende Physiker das Gesetz der angestellten Beobachtungen in einer Theorie zu finden sucht, so kehrt man bei der Prüfung das Verfahren um. Man nimmt an, die aufgestellte Theorie sey richtig, und ganz von den frühern Beobachtungen abstrahirend fragt man: „was demnach der Theorie zufolge sich ergeben müsse, wenn man die Umstände willkürlich auf mannichfache Art abändere.“ Wenn nun sämmtliche Folgerungen sich durch Versuche bewähren und besonders

Digitized by Google

wenn neue bei der Entstehung der Theorie noch unbekannte Erscheinungen bestätigen, was man a priori aus der aufgestellten Theorie folgerte, so erlangt diese einen immer höhern Grad der Wahrscheinlichkeit.

Diese Zerspaltung einer physikalischen Untersuchung in drei Theile scheint in mannichfacher Hinsicht wichtig, sowohl um den Standpunct irgend eines Zweiges der Wissenschaft genau zu bestimmen, als auch um die Leistungen verschiedener Naturforscher richtig zu würdigen, weshalb wir an einem speciellen Beispiel zu zeigen versuchen wollen, wie die Bemühungen des beobachtenden, erklärenden und die Erklärung prüfenden Physikers in einander greifen müssen, um eine Theorie aufstellen zu können, welche einen so hohen Grad von Wahrscheinlichkeit für sich hat, daß wir sie mit Sicherheit für das wahre Gesetz der Natur annehmen können und hierzu das bekannte Gesetz von der Brechung des Lichts entlehnen. Daß der von einem Medium in das andere übergehende Lichtstrahl eine Ablenkung von seinem Wege erleide, war beobachtet. Nachdem durch Versuche festgestellt war, daß die Ablenkung nur von dem Winkel, unter welchem der Strahl in das neue Medium eintritt, und von der Substanz beider Medien abhänge, und nachdem die Ablenkung bei verschiedenen Incidenzen gemessen worden, war das Geschäft der Beobachtung geendet. Der erklärende Physiker, welches im vorliegenden Fall Descartes war, stellte die gemachten Beobachtungen zusammen und fand, daß die Annahme, der Sinus des Einfallswinkels stehe zum Sinus des Brechungswinkels in einem für die nämlichen Medien stets constanten Verhältniß, z. B. bei dem Uebergang von Luft in Glas in dem Verhältniß von 3 zu 2 und umgekehrt beim Eintritt in Luft aus Glas in dem von 2 zu 3, den Resultaten sämmtlicher Beobachtungen genüge, weshalb er die Theorie aufstellte: „daß das Brechungsverhältniß oder das Verhältniß der Sinusse des einfallenden und gebrochenen Winkels für gegebene Medien stets eine constante Größe sey, aber für verschiedene Medien verschiedenen Werth habe." Nunmehr bemerkten die prüfenden Physiker, daß der höchste Zahlenwerth, welchen ein Sinus erlangen könne, die Einheit, mithin ein Sinus größer als eins, eine unmögliche Größe sey; daß demnach bei dem Uebergang eines Strahls aus einem dichtern in ein dünneres Medium, wo der Brechungswinkel größer als der Einfallswinkel werde, es nothwendig, wäre die Theorie von Descartes richtig, einen Einfallswinkel geben müsse, dem ein Brechungswinkel, dessen Sinus größer als die Einheit sey, entspräche. Es wurde demnach dem Strahl eine solche Incidenz gegeben, daß nach der Annahme von Descartes der Sinus des Brechungswinkels eine unmögliche Größe werden mußte, und der Versuch bewies,

Digitized by Google

daß an der nämlichen Grenze, wo der numerische Werth des Sinus die Einheit überstieg, mithin unmöglich ward, die ganze Brechung des Lichts ebenfalls aufhöre und in Reflexion übergehe. Weil das von Descartes aufgestellte Gesetz nicht nur allen frühern Beobachtungen genügte, sondern auch eine rein a priori aus ihm entwickelte Folgerung sich durch Versuche bewährte, so erlangte es denjenigen Grad der Wahrscheinlichkeit, welche wir der Gewißheit gleich zu stellen, für erlaubt halten können; auch hat die Praxis das Gesetz von Descartes bestätigt, denn alle optische Werkzeuge werden nach demselben berechnet.

Wenn man das Verhältniß, in welchem der beobachtende, erklärende und die Erklärung prüfende Physiker zu einander stehen, welches dem Wesen nach stets das im vorstehenden Beispiele angeführte ist, betrachtet, so wird man begreifen, wie es möglich wurde, daß in der gelehrten Republik so oft tumultuarische Scenen und ärgerliche Auftritte erfolgen konnten. Der prüfende Physiker erscheint dem erklärenden häufig als eine Art von Parze, die schonungslos das Gebilde seiner Phantasie, welches er als seinen literarischen Lebensfaden betrachtet, zerschneidet. Daher begibt es sich oft, daß ein Naturforscher, welcher durch die Aufstellung einer Theorie sich Ruhm und Ehre erworben zu haben glaubt, durch das Veto der Prüfung mehr beleidigt als belehrt, die mathematische Schlußfolge, daß eine Theorie nothwendig unrichtig sey, wenn die Natur nicht alle aus ihr abgeleiteten Folgerungen bestätigt, nicht begreifend, die Prüfung verwirft, mit glänzenden Worten zu ergänzen sucht, was seiner Theorie an Gehalt abgeht, Anhänger gewinnt, deren Phantasie er anzieht, und so entstanden die wunderlichen Systeme älterer und neuerer Zeit, welche Schulen gründeten, die, gleich den Maltheserrittern, den Ungläubigen ewigen Krieg drohten.

Die Spaltung der wissenschaftlichen Untersuchung von Phänomenen in drei zwar in einander eingreifende, aber doch verschiedenartige Bemühungen ist aber auch deshalb wichtig, um die Verdienste einzelner Naturforscher gehörig zu würdigen und sich vor einer Unbilligkeit zu bewahren, zu welcher die jetzige Zeit besonders geneigt ist. Das Streben des erklärenden Physikers, die Gesetze, welche das Phänomen bedingen, zu ergründen, getrennte Erscheinungen in einer Theorie zu vereinen, die Analogie aufzusuchen, welche zwischen den verschiedenen Wirkungsarten der Natur statt findet, hat offenbar etwas viel Anziehenderes als die nothwendig mit vieler mechanischer Thätigkeit verbundene Bemühung des Beobachters; rechnet man hierzu den erlaubten Antheil, welchen die Phantasie an der erstern Beschäftigung nehmen darf, so ist es begreiflich, daß er oft überschätzt, dagegen der Beobachter in den

Digitized by Google

Augen vieler mehr ein nützlicher Handlanger als ein Gelehrter zu seyn scheint. Hierbei vergißt man häufig, daß ohne vorhergegangene Beobachtung eine Erklärung unmöglich sey und daß eine richtige Beobachtung einen ewig bleibenden Werth, Theorien jedoch oft nur ein ephemeres Leben haben und durch eine einzige neue Erscheinung umgestoßen werden; so gibt eine aus der Zeit der ägyptischen Blüthe uns erhaltene Sphäre noch jetzt, wo alle Meinungen, alle Gelehrsamkeit, selbst die Sprache jener Zeit verloren sind, das sicherste Mittel jene Periode chronologisch festzustellen. Auch erfordern gute Beobachtungen mehr Scharfsinn als viele geneigt sind anzunehmen, und die Aufgabe, das Phänomen unter mannichfach abgeänderten Umständen zu betrachten und alles Fremdartige und Zufällige von der Erscheinung auszuschließen, ist oft das Schwierigste der ganzen Untersuchung, und ich möchte sogar behaupten, recht viele und gute Beobachtungen geben meistens die Erklärung an die Hand. So zeigte der Versuch von Lavoisier, welcher darthat, daß bei der Oxidation ein Stoff an Schwere zunehme, ohne Hinzufügung irgend einer scharfsinnigen Erklärung, daß der Proceß der Oxidation keineswegs in der Wegnahme einer brennbaren Ingredienz, eines Phlogistons, wie man bisher annahm, sondern vielmehr in der Aufnahme eines ponderabeln verbrennenden Stoffs, des Oxygens bestehe, und es stellte dieser einzige glückliche Versuch die ganze neuere Chemie, wenigstens ihrem Umrisse nach, deutlich dar. Dagegen wird der erklärende Naturforscher, wenn er nicht selbst Beobachtungsgeist hat, schwerlich jemals zu einer genügenden Theorie gelangen, theils weil er die zum Grunde liegenden Beobachtungen weder zu constatiren, noch zu erweitern vermag, theils weil er seine eigene Theorie nicht zu prüfen weiß, welches zuletzt immer durch Versuche geschehen muß.

Aus diesen Bemerkungen scheint zu folgen, daß, obgleich der Zweck der Physik als Wissenschaft nicht in der Sammlung verschiedener Erscheinungen, sondern in der Aufsuchung ihrer Gesetze besteht, man stets bedenken müsse, wie nutzlos das Streben sey, erklären zu wollen, bevor die hinreichende Menge von Beobachtungen gegeben sind, wie der treue Beobachter die Basis gibt, worauf Theorien gebaut werden können, mithin um so höher gestellt werden müsse, als ein constatirtes Factum einer Beobachtung ewig verdienstlich bleibt und durch keine spätere Erscheinung aufgehoben werden kann; während dagegen eine verfehlte Theorie nicht nur vergeblich, sondern sogar höchst verderblich wirken kann, besonders wenn sie auf eine sonst geachtete Autorität sich stützt, indem sie die Naturforscher auf einen falschen Weg führt und die Wissenschaft oft eine lange Zeit hindurch verwirrt; die unglückliche Idee, die Erscheinung der Heber, Saugpumpen und dergl. durch

Digitized by Google

einen der Natur angedichteten Abscheu vor dem Leeren (horror vacui) zu erklären, hat von Aristoteles bis auf Torricelli nicht nur die Lehre von den Flüssigkeiten zu einer Absurdität gemacht, die Entdeckung des Barometers um Jahrhunderte verspätet, sondern die ganze Physik in ein Wortspiel mit willkürlichen Hypothesen umgestaltet. Daher, glaube ich, darf man erst dann anfangen zu erklären, wenn alle Mittel, das Phänomen unter den mannichfaltigsten Abänderungen sämmtlicher Umstände, durch welche es möglicherweise modificirt werden könnte, festzustellen, erschöpft sind; eben so wie in juristischen Verhandlungen das Urtheil erst nach geschlossenen Acten gesprochen wird, und der Naturforscher hat durchaus keinen Grund sich als einen Prinz Kalaf zu betrachten, welcher zwischen schnellem Errathen oder schleunigem Kopfverlust keinen Mittelweg sah: denn die Natur gleicht keineswegs der Dame Turandot und gibt zu dem Räthsel, welches sie in dem Phänomen vorlegte, gern noch einige Erläuterung und ertheilt auf geziemende Anfragen willige Antwort. Aber so beredt die Natur durch den harmonischen Wechsel der herrlichsten Erscheinungen auch zu uns spricht, so freundlich sie den Geist und die Phantasie auffordert, sich ihr zu nahen, so hat sie dennoch die Eigenheit, nie in wohlgesetzten Redensarten unsere Anfragen zu beantworten, ihre Erwiderung ist Ja und Nein; unsere Bemühung muß daher seyn, die Frage so zu stellen, daß dieses Ja oder Nein eine entscheidende Antwort sey, und eben darin besteht das Talent eines guten Beobachters, durch seine Versuche so viel Bejahungen oder Verneinungen zu erlangen, bis sich aus der Zusammenstellung derselben ein klares Resultat ergibt.

Nachdem ich meine Ansicht über die Art physikalische Untersuchungen anzustellen hiermit angedeutet habe, glaube ich noch die nähere Bezeichnung hinzufügen zu müssen, was unter besonders wichtigen physikalischen Entdeckungen hier verstanden wird.

Die Gesammtheit der Phänomene, welche wir einer und derselben Wirkungsart der Natur oder Kraft zuschreiben, bezeichnet die Sprache mit einem bestimmten Wort, reiht sie in Eine Classe und widmet ihrer Betrachtung ein eignes Capitel; auf diese Art finden wir in den physikalischen Lehrbüchern die Lehre von der Schwere, der Adhärenz, der Electricität, des Magnetismus, des Lichts, der Wärme u. s. w. Vergleichen wir die Einfachheit der Natur in den Grenzen, innerhalb welcher wir sie einigermaßen ergründeten, mit den verschiedenartigen Namen, welche wir ihren Wirkungsarten gegeben haben, so sagt uns die der Erfahrung vorgreifende Speculation, es sey nicht denkbar, daß die Materie so mannichfache von einander getrennte Eigenschaften besitzen könne, ungefähr wie der König Alphons X. von Castilien, dem man den

Digitized by Google

Lauf der Gestirne durch die complicirte Lehre von den Epicykeln erklären wollte; meinte: „wenn ihn Gott bei der Schöpfung um Rath gefragt hätte, würde er die Sache besser eingerichtet haben," worin man fälschlich eine gotteslästerliche Rede finden wollte, während es nur der Ausspruch des deutlichen Gefühls war, daß die Natur unmöglich so verworren seyn könne. Die Vermuthung, daß die verschiedenen Agentien in der Natur, welche unsere Physik trennt, an und für sich identisch seyen, ist durch die größern Fortschritte der Wissenschaft zu einer immer höhern Wahrscheinlichkeit geworden. Die Wärme, welche den thierischen Körper und das Thermometer afficirt, und die gebundene Wärme, welche eine Substanz in fester, tropfbarer oder luftartiger Form erscheinen läßt, scheint auf den ersten Anblick nichts mit einander gemein zu haben, und dennoch ist es dasselbe Etwas, welches diese einander so wenig ähnlichen Erscheinungen hervorbringt. Das Licht und die Wärme erscheinen uns in so bestimmter Wechselwirkung, daß die Meinung, dasselbe Wesen, welches wir Licht nennen, werde durch eine uns unbekannte Modification in Wärme verwandelt, viel für sich hat. Mit einem Wort, es ist wahrscheinlich, daß die Menge von Namen, womit wir die Wirkungsarten der Natur in der Physik bezeichnen, so wie die Quantität der einfachen Stoffe in der Chemie im umgekehrten Verhältniß mit unsern Kenntnissen stehe, und daß mit vermehrtem Wissen unsere Nomenclatur sich verringern werde. Wenn daher schon die Auffindung der Bedingungen, durch welche die Phänomene bestimmt werden, wichtig, die Ergründung der allgemeinen Gesetze, denen jede Wirkungsart der Natur unterworfen ist, noch wichtiger uns erscheint, so muß nothwendig eine Entdeckung, welche bisher getrennte Classen von Erscheinungen als identisch darstellt, eine Erweiterung oder, was hier synonym ist, Vereinfachung der Wissenschaft von höchster Wichtigkeit seyn, und das Bestreben der Physiker muß sich ganz besonders darauf richten, die Natur zu beobachten, wann sie aus einer Wirkungsart in die andere überzugehen scheint. So erlaubt es aber auch ist, durch Analogie aus dem Bekannten auf das Unbekannte zu schließen und eine geregelte Phantasie an der wissenschaftlichen Speculation Antheil nehmen zu lassen, so muß man sich doch hier, wie überhaupt in der Wissenschaft, sorgfältig hüten Vermuthung und Gewißheit zu verwechseln, und nicht zu früh eilen verschiedene Wirkungsarten als identisch zu betrachten und mit einem und demselben Wort zu bezeichnen: denn es ist besser, zwei Ausdrücke für eine vielleicht gleiche Sache zu haben, als in die Verworrenheit zu gerathen, mit dem nämlichen Wort zwei verschiedene Dinge zu benennen.

Digitized by Google

I. Electro-magnetische Entdeckung von Oerstedt.

1. Geschichte und Analogie der Electricität und des Magnetismus.

Schon in einem dem Orpheus zugeschriebenen Gedicht (*Λιθικά*), welches aber nach neuerer Meinung vom Onomakrit, einem zur Zeit des Pisistratus lebenden Athenienser, herrühren soll, finden wir den Magnet erwähnt, welcher seinen Namen von der Stadt Magnesia in Lydien erhalten haben soll; Plato nennt ihn den Stein des Herkules, Aristoteles vorzugsweise den Stein; Plinius spricht von ihm mit Erstaunen (Hist. nat. l. XXXVI, c. 16), und eine Stelle im Lucrez (De rer. nat. VI, v. 1400), zeigt, daß die Anziehungskräfte des Magnets gegen das Eisen den Alten bekannt waren.

Die Eigenschaft des Bernsteins, leichte Körper anzuziehn, finden wir von Theophrast (*περὶ λίθων* c. 53) erwähnt, welcher auch die gleiche Eigenheit bei dem Lynkureo, wahrscheinlich dem Turmalin, fand. Plinius (hist. nat. XXXVII, 3), Strabo und Plutarch erzählen, daß der Bernstein Anziehungskräfte besäße, und hierdurch ist uns der Name Electricität von der griechischen Benennung des Bernsteins (*ἤλεκτρον*) zugekommen.

Indessen war man weit entfernt, in den an diesen Fossilien bemerkten Eigenthümlichkeiten die erste Offenbarung jener Urkräfte zu erkennen, welche in der anorganischen Welt das sind, was höher potenzirt bei den organischen Wesen als das geheimnißvolle Princip des Lebens auftritt. So erschienen die zuerst im Magnet und Bernstein sich darstellenden Erscheinungen einer durch keine mechanischen Einwirkung hervorgebrachte Anziehung nur dadurch verschieden, daß die ersteren nur gegen Eisen, die letzteren gegen leichte Körper im Allgemeinen gerichtet waren. Später aber wurde die Kraft des Magnets von der des Bernsteins als wesentlich verschieden erkannt, indem man wahrnahm, daß sie nicht nur activ wirke, sondern selbst der Influenz anderer Kräfte unterworfen sey, indem dieses Fossil bei einer seine freie horizontale Bewegung nicht hindernden Aufstellung nach der Mittagslinie gerichtet werde. Die erste Erwähnung dieser für die Schifffahrt so wichtigen Eigenschaft findet man in den Versen des Guyot de Provins, welcher im Jahr 1181 sich bei dem Hoflager des Kaisers Friedrich I. zu Mainz befand, und in seinem Gedicht von der Rose die Richtung des Magnets gegen den Polarstern auf unverkennbare Art bezeichnet, indem er sagt:

Icelle etoile ne se meut
Un art sont qui mentir ne peut
Par vertu de la Marinette
Une pierre laide, noirette
Ou le fer volontier se joint.

Es war daher natürlich, daß die Physiker des 16ten und 17ten Jahrhunderts sich mehr dem Magnet als der Electricität zuwandten, und es wurde die Abweichung der Richtung des Magnets von der geographischen Mittagslinie, so wie die Inclination oder die Richtung des mit freier Verticalbewegung in dem magnetischen Meridian aufgestellten Magnets beobachtet. Gilbert, Keppler, Cabeus, Kircher und mehrere andere widmeten der wissenschaftlichen Betrachtung des Magnets ihre Aufmerksamkeit, das Verhältniß der gleichnamigen und ungleichnamigen Pole desselben wurde erkannt; aber die in jener Zeit so allgemein verbreitete phantastische Neigung, den oft wunderlichen Gebilden einer erhitzten Einbildungskraft nachzuhängen, raubte den zum Theil mit vielem Talent begabten Naturforschern diejenige Nüchternheit, welche das erste Erforderniß eines Physikers seyn muß, welcher strebt das einfache Gesetz der mannichfach complicirten Erscheinungen aufzusuchen. In jener Zeit, wo die klarsten Wissenschaften in eine dunkle Zeichendeuterei verwandelt, wo Chemie in Alchemie, Astronomie in Astrologie verkehrt wurde, spielt der in Medina durch Magnete schwebend erhaltene Sarg Mahomeds eine Rolle neben Beobachtungen, die leicht zu glücklichen Resultaten führen konnten.

Während dieser Zeit geschah für die Electricität weiter nichts, als daß die Zahl der Körper, welche electrische Erscheinungen geben, sich vermehrten, und Glas als ein durch Reiben zu electrisirender Körper erkannt wurde. Im 18ten Jahrhundert wurde durch die Bemühung der florentinischen Akademie, durch die Naturforscher Frankreichs und Englands, besonders durch Halley, Reaumur, Dufay, Savery, Knigt, mittelst experimentaler Untersuchungen das magnetische Phänomen festgestellt, und die Verfertigung der künstlichen Magnete sowol durch Hervorrufung des natürlichen Magnetismus als durch Vertheilung zu immer höherer Vollkommenheit gebracht, während Euler, Johann und Daniel Bernoulli die von Descartes aufgestellte Theorie mit mehr oder weniger Modificationen annahmen.

Auch die Electricitätslehre schritt in dieser Zeit fort: Wall bemerkte zuerst das Ausströmen des electrischen Funkens und sowol er als Gray ahneten darin einen Blitz im Kleinen; Letzterer entdeckte das Ueberführen der Electricität durch Mittheilung, wodurch die erste Idee von Leitern und Nichtleitern entstand; Dufay fand die entgegengesetzte Thätigkeit der durch geriebenes Glas und Harz hervorgebrachten Electricitäten; die von Hausen erfundene, von Bose und Winkler verbesserte Electrisirmaschine, Cuneus und Muschenbroeks leydner Flasche zeigte das electrische Phänomen mit immer größerer Energie; bis Franklin die Identität des Blitzes und der Electricität darthat, und die Naturforscher sich mit

Digitized by Google

erhöhtem Eifer dem Studium einer Erscheinung widmeten, welche die Natur in solcher imponirenden Größe darstellte. Franklin, Wilke, Aepinus u. s. w. leiteten durch Versuche zu genauerer Kenntniß der beiden entgegengesetzten Electricitäten und der Electricität durch Vertheilung. An Hypothesen über das Wesen der Electricität fehlte es auch nicht, die darin von einander abweichen, daß man diese entgegengesetzten Wirkungen entweder durch zwei verschiedene Electricitäten, oder nach Franklin durch den Ueberschuß oder Mangel einer einzigen Electricität, analog der Wärme und Kälte, die auch keinen Gegensatz, sondern nur die größere oder geringere Quantität von Wärmestoff bezeichnen, zu erklären suchte. Die Entdeckung Galvanis und Voltas, daß die Berührung zweier Körper, besonders zweier Leiter der Electricität hinreiche, selbige in ein differentes electrisches Verhältniß zu setzen und die hierauf gegründete galvanische Säule zeigte eine neue Art von Electricität, viel schwächer in Bezug auf die Energie des electrischen Funkens, ungleich kräftiger in Bezug auf die chemische Wirksamkeit, die man an der gewöhnlichen oder Reibungselectricität erst wahrnahm, als man sie an der galvanischen oder Berührungselectricität beobachtet hatte. Auf diese Art wurden zwei Wissenschaften, die nie hätten getrennt werden sollen, die Physik und Chemie, verbunden, indem die Electricität, welche bisher nur in das Gebiet der Physik eingeschränkt war, sich als ein so kräftiges chemisches Agens bewies, und diese Vereinigung ist einer der bedeutendsten Fortschritte der Wissenschaft.

Nachdem die Electricität und der Magnetismus auf diese Art ihre Perioden hatten, in denen sie abwechselnd die Naturforscher anzogen, würdigte die neuere Zeit diese beiden großen Wirkungsarten der Natur gleichmäßig, und so weit wir auch noch von der Kenntniß der Natur desjenigen Wesens, welchem wir die electrischen und magnetischen Kräfte als Eigenschaften beimessen, entfernt sind, so haben doch die vereinten Bemühungen der größten Mathematiker, Physiker und Chemiker, die erfolgreichen Untersuchungen von Poisson, Coulomb, Davy, Wollaston, Humbold, Gay Lussac und vielen andern die Umstände, unter welchen diese Erscheinungen eintreten, und die Gesetze, nach welchen sowol die magnetischen als electrischen Kräfte ihre Thätigkeit offenbaren, mit vieler Klarheit dargestellt, und eine große Analogie zwischen diesen beiden Wirkungsarten vermuthen lassen.

Die electrischen und magnetischen Erscheinungen bilden in unserer Physik schon deshalb eine besondere Classe, weil die sie hervorbringenden Kräfte nicht wie andere, z. B. die Schwere, Adhärenz u. s. w. stets in Thätigkeit sind, sondern oft schlummern und wieder zur Wirksamkeit hervorgerufen werden müssen, weshalb

Digitized by Google

man die electrischen und magnetischen Kräfte nicht wie jene als unveränderliche Eigenschaften der Körper betrachtet, sondern sie einem den Körpern einwohnenden electrischen und magnetischen Stoff zuschreibt, den wir uns wegen seiner Beweglichkeit und wenigstens anscheinenden Gewichtlosigkeit als das verschiebbarste und feinste Fluidum versinnlichen.

Weil man sich eine Kraft nur dann außer Thätigkeit denken kann, wenn eine andere an Größe gleiche, aber entgegengesetzte Kraft ihr das Gegengewicht hält, so hat man fast allgemein zwei electrische und zwei magnetische Stoffe angenommen, die den Körpern einwohnen, vereinigt sich neutralisiren, aber getrennt jede für sich ihre Thätigkeit äußern. Diese Ansicht, welcher Franklin nicht beitrat und die Annahme Einer Art von Electricität wahrscheinlich deshalb vorzog, weil er mit diesem Dualismus keinen klaren Sinn verbinden konnte und mit Recht den Gebrauch eines Wortes, dem kein ganz bestimmter Begriff unterlag, vermeiden wollte, ist durch die neuere Chemie äußerst wahrscheinlich geworden, indem sie uns zeigt, daß die Wirkungsart durch Gegensätze, welche sich zu neutralisiren streben, aber getrennt selbstthätig auftreten, der Natur keineswegs fremd sey, indem selbst ponderable Stoffe ein ganz ähnliches Verhältniß darstellen. Die auf den thierischen Körper auf sehr verschiedene Art zerstörend wirkenden Säuren und Alkalien verbinden sich zu einem neutralen Salz, und eben dieser zusammengesetzte, aller sauren und alkalischen Eigenschaften beraubte Stoff wird durch die Influenz der beiden Electricitäten wieder in seine Bestandtheile zerlegt, indem die negative das Kali, die positive die Säure an sich zieht. Das Verhältniß dieser beiden entgegengesetzten Magnetismen oder Electricitäten bezeichnet man mit der Benennung ihrer Polarität, entlehnt von dem Begriff des nothwendigen Gegensatzes, den uns die Richtung nach zwei Polen gibt. Dieses an sich klare und bestimmte Wort ist in neuerer Zeit wunderlich benutzt, die Polarität so ziemlich an allen Dingen gefunden, welche zwei Enden haben, und wird oftmals gebraucht, um eine tiefsinnige Betrachtung gerade da zu affectiren, wo Phrasen an die Stelle von Ideen treten. Deshalb scheint es mir nöthig zu bemerken, daß hier ein polares Verhältniß zwei Kräfte bedeuten soll, die so beschaffen sind, daß in gleicher Größe und bei gleicher Entfernung zusammenwirkend sie sich gegenseitig annulliren, bei ungleicher Größe aber die resultirende Wirkung ihrer Differenz gleich ist, weshalb man sie mit den in der Mathematik für die entgegengesetzten Größen angenommenen Zeichen belegt, wodurch der ihre gemeinsame Wirkung bezeichnende Ausdruck eine einfache Addition wird; daß jedoch, worin eben das polare Verhältniß sich von dem entgegengesetzter Größen unterschei-

Digitized by Google

det, das Erscheinen der einen das gleichzeitige Auftreten der andern bedingt. Es versteht sich von selbst, daß, wenn von der Größe einer Kraft die Rede ist, darunter die Größe ihres Effects verstanden und der erstere Ausdruck nur zur Erleichterung der Sprache gebraucht werde, eben so wie man die Kraft einer Maschine nach Pfunden bestimmt. Wenn diese beiden Electricitäten oder Magnetismen, d. h. die in dem Körper befindlichen Fluida, denen wir jene Kräfte beilegen, beim natürlichen Zustand der Körper vereint sind, so äußern sie keine Thätigkeit nach außen, indem ihre Zugkräfte gegen einander gerichtet sind; durch eine äußere Einwirkung von einander getrennt, zeigen sie ihre Wirksamkeit und ihr polares Verhältniß. Zu deutlicher Ergründung der schon durch das beiderseitige polare Verhalten sich beurkundenden Analogie zwischen diesen beiden Wirkungsarten ist es nothwendig, die verschiedenen Umstände, unter welchen sowohl Electricität als Magnetismus aus dem gebundenen Zustand zu freier Selbstthätigkeit hervorgerufen werden, vergleichend zusammenzustellen.

Wenn man zwei Körper, sie mögen in fester, liquider oder gasförmiger Gestalt sich darstellen, reibt, so werden in beiden die heterogenen electrischen Principe frei, und wir erhalten zwei mit entgegengesetzten Electricitäten begabte Körper, die sich durch Umtausch diese Gegensätze ertheilt haben. Beide manifestiren ihre electrische Thätigkeit durch Anziehen leichter Körper und die bekannten in dieses Gebiet gehörigen Phänomene; ihre Polarität aber dadurch, daß zwei Körper, mit homogener Electricität begabt, sich abstoßen und mit heterogener behaftet, sich anziehen. Da das Reiben des Glases und Harzes diese Erscheinung besonders deutlich darstellt, so hat man davon die Benennung Glas- und Harzelectricität oder positive und negative entlehnt.

Auf ähnliche Art bringt man in dem im natürlichen Zustand befindlichen Eisen durch Erschütterung freien Magnetismus hervor, die entgegengesetzten Principe werden wie bei der Electricität getrennt, aber der nämliche Körper ist der Träger ihrer beiderseitigen Thätigkeit, die sich in zwei den Enden nahliegenden Stellen besonders kräftig offenbart, von welchen an die magnetische Action schnell decrescirend, bis zu einem in der Mitte liegenden Indifferenzpunct abnimmt. Diese beiden Stellen der größten Wirksamkeit zeigen ihre magnetische Eigenschaft durch das Anziehen eisenhaltiger Körper, ihre Polarität aber dadurch, daß sie sich frei aufgehängt nach der Gegend der Erdpole richten, wovon sie den Namen der Pole des Magnets, die entgegengesetzten magnetischen Principe aber die Benennung des nördlichen und südlichen oder positiven und negativen Magnetismus erhielten, und besonders da-

Digitized by Google

durch, daß die gleichnamigen Pole zweier Magnete sich abstoßen, die ungleichnamigen jedoch sich anziehen.

Diese Trennung der entgegengesetzten electrischen und magnetischen Fluida durch Reibung und Erschütterung nennt man Hervorrufung der natürlichen Electricität und des natürlichen Magnetismus.

Ein mit freier Electricität begabter Körper in Berührung gebracht mit einem andern im natürlichen Zustand befindlichen, theilt mit diesem die vorhandene freie Electricität und zwar bei symmetrischer Form beider Oberflächen nach dem Verhältniß der Größe derselben, ganz ohne Rücksicht auf die Substanz beider Körper und gleichviel ob einer derselben hohl sey oder nicht. Hieraus und besonders, weil unter dem Reciplenten der Luftpumpe die freie Electricität entweicht, entnimmt man, daß dieselbe nur als eine dünne Schicht auf der Oberfläche der Körper ruhe und durch den Druck der atmosphärischen Luft darauf festgehalten werde. Poisson hat mit Berücksichtigung, daß bei einem permanenten electrischen Zustande alle Attractiv- und Repulsivkräfte der einzelnen Theilchen des electrischen Fluidi im Gleichgewicht seyn müssen, und daß nach Coulombs genauern Beobachtungen, indem er seine Corsionswage als Elektroskop anwandte, die Wirkung der anziehenden und abstoßenden electrischen Kräfte im umgekehrten Verhältniß der Quadrate der Entfernung stehe, den Einfluß gezeigt, welchen die Form der Oberfläche eines Körpers auf die Dicke oder Dichtigkeit der auf ihm als Schicht gelagerten Electricität hat, und seine über diesen Gegenstand entwickelte Analyse ist eine der geistreichsten Anwendungen der Mathematik auf die Physik. Diese mitgetheilte Electricität verbreitet sich bei einigen Körpern instantan auf der ganzen Oberfläche derselben, bei andern sehr langsam; woher die Eintheilung in Leiter und Nichtleiter entstand, welche letztere unter dem Reciplenten der Luftpumpe ihre freie Electricität nicht schnell verlieren, weil diese nicht nur durch den Luftdruck, sondern eine andere unbekannte Influenz der Materie des Körpers, welche jene Nichtleitungsfähigkeit begründet, auf der Oberfläche desselben festgehalten wird. Diese Nichtleiter werden daher angewendet, um einen electrisirten Körper vor jeder Communication zu bewahren, wodurch ihm Electricität zufließen oder entnommen werden könnte, weshalb sie auch Isolatoren genannt werden.

Von einer solchen Mittheilung findet sich beim Magnet keine Spur und es ist unmöglich das freie magnetische Fluidum von einem Körper zu dem andern überzuführen, welches überhaupt auf eine ganz andere Art demselben einwohnt als das electrische Princip: denn wenn man einen Magnet in noch so viele und noch so

Digitized by Google

kleine Stücke zerbricht, so ist jedes derselben ein kleiner Magnet, welcher gleich dem ursprünglichen an zwei Polen die freie Action beider entgegengesetzten Magnetismen kund gibt. Demnach findet die Trennung der beiden Principe in jedem einzelnen Theilchen statt, und von einem Molecule des Körpers zu dem andern herrscht für das magnetische Fluidum eine vollkommne Unzugänglichkeit; wodurch es leicht begreiflich wird, daß die coercitive Kraft, welche die getrennten Magnetismen innerhalb jedes einzelnen Molecule des Körpers einengt, unmöglich den Uebergang der freien Magnetismen zu einem fremden Körper gestatten könne. Diese der Ausbreitung des freien magnetischen Fluidi widerstrebende Kraft war es vorzüglich, welche Descartes, Delace, Dufay, selbst Euler durch Schraubengänge und Ventile, welche beim Ausgang sich öffnen, der Rückkehr aber verschließen, mechanisch zu erklären suchten. Es ist demnach ein Magnet als aus unendlich vielen kleinen zusammengesetzt zu betrachten, deren Gesammtwirkung sich in den Polen offenbart, wovon der umgekehrte Beweis sich auch dadurch geben läßt, daß man aus einer beliebigen Quantität kleiner mit den sich einander anziehenden ungleichnamigen Polen an einander gelegten Magnete einen einzigen großen bildet, dessen Pole die Gesammtthätigkeit der kleinen Magnete zeigen, und die Rechnung beweist, daß die sämmtlichen Attractiv- und Repulsivkräfte der den großen Magnet componirenden kleinen Magnete sich in der Mitte ausgleichen, die freien polaren Thätigkeiten aber an beiden Enden mit schneller Decrescenz gegen die Mitte zu auftreten müssen.

Wenn ein mit freier Electricität begabter Körper einem andern im natürlichen Zustand befindlichen sich nähert, ohne ihn jedoch zu berühren, so bewirkt er in demselben eine Vertheilung der beiden entgegengesetzten electrischen Fluida, indem er das Heterogene anzieht und das Homogene abstößt, so daß das zugekehrte Ende die entgegengesetzte, das abgewendete Ende die gleichnamige Electricität des ursprünglich electrischen Körpers erhält. Diese Electrisirung durch Vertheilung erfolgt bei Leitern augenblicklich, hört aber auch zugleich mit der Influenz des ursprünglich electrischen Körpers auf, indem beide getrennte Fluida sich, sobald jene Einwirkung, durch welche sie auf verschiedene Art sollicitirt und dadurch geschieden wurden, aufgehoben wird, sogleich wieder verbinden; bei Nichtleitern jedoch erfolgt die Vertheilung langsam und die Recomposition geht dagegen auch viel weniger schnell von statten.

Ganz auf die nämliche Art ruft ein Magnet in dem ihm genäherten Eisen die magnetische Action hervor, so daß die ungleichnamigen Pole des ursprünglichen und neu entstandenen Magnets einander zugekehrt sind. Wie bei der Electricität Leiter und Nichtleiter ein verschiedenes Verhalten in diesem Processe zei-

gen, so äußert bei der magnetischen Vertheilung die Structur des Gefüges vom Eisen wesentliche Verschiedenheit: weiches Eisen wird schnell magnetisch, aber die getrennten Fluida eilen, wenn die Einwirkung des Magnets aufhört, sich wieder in den gebundenen Zustand zu versetzen; Stahl und gehärtetes, d. h. durch plötzliche Abkühlung zu gewaltsamer, von der bei ruhigem Erkalten abweichender Crystallisation gezwungenes Eisen wird schwerer magnetisch bewahrt, bewahrt jedoch die erlangte Eigenschaft länger.

Die Erzeugung sowol der electrischen als magnetischen Thätigkeit durch Vertheilung erklären die Anziehungsphänomene dieser Agentien. Die Beobachtung der Vertheilung und rascher Wiedervereinigung der getrennten Fluida, verbunden mit der Wahrnehmung, daß die leichten Substanzen, welche ein electrischer Körper anzieht, durch Vertheilung electrisch werden, zeigt uns, daß die electrische Anziehung nicht unmittelbar gegen den Körper, sondern gegen die in demselben durch Vertheilung hervorgerufene freie entgegengesetzte Electricität gerichtet ist, und daß die Körper selbst nur deshalb angezogen werden, weil der das electrische Princip auf der Oberfläche des Körpers festhaltende Luftdruck dasselbe hindert der Zugkraft Folge zu leisten. Daher werden nur leichte Körper angezogen, welche der nur auf die ihrer Oberfläche anhaftende Electricität gerichteten Anziehung folgen. Vermag die Anziehung gegen das electrische entgegengesetzte Fluidum den Luftdruck, welcher dasselbe fesselt, zu überwinden, so erfolgt Ausströmung statt der Anziehung, wie solches bei zugespitzten oder konisch zulaufenden Körpern der Fall ist, wo, wie Poissons angeführte Rechnung zeigt, die Schicht des freien electrischen Fluidi, gegen die Spitzen zu angehäuft, dem Luftdruck eine stärkere Repulsivkraft entgegensetzt als an andern Stellen.

Ganz auf die nämliche Art zieht der Magnet das Eisen erst nachdem es bereits durch Vertheilung magnetisch geworden ist und zwar auch nur das in demselben frei gewordene magnetische Fluidum an, welches wegen der coercitiven Kraft des Körpers nicht austreten kann und so die Anziehung des Körpers selbst mittelbar bedingt. Die Magnetisirung durch Vertheilung, zusammengestellt mit dem Verhalten zweier Magnete gegen einander, gibt uns den wichtigen Aufschluß, daß die Richtung des Magnets nach dem Meridian durch die Erde selbst veranlaßt werde, welche wie ein großer Magnet alle diejenigen Phänomene darstellt, welche wir an unsern kleinen Magneten beobachten. Die Action der in dem ganzen Erdkörper, freien Magnetismen zeigt sich an den beiden magnetischen Erdpolen und dieser enorme Magnet wirkt vertheilend auf alle dem Magnetismus zugänglichen Körper. Hierdurch erklärt es sich, weshalb das oxidirte Eisen oder der natürliche

Digitized by Google

Magnet, mit magnetischer Thätigkeit versehen, zu Tage gefördert wird, weshalb Spitzen von Kirchen lange Zeit hindurch der vertheilenden Influenz des Erdmagnetismus ausgesetzt magnetisch werden, wie Vallemont im Jahr 1692 an dem Thurm zu Chartres und Gassendi an dem Kreuz der Kirche zu Aix in der Provence entdeckte, weshalb überhaupt Eisen in der Richtung des magnetischen Meridians, in welchem die Anziehungs- und Abstoßungskräfte der magnetischen Erdpole mit vereinter Kraft zur Trennung der beiden entgegengesetzten Fluida beitragen, besonders leicht freien Magnetismus erlange, weshalb endlich bei der Näherung gegen den Pol der Compas durch das am Schiff befindliche magnetisch gewordene Eisen irritirt werde, und so stellen sich die früher getrennten Phänomene als das nothwendige Ergebniß eines einfachen Gesetzes dar.

Ueberschauen wir nunmehr mit Einem Blick die Gesammtheit aller electrischen und magnetischen Erscheinungen und stellen die sie bedingenden Gesetze, welche in dem Vorhergehenden angedeutet wurden, vergleichend zusammen, so wird die deutliche Wahrnehmung einer bis in die feinsten Nuancen gehenden Analogie zwischen diesen Wirkungsarten zu der Ahnung ihrer Identität führen.

Da wir wahrnehmen, daß die durch Isolirung von jedem Zufluß des electrischen Princips abgeschnittene Electrisirmaschine nur die in dem Apparat selbst enthaltene gebundene Electricität zersetzen könne, daß ihr jedoch, wenn sie durch Leitung mit dem Boden verbunden wird, eine unversiegbare Quelle neuer Electricität zuströmt, da wir in jedem Körper, aus welcher Substanz er auch bestehe, dieses Princip im gebundenen Zustand vorfinden, da wir wissen, daß jede Reibung, jede Berührung, daß die auf dem Meer und der Erde ruhende, im steten Contact befindliche Luftsäule freie Electricität hervorruft, da wir endlich die Luftelectricität messen und den electrischen Proceß des Gewitters in seiner majestätischen Größe bewundern können, so erkennen wir deutlich, daß ein unendlicher Strom dieses Stoffs die ganze Erde durchdringen müsse.

Eben so führt die Entdeckung, daß die Erde selbst als ein einziger großer Magnet zu betrachten sey, zu der nothwendigen Folgerung, das magnetische Princip sey nicht weniger allgemein verbreitet als das electrische, und eine ununterbrochene Kette magnetischer Körper verbinde die magnetischen Erdpole. Betrachten wir ferner, wie jeder Körper eine bestimmte Quantität von Electricität enthalte, wie solche von einem Körper zu dem andern geleitet, willkürlich in seine Bestandtheile zerlegt und wieder vereint werde, bemerken wir den von der Structur der Körper abhängigen Zeitverbrauch bei der Recomposition derselben und vergleichen damit

Digitized by Google

die Erfahrung, wie ein der zerlegenden Wirkung des stärksten Magnets ausgesetztes Eisen an magnetischer Thätigkeit bis zu einem Culminationspunct, wo alle in ihm vorhandenen Magnetismen getrennt sind, zunimmt, wie die Structur des Crystallisationsgefüges bei der Vertheilung der magnetischen Principe eben den Einfluß äußere, welchen wir an den Leitern und Nichtleitern der Electricität vorfanden, so wird uns klar werden, weshalb die Theorie: „daß sowohl die Electricität als der Magnetismus aus zwei entgegengesetzten Principen bestehe, deren jedes ein unendlich bewegliches Fluidum sey, dessen Molecules sich gegenseitig abstoßen und die des entgegengesetzten Princips anziehen," mehr als eine bildliche Darstellung der Sache sey. Erwägen wir ferner, daß sowohl die electrische als magnetische Anziehung im umgekehrten Verhältniß des Quadrats der Entfernung wirke, und daß alle auf diese Gewißheit und die Annahme jener Theorie gebauten Rechnungen, angewendet sowohl auf die Dicke oder Dichtigkeit der auf der Oberfläche eines Körpers lagernden electrischen Schicht als auf die Zusammensetzung eines Magnets aus unendlich vielen kleinen, von der Erfahrung bestätigt wurden, so wird man der auf solche Art geprüften und bewährt gefundenen Theorie den Anspruch auf eine große Wahrscheinlichkeit ihrer Richtigkeit nicht versagen können.

Leicht begreiflich ist es daher, daß die der Erfahrung vorgreifende Speculation es unwahrscheinlich findet, daß zwei in ihrer Verbreitung durch die ganze Erde, in ihren Wirkungsgesetzen so analoge Principe zugleich und zusammen existent, dennoch aber wesentlich different seyn sollten, und viel geneigter ist zu vermuthen, daß ein und dasselbe aus zwei Gegensätzen bestehende Princip verschiedener Modificationen fähig sey und alsdann entweder mit magnetischer oder electrischer Thätigkeit auftrete.

Allerdings ist die Art, wie die freien electrischen und magnetischen Fluida den Körpern einwohnen, sehr verschieden. Durch Hervorrufung der ursprünglichen Electricität werden zwei Körper Träger dieser entgegengesetzten Principe. Bei der Electrisirung durch Vertheilung wird zwar ein und derselbe Körper mit beiden freien Electricitäten begabt, aber dennoch sind sie dem Raum nach getrennt und jede derselben nimmt eine andere Seite ein, welches man daraus erkennt, daß man, wenn ein solcher durch Vertheilung electrisirter Körper zerbrochen wird, zwei Theile erhält, deren jeder mit einem dieser Principe behaftet ist. Sogar die galvanische Säule, bei welcher Berührung an die Stelle von Reibung tritt und die in einem Plattenpaar durch Contact erregte Electricität mittelst Mittheilung zu dem nächsten Plattenpaar fortgeleitet wird, wo, wie beim Magnet, in der Mitte ein Indifferenzpunct sich dar-

Digitized by Google

stellt und die polaren Thätigkeiten beider Electricitäten an den entgegengesetzten äußersten Platten auftreten, die deshalb Pole genannt werden, zeigt dennoch, daß die beiden Gegensätze räumlich geschieden sind; denn wenn die obere Hälfte der Säule von der untern getrennt wird, so ist jede derselben mit einer der freien Electricitäten begabt. Bei dem Magnet indessen haben die freien entgegengesetzten Fluida nicht nur den nämlichen Körper, sondern jedes Molecule desselben eine. Indessen kann man einen Apparat darstellen, in welchem die electrischen Principe auf die nämliche Art frei sind wie die magnetischen Gegensätze im Magnet. Dieses ist die sogenannte Cascadenelectrisirung, wo eine beliebige Quantität Glasplatten, jede mit einem doppelten Metallbeleg versehen, parallel aufgestellt werden und alle einander gegenüberstehenden Belege durch Leiter verbunden sind, so daß nur die beiden äußersten Belege der ersten und letzten Platte außer aller leitenden Verbindung sind. Wird nunmehr dieser Apparat isolirt und dem äußern Beleg der ersten oder letzten Platte freie Electricität zugeführt, so erhalten durch Vertheilung alle Belege sämmtlicher Platten freie Electricität, und zwar die beiden Belege jeder Platte entgegengesetzte Electricität, indem durch das Glas als Nichtleiter keine Mittheilung erfolgen kann. Dennoch zeigen die in den Belegen jeder einzelnen Platte befindlichen freien Electricitäten ihre polare Gesammtwirkung an den beiden Enden des Apparats, und die Rechnung gibt den Grund an, weshalb die erste und letzte Platte es seyn müsse, welche als Pole die entgegengesetzten Electricitäten mit vorzüglicher Kräftigkeit offenbaren und weshalb diese Actionen gegen die Mitte zu schnell decresciren und in der Mitte selbst ein Indifferenzpunct stattfinden müsse. Ein solcher Apparat besteht demnach aus einzelnen Platten, deren jede beide Electricitäten inne hat, auf die nämliche Art wie der Magnet aus kleinen Magneten, von welchen jeder seine Pole besitzt. Wenn dieser Apparat in mehrere Theile zerlegt wird, zeigt jeder derselben ganz wie der zerbrochene Magnet an den Enden die entgegengesetzten electrischen Thätigkeiten. Auch finden wir, daß nicht allein eine künstliche Vorrichtung die electrischen Fluida eben so zu trennen vermöge wie wir die magnetischen vertheilt finden, sondern daß auch der Natur diese Art, die beiden entgegengesetzten Electricitäten, eben so wie die Magnetismen, innerhalb der engen Grenzen eines jeden Molecules des Körpers zu fesseln, nicht fremd sey. Der Turmalin und mehrere Crystalle, die sich durch die Eigenthümlichkeit der nicht symmetrischen Form auszeichnen, werden durch Wärme electrisch, ihre beiden Enden offenbaren entgegengesetzte Electricität, und wie der Magnet behalten sie, in noch so kleine Stücke zerbrochen, an den Enden derselben freie heterogene

Digitized by Google

Electricitäten, so daß in ihnen die beiden electrischen Fluida nothwendig in jedem Molecule frei seyn müssen. Diese Vertheilung der Electricität, wie sie nur in Crystallen von nicht symmetrischer Form statt findet, scheint mir um so weniger als sie, welches als nicht hierher gehörig nur angedeutet werden soll, den ersten freilich nur oberflächlichen Blick auf das in dynamischer Hinsicht ganz dunkle Gebiet des Crystallisationsprocesses werfen läßt.

Wir erkennen daher, daß die beiden electrischen Principe auf sehr verschiedene Art den Körpern einwohnen können, und zwar bei der Hervorrufung der ursprünglichen Electricität und Mittheilung, in verschiedene Körper verlegt; bei der Vertheilung und galvanischen Säule zwar dem nämlichen Körper zugetheilt, aber räumlich in demselben geschieden; bei der Cascadenelectrisirung und dem Turmalin endlich eben so wie die freien Magnetismen, innerhalb jedes einzelnen Molecules des Körpers eingeengt. Diese neue Analogie des electrischen und magnetischen Princips, welche demnach nicht einmal durch die Art, wie sie im freien Zustand den Körpern anhängen, geschieden sind, scheint mir einer der wesentlichsten Gründe, ihre Identität zu vermuthen.

Allerdings bleibt die Eigenthümlichkeit der Feuererscheinung bei der electrischen Action und die Influenz der electrischen Thätigkeit auf alle Körper, während der Magnet seine Wirksamkeit nur auf Eisen, Kobalt nnd Nickel erstreckt, eine nicht wegzuräumende Ungleichheit beider Agentien. Wenn wir indessen bedenken, daß bei der Erregung der galvanischen Electricität, welche von der Hervorrufung der gewöhnlichen nur dadurch sich unterscheidet, daß an die Stelle der Reibung der Contact zweier, in Bezug auf ihre chemische Verwandtschaft zum Sauerstoff heterogener Körper gewöhnlich edlerer und unedlerer Metalle tritt, wo also Niemand die vollkommene Identität der Principe selbst leugnen wird, dennoch das Phänomen des electrischen Funkens sich in eine chemische Zersetzung verbundener Stoffe verwandelt, so ist es gewiß für keine phantastische Idee zu halten, wenn man die Möglichkeit annimmt, dasjenige Princip, welches wir aus Electricität in Galvanismus umgeändert erblicken, könne eben so gut durch eine anderweitige Modification in Magnetismus verkehrt werden. Ueberdies läßt die von Cassini, Humboldt und Hansten beobachtete starke Irritation der Magnetnadel bei Erscheinung des Nordlichts dieses Phänomen vielleicht als einen mit Feuererscheinung verbundenen magnetischen Proceß betrachten. Was den ausschließlichen Einfluß des Magnetismus auf einige Metalle betrifft, so hat schon Coulomb Zweifel dagegen erhoben und in andern Substanzen Spuren einer magnetischen Wirkung finden wollen, und es wäre, da wir wissen, daß die Erde als ein großer Magnet auftritt, wol

Digitized by Google

nicht unmöglich, daß der Magnetismus wirklich jedem Körper zugänglich sey, daß aber die daraus resultirende Action sich analog der Schwerkraft erst in der Zusammenwirkung aller Theile der ganzen Erde erkennen lasse und das Eisen und einige Metalle aus einem unbekannten Grunde besonders geeignet wären Träger dieses Princips zu seyn.

Das analoge Verhalten der Electricität und des Magnetismus, welches hier seinen Umrissen nach dargestellt ist, gab schon lange der hier ausgesprochenen Vermuthung Raum, daß Electricität und Magnetismus nur Modificationen des nämlichen Wesens seyn möchten, und nicht nur die Speculation, auch Beobachtung leitete zu dieser Annahme. Wilke fand, daß eine aufgehängte, im natürlichen Zustand befindliche Nadel durch einen starken electrischen Schlag magnetisch würde. Mojon, Professor in Genua, hatte schon früh bemerkt, daß die Entladung der galvanischen Säule die Magnetnadel afficire. Romagnesi zu Trente bemerkte, daß durch die galvanische Säule Stahl magnetisirt werden könnte. Beccaria hatte schon transversale Magnete, d. i. Magnete, welche von den gewöhnlichen dadurch abweichen, daß nicht die Endflächen, sondern die Seitenflächen oder Kanten die Pole enthalten, welche mithin, wenn sie ihre Pole nach dem Meridian richten, ihre Endflächen gegen Osten und Westen kehren, durch electrische Schläge dargestellt, indem er Nadeln oder Stäbe ihrer Länge nach gegen Osten und Westen stellte und den electrischen Schlag der Quere nach von Norden nach Süden durchfahren ließ.

Ueberdies hatte man wahrgenommen, daß der Blitz auf Schiffen die Magnetnadel ablenke und zuweilen sogar ihre Pole umwandle, und die Bemerkung, daß die Meteorsteine, deren Erscheinung ein electrisches Phänomen vorherzugehen pflegt, gerade aus den Stoffen beständen, welche dem Magnetismus zugänglich sind, sprach ziemlich deutlich für den innern Zusammenhang beider Agentien.

Aber diese Beobachtungen wurden theils nicht mit der nöthigen Klarheit dargelegt, um allgemeines Interesse zu erregen, theils nicht hinlänglich bekannt und wieder vergessen, theils wurde der auf die angegebenen Arten erweckte Magnetismus als ein hervorgerufener ursprünglicher betrachtet, indem man die Erregung desselben der durch die Electricitätsentladung bewirkten Erschütterung beimaß, mit einem Wort es war das Ei des Columbus.

Oersted war es vorbehalten die electrischen und magnetischen Phänomene zu vereinen und durch eine bestimmte Beobachtung zu zeigen, wie die electrische Action in eine magnetische überginge. Während diese Entdeckung auf der einen Seite ein Triumph der

Digitized by Google

Speculation war, indem sie bestätigte, was der Geist, ausgehend von der Idee der größten Einfachheit in der Natur, geahnet hatte, so zeigte sie auf der andern Seite, wie leer die Speculation sey, die im Glauben an ihre Untrüglichkeit der Erfahrung entbehren zu können glaubt, und wie eine mit Vorsicht angestellte, mit Treue mitgetheilte und mit Scharfsinn benutzte Beobachtung die Wissenschaft mehr fördert, als das verlockende Spiel des Gedankenflugs.

2. Electro-magnetische Phänomene. Theorie von Ampère.

Im Jahr 1820 machte Oerstedt seine Entdeckung, daß bei der geschlossenen galvanischen Säule ein magnetisches Phänomen von ihm beobachtet worden sey, in einem Programm: „Experimenta circa effectum conflictus electrici in acum magneticam, auctore I. C. Oerstedt", Kopenhagen 21. Jul. 1820, der Welt bekannt.

Die an der galvanischen Säule angestellten Beobachtungen zerfallen bekanntlich in zwei wesentlich von einander getrennten Classen von Erscheinungen. Jeder der mit einem Pol der Säule in Verbindung stehenden Leitungsdrähte zeigt, daß in ihm eine derjenigen Electricitäten angehäuft sey, welche die Electrisirmaschine darstellt, und der Electrometer beweist, daß die positive Electricität sich am Zinkpol, die negative am Kupferpol gesammelt habe. Werden nunmehr die beiden Pole der Säule durch Leiter in Verbindung gesetzt, welches man Schließen der Säule nennt, so wird der empfindlichste Electrometer nicht mehr afficirt, jede Wirksamkeit der Säule nach außen schweigt, und an die Stelle der electrischen Erscheinungen treten die sogenannten galvanischen Phänomene, nämlich die Zersetzung der in den Schließungskreis gebrachten chemischen Substanzen, das Glühen feiner Metalldrähte und dergl. Aus diesen galvanischen Erscheinungen, in welche die electrischen übergehen, ersieht man, daß der Proceß, durch welchen die Säule ihren Polen freie Electricität zuführt, während der Schließung keineswegs aufgehört hatte. Da jedoch an keinem Punct der geschlossenen Säule Anhäufung von Electricität erfolgt, und da, sobald die zwischen den beiden Polen der Säule stattfindende Leitung aufgehoben wird, das mit dem Zinkpol verbundene Ende des Leitungsdrahts sogleich die positive, das mit dem Kupferpol in Vereinigung stehende die negative Electricität zeigt, so wurde man zu der Annahme genöthigt, daß bei der geschlossenen Säule die dem Zinkpol zugeführte positive Electricität wie ein Strom durch den Leitungsdraht zu dem Kupferpol geleitet würde

Digitized by Google

und, durch den Apparat selbst zu dem Zinkpol zurückkehrend, seinen Kreislauf vollende. Das Entgegengesetzte findet für die negative Electricität statt, welche von dem Kupferpol durch den Leitungsdraht zu dem Zinkpol und von diesem durch den Apparat zu dem Kupferpol strömt. Diese Annahme der beiden electrischen Ströme gewinnt dadurch einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, daß sie erklärt, weshalb, wenn die Säule aufhört geschlossen zu seyn, nothwendig die in ihren Kreisläufen unterbrochenen electrischen Ströme bis zu den beiden Endpuncten fortlaufen und sich an den mit den Polen der Säule verbundenen Enden der Leitungsdrähte sammeln und anhäufen müssen. Da der Strom der negativen Electricität die entgegengesetzte Richtung des Laufes der positiven hat, so begnügt man sich den positiven Strom allein im Auge zu behalten und ihn ausschließlich den electrischen Strom zu nennen.

Die von Oerstedt gemachte Beobachtung bestand im Folgenden: „Der die beiden Pole einer galvanischen Säule verbindende „Schließungsdraht ist magnetisch, offenbart diese Eigenschaft durch „Afficiren der Magnetnadel, und zwar hängt die Richtung, nach „welcher die Nadel abgelenkt wird, von der Richtung des electri„schen Stroms ab, dessen Träger der Draht ist. Wenn der ho„rizontale von Süden nach Norden geleitete electrische Strom „über der Magnetnadel wegfließt, so wird der nach dem Nordpol „der Erde gerichtete Pol der Nadel gegen Westen abgelenkt; be„findet sich der Strom unter der Magnetnadel, so weicht der „nämliche Pol gegen Osten ab; ist der Strom in gleicher Hori„zontalebene mit der Nadel, so findet keine Abweichung statt; „aber der nach dem Nordpol der Erde gerichtete Pol der Nadel „wird emporgehoben, wenn der Strom östlich von der Nadel vor„beifließt, und niedergedrückt, wenn des Stromes Lauf westlich ist. „Die magnetische Kraft des Drahtes versetzt, wenn sie energisch „genug ist, um die Influenz des Erdmagnetismus auf die Nadel „zu vernichten, die in der Abweichungsebene schwebende Magnet„nadel in eine auf die Richtung des Drahts senkrechte Stellung."

Diese Entdeckung, durch welche der Uebergang des electrischen Phänomens einer galvanischen Säule in eine magnetische Erscheinung und zwar in dem nämlichen Augenblick, wo die electrische Wirksamkeit beim Schließen der Säule aufhört sich sichtbar darzustellen, dargethan wurde, erregte allgemeine Aufmerksamkeit und es entstand ein erfreulicher Wetteifer der ausgezeichnetsten Naturforscher, um die von Oerstedt beobachtete Erscheinung festzustellen und zu erweitern. „Die Annales de chimie et de physique par Gay-Lussac et Arago", das „Journal de physique", Gilbert's „Annalen", das „Journal für Chemie und Physik von

Schweigger und Meinecke", das „Journal of the royal institution" und mehrere andere Zeitblätter beeilten sich die einzelnen Versuche und Entdeckungen über diesen wichtigen Gegenstand zu verbreiten. Zum richtigen Verstehen der mannichfachen, die Oerstedt'sche Entdeckung erweiternden Versuche ist es nöthig sich den Unterschied deutlich vorzustellen, welcher zwischen dem Lauf des electrischen Stroms einer geschlossenen Säule und einer geschlossenen einfachen Kette statt findet, und zwar ist dieses um so wichtiger, als durch die Verwechselung dieser beiden Ströme bedeutende Mißverständnisse entstanden sind, wie man solches in Gilbert's „Annalen", Jahrgang 1820, Band III, Seite 348, näher angegeben findet. Da man nämlich bald bemerkte, daß eine vermehrte Plattenzahl, aus denen die Säule erbaut wurde, die Energie der magnetischen Phänomene hindere, indem es bei Hervorrufung derselben mehr auf die Quantität der in einer gegebenen Zeit durch den Leiter strömenden Electricität als auf die Intensität derselben ankäme, so zog man den Gebrauch einer einfachen, aus zwei durch eine gut leitende Flüssigkeit von einander getrennten heterogenen Metallplatten von bedeutender Größe, welche mittelst eines Drahts in Verbindung gesetzt werden, bestehenden galvanischen Kette dem der Säule vor. Während bei der Säule der Schließungsdraht die am Zinkpol bereits frei aufgetretene positive Electricität dem Kupferpol zuleitet, so bewirkt bei der einfachen Kette der die beiden Platten verbindende Draht erst den Contact derselben, mithin die Trennung der beiden bisher gebundenen Electricitäten, und folglich geschieht das Zuströmen der positiven Electricität zu der Zinkplatte mittelst dieses Verbindungsdrahts, so daß der electrische Strom von der Zinkplatte durch den feuchten Leiter zu der Kupferplatte fließt und seinen Kreislauf bildet, indem er durch den Verbindungsdraht zu der Zinkplatte zurückkehrt. Auf diese Art hat der electrische Strom, worunter, wie bereits erwähnt, der von der positiven Electricität gebildete Kreislauf verstanden wird, bei einer geschlossenen Säule die entgegengesetzte Richtung als bei einer geschlossenen einfachen Kette.

Ferner muß man bei Lesung französischer Abhandlungen stets im Auge behalten, daß in Bezug auf die Pole eines Magnets zwischen den Deutschen und Franzosen eine Verschiedenheit der Benennung obwaltet. Die Deutschen nennen, indem sie dem sinnlichen Anblick folgen, das gegen den Nordpol der Erde gerichtete Ende des Magnets den Nordpol der Nadel, das entgegengesetzte ihren Südpol. Die Franzosen hingegen haben mehr die wissenschaftliche Ansicht vor Augen, und von der Erfahrung ausgehend, daß die entgegengesetzten Magnetismen einander anziehen, daß mithin das gegen den Nordpol der Erde gerichtete Ende des

Digitized by Google

Magnets mit südlichem Magnetismus behaftet seyn müsse, bezeichneten sie dasselbe als den Südpol und das dem Südpol der Erde zugekehrte Ende als den Nordpol der Nadel. Die erste Zusammenstellung der zerstreuten Aufsätze in ein so geordnetes Ganzes, als es bei einem in so raschem Fortschritt begriffenen Zweig der Wissenschaft möglich war, gab das Werk: „Exposé des nouvelles decouvertes sur le magnetisme et l'electricité par Ampère et Babinet", Paris, bei Crochard, 1821, welches unter dem Titel: „Darstellung der neuen Entdeckungen über die Electricität und den Magnetismus durch Ampère und Babinet", Leipz., Voß, 1822, in deutscher Uebersetzung erschien.

Nachdem Oerstedt's Entdeckung bewiesen hatte, daß die Electricität fähig sey magnetische Action hervorzurufen, war es die erste Aufgabe zu untersuchen, ob der magnetisch gewordene Schließungsdraht alle an dem gewöhnlichen Magnet beobachteten Eigenschaften besitze, ob nämlich zwei solche Drähte gegenseitig magnetische Einwirkungen auf einander äußern, ob dieser Draht von dem Erdmagnetismus gleich einem andern Magnet sollicitirt werde, und endlich ob er fähig sey selbst wieder künstliche Magnete hervorzubringen. Auf ähnliche Art wie man der horizontal schwebenden Declinationsnadel oder der in einer auf dem Horizont senkrechten Ebene aufgestellten Inclinationsnadel eine Leichtigkeit sich um ihre Axe zu drehen ertheilt, gab Ampère, durch sinnreiche Vorrichtungen, Theilen des Schließungsdrahts eine große Beweglichkeit, ohne daß der electrische Strom in seinem Fortgang gehemmt wurde. Indem er auf solche Art, je nachdem der electrische Strom eine bewegliche oder unbewegliche Stelle des Leitungsdrahts durchströmt, bewegliche oder unbewegliche Ströme in verschiedenen Richtungen einander begegnen ließ, entdeckte er, daß Drähte, welche von electrischen Strömen durchflossen werden, sich durch ihre wechselseitige Einwirkung auf einander so zu stellen suchen, daß ihre Ströme in gleicher Richtung gehen, daß die gleiche Richtung habenden Ströme und mittelst derselben die Drähte, welche ihre Träger sind, sich anziehen und in der erlangten Annäherung beharren, während Ströme, deren Richtung entgegengesetzt ist, sich abstoßen. Demnach bestimmt die Richtung des beweglichen und unbeweglichen Stroms, ob Anziehung oder Abstoßung erfolgen werde, und die Umkehrung der Richtung des Stroms im beweglichen oder unbeweglichen System verwandelt Anziehung in Abstoßung und umgekehrt, während Umkehrung derselben in beiden Systemen zugleich keine Veränderung hervorbringt.

Wenn ein solcher beweglicher Theil des Schließungsdrahts von der Form einer so viel als möglich geschlossenen Curve, die

Digitized by Google

nicht weiter offen ist als erfordert wird, um die beiden Enden des die Curve bildenden Drahts mit den Polen der Säule zu verbinden und den electrischen Strom durch diese bewegliche Curve hindurch zu leiten, der Einwirkung des Erdmagnetismus ausgesetzt wird, so richtet diese Kraft den electrischen Strom so, daß die Ebene der von ihm durchlaufenen Curve senkrecht gegen die Ebene des magnetischen Meridians und gegen die Linie, welche die Inclination der Nadel bezeichnet, steht. In derjenigen Seite der Curve, welche der Erde am nächsten ist, geht der electrische Strom von Ost nach West und in der gegenüberstehenden von West nach Ost.

Um daher bei Versuchen über die Wirkung der electrischen Ströme ein reines, durch keine Influenz des Erdmagnetismus gestörtes Resultat zu erhalten, muß der bewegliche Theil des Schließungsdrahts, an welchem die Beobachtung angestellt werden soll, zuvor in diejenige Lage gesetzt werden, in welche der Erdmagnetismus ihn an und für sich zu bringen strebt, damit man sicher sey, daß die Veränderung, welche er durch die Näherung des electrischen Stroms in seiner Richtung erleidet, nur diesem letztern zuzuschreiben sey. Da jedoch die neue Richtung, in welcher sich der Draht fixirt, stets das zusammengesetzte Resultat der Einwirkung des electrischen Stroms und des Erdmagnetismus bleibt, so muß, wenn es zugleich auf Erforschung der Kraft, mit welcher der electrische Strom den beweglichen Leiter anzieht oder abstößt, ankommt, nothwendig die Einwirkung des Erdmagnetismus ganz verbannt werden; welches Ampère auf eine der Compensation des Pendels analoge Art erlangte, indem er dem beweglichen Theil des Leiters die Form von zwei gleichen Figuren gab, in denen der electrische Strom nach entgegengesetzter Richtung strömt, so daß die Wirkung des Erdmagnetismus auf die eine Hälfte dieses Leiters durch die entgegengesetzte Influenz auf die andere genau annullirt wird. Eine solche Vorrichtung, welche jede Störung durch den Erdmagnetismus abwendet, heißt ein astatischer Apparat.

Ampère glaubte die beobachtete Anziehung und Abstoßung der electrischen Ströme als das Grundgesetz aller magnetischen Phänomene betrachten zu können und baute darauf seine Theorie, die er sowohl in dem oben angeführten Werke als in einer besondern Schrift: „Mémoire sur l'action continuelle de deux courans électriques par Ampère", Paris, bei Crochard, 1821, darstellte.

Von der sehr richtigen Idee ausgehend, daß man die wirkenden Ursachen der Natur nicht ohne Grund vervielfältigen müsse, verglich er die Action zweier Leiter gegen einander mit der Einwirkung des Erdmagnetismus auf den Leiter, eben so wie man früher das gegenseitige Verhalten zweier Magnete mit der In-

Digitized by Google

fluenz der Erde auf die Magnetnadel zusammengestellt hatte. Ampère fand, daß, wenn die Erde electrische Ströme hätte, welche senkrecht auf den magnetischen Meridian von Ost und West flöſſen und südlich vom Ort der Beobachtung lägen, ihre Einwirkung auf den eine geschlossene Curve bildenden beweglichen Leiter, zufolge der erforschten Action eines unbeweglichen Leiters auf einen beweglichen, genau die nämliche seyn müſſe, welche die Erde wirklich hervorbringt. Er stellte demnach die Hypothese auf, daß die Anziehung oder Abstoßung electrischer Ströme vollkommen identisch sey mit den magnetischen Phänomenen, daß jede magnetische Anziehung oder Abstoßung durch electrische Ströme hervorgebracht werde, je nachdem selbige in gleicher oder entgegengesetzter Richtung flöſſen, daß endlich der Erdmagnetismus die Wirkung eben solcher Ströme sey, welche die Erde von Osten nach Westen in einer auf dem magnetischen Meridian senkrechten Richtung umkreisten und, ihrer resultirenden Wirkung nach, südlich von Europa anzunehmen wären.

Diese Ansicht, welche sich dadurch empfiehlt, daß sie die Wirkung des Erdmagnetismus auf den beweglichen Leiter unter das nämliche Gesetz stellt, welches bei der Action von Leitern gegen einander sich ergeben hatte, mußte zuvörderst dadurch geprüft werden, daß man erforschte, ob sie, von der Erde auf den Magnet übertragen, ebenfalls der Ablenkung der Magnetnadel sowohl durch den electrischen Strom als den Erdmagnetismus Genüge leistete.

Wegen des Conflicts, worin bei der Einwirkung des electrischen Stroms auf die Magnetnadel die ablenkende Kraft des Stroms mit der richtenden Kraft der Erde steht, erfand Ampère, um den störenden Einfluß des Erdmagnetismus auf die Nadel zu beseitigen, die sogenannte astatische Nadel, welche sich in einer auf derjenigen Richtung, welche der Erdmagnetismus ihr ertheilen würde, senkrechten Ebene bewegt, so daß dieser keine richtende Wirkung auf sie ausüben kann. Mit Hülfe solcher astatischen Nadeln wurde die Ablenkung der Magnetnadel durch den electrischen Strom, welche einzig und allein von der Richtung dieses Stroms in Bezug auf die Nadel abhängt und worauf die Oerstedt'schen Versuche anfangs ausschließlich gerichtet waren, unter mannichfachen Abänderungen erforscht und dahin festgestellt, daß die Ablenkung, welche die Magnetnadel durch den electrischen Strom erleidet, sich auf folgendes Schema reduciren lasse: „Man stelle sich eine menschliche Figur so in dem electrischen Strom schwimmend vor, daß der Lauf des Stroms von den Füßen zu dem Kopf dieser Figur geht und das Gesicht derselben der Nadel zugekehrt sey, so wird der nach dem Nordpol der Erde gerichtete Pol der Nadel stets zur Linken dieser Figur abgelenkt werden."

Digitized by Google

Mithin wirkt der electrische Strom auf die Nadel genau eben so, als wenn die im magnetischen Meridian befindliche und als ein Parallelepipedum betrachtete Horizontalnadel von electrischen Strömen umflossen würde, welche auf ihrer untern, der Erde am nächsten liegenden Fläche von Osten nach Westen gerichtet wären, auf der westlichen Seitenfläche emporstiegen, auf der obern dem Horizont parallelen Fläche von Westen nach Osten gingen und ihren Kreislauf vollendeten, indem sie auf der östlichen Seitenfläche niederstiegen. Denkt man sich den Magnet von solchen Strömen umkreist und den electrischen unbeweglichen Strom strebend den Lauf der Ströme des Magnets dem seinigen gleich zu richten, so muß die Nadel sich nothwendig in die durch obenstehendes Schema bestimmte Richtung begeben und sich fixiren, sobald ihre Ströme mit jenem der Säule gleiche Richtung haben.

Diese Richtung ist es, welche wir nach der Theorie von Ampère schon a priori den dem Magnet einwohnenden Strömen geben mußten, nachdem wir die Ströme, welche die Erde umkreisen, jener Theorie gemäß, angenommen hatten; denn, da die Erde sich als ein großer Magnet offenbart, so muß, wenn wir die Ursach des Magnetismus in electrischen Strömen suchen, dieses auf die Erde und den Magnet gleiche Anwendung finden und beide müssen in Bezug auf die gleichnamigen Pole (nach der französischen Terminologie) auf gleiche Art von diesen Strömen umkreist werden. Endlich ist die angegebene Richtung dieser Ströme die nämliche, welche die Ströme, von denen wir uns die Erde von Ost nach West umflossen vorstellen, nothwendig den Strömen des Magnets ertheilen müssen, wenn sie auf diese eben so einwirken, wie ein unbeweglicher Strom auf einen beweglichen, und das Streben der Erde den Magnet nach den beiden Erdpolen zu richten, wäre alsdann das nothwendige Ergebniß der bei den Leitern electrischer Ströme gemachten und als das alle magnetischen Phänomene beherrschende Gesetz aufgestellten Erfahrung, daß ein unbeweglicher Strom einem beweglichen eine der seinigen gleiche Richtung zu geben sucht.

Der Gegenversuch, indem man einen Magnet auf einen beweglichen Leiter wirken ließ, zeigte, daß der Leiter eine auf der die beiden Pole des Magnets verbindenden Linie senkrechte Richtung annimmt und zwar so, daß der gegen den Nordpol der Erde gerichtete Pol des Magnets zur linken Seite des Stromes, dessen Träger der Leiter ist, sich befindet, wo alsdann die im Magnet angenommenen Ströme gleiche Richtung mit denen des Leiters haben.

Demnach stimmen alle über die Wechselwirkung der electrischen Leiter und Magnete angestellten Versuche vollkommen mit

Digitized by Google

der Theorie von Ampère überein, welche einen noch höhern Grad von Wahrscheinlichkeit erlangte, als Arago, nachdem er betrachtet hatte, daß der Schließungsdraht, aus welchem Metall er auch gefertigt war, Eisenfeile anzöge, ganz der Theorie von Ampère folgend, durch die Action des electrischen Stroms Magnete schuf. Wenn es wahr ist, folgerte Arago, daß der Magnetismus die Wirkung electrischer Ströme sey, deren Ebenen senkrecht gegen die Linie, welche die beiden Pole des Magnets verbindet, gerichtet sind, so besteht nothwendig das Magnetisiren bisher unmagnetischer Körper in dem Hervorrufen solcher Ströme, mithin darin, daß die ruhenden Electricitäten in Bewegung gesetzt und veranlaßt werden die angegebenen Kreisläufe zu beschreiben. Wenn demnach der electrische Strom in einer unmagnetischen Nadel solche Ströme hervorrufen soll, wie wir beim Magnet angenommen haben, welche mithin die Nadel in ringförmigen, auf ihrer Längenaxe senkrechten Kreisen umfließen sollen, so muß, da der electrische Strom den von ihm zu erzeugenden Strömen, vermöge der als Grundgesetz aufgestellten Erfahrung, gleiche Richtung mit seinem eignen Lauf zu ertheilen strebt, die Nadel rechtwinkelig gegen den Schließungsdraht, welcher Träger des electrischen Stroms ist, gelegt werden, damit die verlangten Ströme in ihr entstehen können. Der bleibende Magnetismus, welchen Arago auf diese Art den Nadeln ertheilte, schien zu beweisen, daß Ampère dem Gesetz der Natur sehr nahgekommen sey. Auch Seebeck hatte bereits beobachtet, daß Stahlnadeln quer an dem Schließungsdraht gerieben, bleibend magnetisch werden, aber in einer mit der Länge des Schließungsdrahts parallelen Nadel vermochte Arago keine Spur von Magnetismus zu entdecken. Aehnliche Versuche stellten Gazzevi, Professor der Chemie, der Marchese Ridolphi zu Florenz und mehrere andere italienische Naturforscher an, deren Bemühungen in der „Bibliothèque universelle", 1821, p. 101, aufgezeichnet sind, welche, so wie auch Davy, wahrnahmen, daß der mit der Längenaxe der Nadel in gleicher Richtung laufende Strom einen geringen Transversalmagnetismus erzeugt, welches ganz mit Ampère's Theorie conform ist; denn wenn, wie wir früher sahen, Ströme, deren Ebenen senkrecht auf die Längenaxe der Nadel sind, gewöhnlichen Längenmagnetismus erregen, so ist die nothwendige Folge, daß Ströme, deren Ebenen der Längenaxe der Nadel parallel sind, einen Transversalmagnetismus geben müssen, welcher wegen der viel geringern Zahl von Umkreisungen natürlich ungleich schwächer ist. Bekanntlich versteht man unter Transversal- oder Quermagnet einen magnetischen Stab oder Nadel, wo die Pole nicht nach der Längen-, sondern Queraxe gelagert sind, kurz einen gewöhnlichen Magnet, dessen Länge so verkürzt ward,

Digitized by Google

daß sie geringer als der Querdurchmesser ist, mithin die Benennung der Länge des Magnets verliert, während die Pole auf ihren Endflächen bleiben.

Hierauf weiter gehend, schloß Arrago, daß ein Stahlstab, den man mit den Windungen eines schraubenförmig um ihn gebogenen, wie ein Pfropfenzieher ausgezogenen Schließungsdrahts umgäbe, electrische Ströme nach gleicher Richtung erlangen, mithin magnetisch werden müsse, und zwar würde das links vom Lauf dieses schraubenförmig fließenden Stroms, d. h. zur linken Hand der in dem Strom auf oben erwähnte Art schwimmenden menschlichen Figur liegende Ende des Stabs sich als Südpol kund geben, mithin gegen den Norden der Erde richten. Diese rein a priori angestellte Schlußfolge bestätigte die Erfahrung. Die Richtung, nach welcher der Draht gewunden war, bestimmte die Pole des neu erlangten Magnets ganz nach der auf Ampère's Theorie gegründeten Voraussagung. Unmagnetische Stahlnadeln in schraubenförmig gewundene Leitungsdrähte gelegt, so daß sie von den Schraubengängen umkreist, wobei, um die Wirkung des Erdmagnetismus zu vermeiden, der schraubenförmige Theil des Drahts während des Versuchs in einer auf den magnetischen Meridian senkrechten Lage sich befand, nahmen in kurzer Zeit bleibenden Magnetismus an. In der rechts gewundenen Schraubenspirale, deren Axe die zu magnetisirende Nadel bildet, liegt der Südpol (nach französischer Bezeichnungsart) stets nach der Seite hin, wohin der Strom sich bewegt, der Nordpol nach der entgegengesetzten. Man kann auf diese Art in einer und derselben Stahlnadel eine Reihe mit einander abwechselnder Pole, sogenannte consecutive Puncte, hervorrufen, welches Arrago dadurch erlangte, daß er dem die zu magnetisirende Nadel umkreisenden Draht abwechselnd rechts und links gewundene Schraubengänge gab. Die Theile der Stahlnadel, welche sich in den verschiedenen Spiralen befanden, wurden so magnetisch als ob sie getrennt in denselben gelegen hätten, der erste rechts gewundene Theil der Spirale gab der Nadel erst einen Nordpol und bei seinem Aufhören einen Südpol, woran sich ein neuer, durch den links gewundenen Theil erzeugter Südpol anschloß, und so bildete die Nadel eine solche Reihe consecutiver Puncte, als ob sie aus einzelnen mit ihren gleichnamigen Polen an einander gefügten Magneten zusammengesetzt sey.

Eine sehr interessante Prüfung seiner Theorie ersann Ampère selbst. Wenn der schraubenförmige Schließungsdraht, welcher der Träger des electrischen Stroms ist, dadurch Magnete schafft, daß er in der seiner Einwirkung ausgesetzten Stahlnadel electrische Ströme nach gleicher Richtung hervorruft, so muß, folgerte Ampère, eine solche Spirale selbst ein Magnet oder wenigstens nur

Digitized by Google

dadurch von einem Magnet verschieden seyn, daß die electrischen Ströme den Magnet nicht schraubenförmig, wie bei dieser Spirale der Fall ist, sondern senkrecht gegen die Längenaxe umkreisen. Soll daher der electrische Strom der Spirale gleiche Wirkung mit den einen Magnet umfließenden Strömen hervorbringen, so ist es nothwendig, daß von den beiden Seitenkräften, in welche die in der Richtung der Spirale wirkende magnetische Kraft des electrischen Stroms, dessen Träger der spiralförmige Draht ist, zerlegt werden kann, derjenige Theil, welcher mit der Längenaxe parallel ist, vollkommen annullirt werde und nur der nach der Tangente des Schraubencylinders wirkende Theil der Kraft allein übrig bleibe. Diese Vernichtung des nach Richtung der Längenaxe wirkenden Theils des Drahts erlangte Ampère auf die nämliche Art, wie er seinen astatischen Apparat dem Einfluß des Erdmagnetismus entzogen hatte. Er wand den schraubenförmigen Draht um eine Glasröhre und ließ im Innern derselben den Draht parallel, mit der Längenaxe aber in entgegengesetzter Richtung zurückgehen, so daß die Wirkung des nach Richtung der Längenaxe gehenden Drahts vollkommen aufgehoben wurde, weil in jenem innerhalb der Röhre zurückgeführten Draht der electrische Strom die entgegengesetzte Richtung und Wirkung hatte. Demnach ist die Gesammtwirkung der Schraubenspirale auf die electrischen Ströme reducirt, welche in Ebenen senkrecht auf die Axe der Röhre kreisen.

Die Erfahrung bestätigte die von Ampère auf die Richtigkeit seiner Theorie gebaute Schlußfolge auf das vollkommenste: die auf die angegebene Art gefertigte Schraubenspirale zeigte alle Eigenschaften des Magnets, besaß zwei Pole und ward, gleich einem andern Magnet, von dem Erdmagnetismus gerichtet.

Ueber die Würdigung der Theorie von Ampère erschienen mehrere Abhandlungen, von denen eine unter dem Titel: „Versuche über den Electromagnetismus, nebst einer kurzen Prüfung der Theorie des Herrn Ampère, vom Freiherrn von Althaus, mit einer Vorrede vom Hofrath Muncke", Heidelberg, Universitätsbuchhandlung von A. Oßwald, 1821, erschienenes Werkchen anzuführen ist, welches äußerst einfache Apparate zur Darstellung der electromagnetischen Phänomene angibt und deshalb zu empfehlen ist. Der Verfasser nimmt die Electricität und den Magnetismus nicht als identisch an, sieht in der Electricität nur ein Mittel, im Schließungsdraht magnetische Kraft hervorzurufen und sucht die durch den Schließungsdraht hervorgebrachte Action dadurch zu erklären, daß er denselben als einen transversalen Magnet mit vier Axen und acht Polen betrachtete. Einer ähnlichen Ansicht schien auch Berzelius in seinem „Jahresbericht über die Fortschritte der

physischen Wissenschaften, übersetzt von Gmelin", Tübingen, 1822 und 1823, zu folgen.

In diesen Schriften scheint mir das Bestreben von Ampère, sowohl die magnetischen Phänomene der Erde als die des gewöhnlichen Magnets auf die an den Schließungsdrähten der galvanischen Säule beobachtete und constatirte Wechselwirkung electrischer Ströme zurückzuführen und unter ein einfaches Gesetz zu stellen, nicht gehörig gewürdigt zu seyn. Ich bin sogar überzeugt, daß, wenn man, ohne vom Magnetismus irgend eine Kenntniß zu haben, die Wirkung electrischer Ströme gegen einander zuerst entdeckt, dann den Einfluß der Erde auf diese Ströme erkannt und erst hierauf die magnetischen Erscheinungen wahrgenommen hätte, Niemand bezweifelt haben würde, daß gleicher Wirkung gleiche Ursach zuzuschreiben sey. Ferner scheint mir die Forderung, daß Ampère die Existenz der hypothetisch der Erde und dem Magnet beigelegten electrischen Ströme nachweisen sollte, unbillig, da eine sinnliche Darstellung derselben unmöglich ist, und die Bemerkung, daß alle beobachteten magnetischen Phänomene genau die nämlichen seyn würden, als sie wirklich sind, wenn die Erde solche Ströme hätte, ist offenbar hinreichend ihr Daseyn als eine genügende Hypothese annehmen zu können, um so mehr als diese Hypothese nicht nur die electrischen und magnetischen Erscheinungen an einander knüpft, sondern auch begreiflich macht, daß die von electrischen Strömen durchflossene Erde als ein unerschöpflicher Electricitätsbehälter betrachtet werden könne. Ueberhaupt haben mehrere Gegner von Ampère das Wort „electrischer Strom" wohl in einem zu buchstäblichen Sinne genommen, indem man damit nur den Lauf der in Bewegung befindlichen Electricitäten, welche an den beiden Polen frei auftraten und während der Schließung der Säule aufhörten ihre Thätigkeit nach außen zu zeigen, andeuten will, ohne damit zu behaupten, daß die beiden Electricitäten dem nämlichen Leiter wirklich in entgegengesetzter Richtung wie andere Fluida durchströmten; im Gegentheil ist es wahrscheinlich, daß eine fortgesetzte Reihenfolge von Zersetzungen und Recompositionen beider Electricitäten, welche jedoch das nämliche Resultat liefern, als ob jede der beiden Electricitäten, unabhängig von der andern, den oben angegebenen Kreislauf beschrieben hätte, dasjenige bilde, was wir electrischen Strom nennen. Endlich hat die Theorie von Ampère das große Verdienst, die complicirtesten Bewegungen, welche sich durch Systeme von electrischen Strömen hervorbringen lassen, eben so deutlich construirbar zu machen, als die Mechanik lehrt gegebene Kräfte in eine resultirende zu vereinigen; so daß diese Theorie, selbst wenn spätere Entdeckungen sie als ungenügend darstellen sollten, doch das Verdienst behalten wird, ein ein-

Digitized by Google

faches, klares, bildliches Schema für alle bis jetzt bekannte Fälle zu seyn, wo wirklicher Magnetismus oder Electricität mit magnetischer Kraft auftritt, mithin im unglücklichsten Fall einen mnemonischen Werth haben, welches Verdienst der Erklärung, daß der Schließungsdraht als ein transversaler Magnet mit mehrern magnetischen Axen sey, durchaus nicht beizumessen ist.

Zugleich machte der Professor Erman seine eignen Versuche in einer kleinen Schrift: „Umrisse zu den physischen Verhältnissen des vom Herrn Professor Oerstedt entdeckten electro-chemischen Magnetismus, skizzirt von P. Erman“ (Berlin, bei G. C. Nauck, 1821), bekannt, welche durch den einfachen, sogenannten Rotationsapparat, dessen er sich bedient, interessant sind; indessen entging ihm, eben vielleicht wegen dieser großen Einfachheit, die Einwirkung des Erdmagnetismus auf den beweglichen Leitungsdraht, wodurch er verleitet wurde, eine wesentliche Verschiedenheit zwischen dem gewöhnlichen und dem durch die Electricität hervorgerufenen Magnetismus zu sehen. Ein Versuch Erman's, einen beweglichen Leitungsdraht zwischen die beiden Pole eines in Hufeisenform gebogenen Magnets zu bringen, zeigte, daß beide Pole des Magnets den electrischen Strom auf gleiche Art sollicitiren, indem ihn beide entweder anziehen oder abstoßen. Diese Erscheinung erregte um so mehr Aufsehen, als man bisher gewohnt war die beiden Pole des Magnets stets auf entgegengesetzte Art wirken zu sehen, und gab einen neuen Beweis für die Theorie von Ampère. Denkt man sich nämlich einen Magnet von der Form eines Parallelepipedi, so haben nach der angeführten Theorie alle Ströme, welche sich auf einer und derselben Seitenfläche befinden, gleiche Richtung und behalten diese, wenn der Magnet in die Form eines Hufeisens gebogen wird, so daß alle Ströme der innern concaven Seite des Magnets gleiche Richtung haben, woraus die gleiche Wirkung beider Pole auf den innenliegenden beweglichen Leiter hervorgeht. Um die Darstellung der angeführten electro-magnetischen Erscheinungen durch einfache, leicht zu erlangende Apparate machte sich besonders de la Rive verdient, indem er zwei kleine Platten von Zink und Kupfer, welche durch einen Draht, dem man jede beliebige Gestalt geben konnte, verbunden waren, mittelst eines Korks auf einer leitenden Flüssigkeit schwimmen ließ, wodurch diese kleine galvanische Kette eine große Beweglichkeit erhielt. Der Professor Schweigger erlangte dadurch eine sehr vermehrte Ablenkung der Magnetnadel durch den Schließungsdraht, daß er den mit Seide übersponnenen Draht in einen Ring zusammenwickelte, welcher aus vielen Windungen bestand, so daß, da das Ueberspinnen mit Seide die leitende Berührung der Drähte hindert, die Nadel der vereinten Wirkung

Digitized by Google

vieler electrischer Ströme zugleich ausgesetzt ward, welche Vorrichtung recht passend mit dem Namen Multiplicator belegt wurde. Nachdem die electro-magnetischen Phänomene auf diese Art festgestellt waren, mußte die nächste Untersuchung der Physiker darauf gerichtet seyn, zu erforschen, ob die Hervorrufung magnetischer Action nur die Eigenschaft des Galvanismus sey oder ob die Reibungselectricät das Gleiche bewirke. Yelin, Davy und Arrago und mehrere holländische Physiker widmeten sich dieser Untersuchung und man fand, daß eine isolirte Electrisirmaschine, wo der Conductor mit dem Reibzeug durch einen Draht verbunden, mithin ein dem der geschlossenen Säule ganz ähnlicher Strom zu erwarten war, durchaus keine Wirkung äußere. Wurden dagegen electrische Funken einer Electrisirmaschine oder noch besser einer leidner Flasche durch die Windungen einer Schraube geleitet, so erhielten innerhalb dieser Spirale gelegene Nadeln magnetische Kraft. Auch vermochten electrische Funken, senkrecht gegen Nadeln gerichtet, diese zu magnetisiren und bei Bestimmung der Pole fanden die nämlichen Gesetze statt, welche bei der galvanischen Säule entdeckt waren, indem der vom Conductor ausgehende electrische Funke die entgegengesetzte Polarität hervorbrachte als der dem Reibzeug entnommene. Alle im Sinn der Theorie von Ampère mit Nadeln, Spiralen, Metallplatten u. s. w. angestelltn Versuche gaben das, vermöge jener Ansicht, vermuthete Resultat. Diejenige geheimnißvolle Bewegung der Electricität, welche wir durch das Bild eines Stroms uns zu versinnlichen suchten, bemühte sich Davy näher zu ergründen. Alle electro-magnetischen Erscheinungen sehen wir durch den Leiter hervorgebracht, oder beobachten sie, wenn er beweglich ist, an demselben; die wirkende Ursache schrieben wir zwar dem electrischen Strom zu, aber ungewiß blieb es doch immer, ob die Phänomene, mit welchen wir uns beschäftigten, dem electrischen Strom an und für sich, d. h. seiner ihm als Eigenthümlichkeit zukommenden Thätigkeit zuzuschreiben seyen, oder ob er, ohne selbst magnetische Action zu haben, nur die Fähigkeit besitze, in dem Leiter Magnetismus zu erwecken, ungefähr so wie der mechanische Proceß des Reibens im Glase und Harz die beiden Electricitäten hervorruft. Es mußte daher für die Theorie von hoher Wichtigkeit seyn, diesen Strom, dessen Richtung alle electro-magnetischen Bewegungen bedingt, genauer kennen zu lernen und zwar um so mehr als man geneigt ist der Theorie von Ampère einen bedeutenden Grad von Wahrscheinlichkeit beizumessen, nach welcher dieser Strom an und für sich identisch mit dem Magnetismus ist. Diesen Strom von einem materiellen Träger so viel als möglich zu trennen, erlangte Davy dadurch, daß er die beiden Schließungsdrähte seiner sehr kräftigen

Digitized by Google

Batterie mit Kohlenstreifen versah, welche er einander näherte, bis ein Flammenbogen von electrischem Licht zwischen beiden Kohlenstreifen entstand. Dieser Flammenbogen wurde von den Polen eines starken Magnets angezogen und abgestoßen. Da demnach der Magnet den electrischen Strom, er möge durch ein Metall, welches ihm als Träger dient, oder durch verdünnte Luft, wie bei Davy's Versuch der Fall war, seinen Kreislauf verfolgen, ganz auf die nämliche Art sollicitirt, so ist wohl die nothwendige Folge, daß es der electrische Strom an und für sich sey, welcher mit dem Magnet in Wechselwirkung steht. Wenn schon die Betrachtung, daß der Schließungsdraht magnetische Action zeigte, aus welchem Metall er auch gefertigt war, obgleich man nur einzelne Metalle früher dem Magnetismus zugänglich gefunden hatte, und daß derselbe, sobald die Säule aufgehört hatte geschlossen zu seyn, instantan seinen Magnetismus verlor, wohl eigentlich schon hinreichte den Träger des electrischen Stroms als ganz gleichgültig bei diesen Phänomenen erscheinen zu lassen, so bleibt Davy's directer Beweis doch sehr wichtig und zwar um so mehr, als die obenerwähnte, Ampère entgegengesetzte Theorie wohl nur dadurch entstehen konnte, daß der Schließungsdraht als ein durch eine vom electrischen Strom herbeigeführte Modification hervorgebrachter Magnet betrachtet wurde.

Somit begann die Lehre von den electro-magnetischen Phänomenen sich auszubreiten; experimentale Forschung und Speculation wandten sich auf diesen neuen Zweig der Wissenschaft, welcher durch neue interessante Entdeckungen bald noch ausgedehnter werden sollte.

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

Digitized by Google

Druckfehler zu dem Aufsatze Nr. IV dieses Bandes: „Sinnbilder und Kunstvorstellungen der alten Christen, von Dr. Friedrich Münter, zweites Heft."

Seite 124, Zeile 18 v. u., ist „noch" wegzulassen.
— 125, — 22 v. u., lies: urchristlich für: unchristlich
— 133, — 20 v. u., lies: Donatare für: Donatarn
— 134, — 14 v. u., lies: Annenkapelle für: Auenkapelle
— 137, — 21 v. u., lies: unstreitig für: unverkennbar

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

I. Revision der philosophischen Moral seit Kant und Jacobi. Von Dr. Heinrich Schmid. 1

II. Ueber Deutschlands Nothstand, niedrige Getreidepreise, Prohibitivsysteme, Geldmangel u. s. w.

1. Lowe, England nach seinem gegenwärtigen Zustande ꝛc. Nach dem Englischen bearbeitet und mit Anmerkungen und Zusätzen versehen vom Staatsrathe und Ritter Dr. Ludw. Heinr. von Jakob.

2. von Bülow-Cummerow, Betrachtungen über Metall- und Papiergeld, über Handelsfreiheit, Prohibitivsystem, gegenwärtigen Zustand der ersten europäischen Reiche ꝛc.

3. Soden, Julius Graf von, Ideen über die Mittel, das Sinken des Preises der landwirthschaftlichen Erzeugnisse, also auch des Grundeigenthums zu hemmen, und jenen und diesem Stetigkeit zu sichern.

4. Seutter, J. G. Freiherr von, Ueber das bisherige Sinken der Getreidepreise und die Mittel, demselben entgegenzuwirken. Vorzüglich in Beziehung auf Deutschland.

5. Steimmig, K. P., Gedanken über das Reichsvermögen.

6. Derselbe, Misverständnisse des britischen Korngesetzes.

7. von Vogt, Ueber die Art, wie der Landmann die Periode niedriger Kornpreise zu seinem Besten benutzen könne.

8. Gall, Ludwig, Papiergeld durch Getreidevorrath verbürgt.

9. Koschützki, C. v., Vom Geldmangel und dessen Abhülfe im Allgemeinen und in besonderer Beziehung auf den preußischen Staat.

Erster Artikel. 81

Digitized by Google

Seite

III. Histoire de René d'Anjou, Roi de Naples, Duc de Lorraine et Comte de Provence. Par M. le Vicomte F. L. de *Villeneuve Bargemont*. 3 vols. 114

IV. Sinnbilder und Kunstvorstellungen der alten Christen. Von Dr. Friedrich Münter. Zweites Heft. 120
Von Bg.

V. Die Staatsverfassung der Gothen in Italien. Von Karl Friedrich Neumann. 142

VI. 1. Die neuesten Entdeckungen in der Physik, Heilkunde und Chemie, sowie in den damit verwandten Wissenschaften. Herausgegeben von Dr. *Fr. Sertürner*. Jahrgang 1826. Ersten Bandes erstes Heft.

2. System der Pharmakodynamik, zum Theil als Leitfaden für seine Vorlesungen entworfen von F. A. Rube. 161

VII. Ueber Deutschlands Nothstand, niedrige Getreidepreise, Prohibitivsysteme, Geldmangel u. s. w. Zweiter Artikel. 173

VIII. Verhandlungen der badischen Landstände im Jahr 1825. 241

IX. Denkmäler der deutschen Baukunst, dargestellt von Georg Moller. 312

X. Neueste Entdeckungen der Physik. 328

Digitized by Google

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 065279190

Digitized by Google